Vermischte Schriften

von

Johann Peter Lange.

Dritter Band.

Mèurs.
Verlag der Rheinischen Schulbuchhandlung.
1841.

Recensionen,

Werke und Gegenstände

der

schönen Literatur betreffend.

Von

Johann Peter Lange.

Meurs.
Verlag der Rheinischen Schulbuchhandlung.
1841.

Vermischte Schriften

von

Johann Peter Lange.

Dritter Band.

Mèurs.
Verlag der Rheinischen Schulbuchhandlung.
1841.

Recensionen,

Werke und Gegenstände

der

schönen Literatur betreffend.

Von

Johann Peter Lange.

Meurs.
Verlag der Rheinischen Schulbuchhandlung.
1841.

Inhaltsverzeichniß.

Die Novellen von Steffens*).

Die Frage, ob es christliche Novellen geben könne, wird durch die Thatsache, daß es wirklich christliche Novellen gibt, Novellen, welche von dem tiefsten Ernste des christlichen Glaubens durchdrungen sind, zur Genüge beantwortet. Manche Christen, welche noch an die ascetischen Vorstellungen älterer religiöser Schulen gewöhnt sind, möchten immer noch leicht geneigt seyn, diese Frage zu verneinen, namentlich wenn man die Novelle als Roman bezeichnet. Der christliche Ernst hat vorlängst mit großem Rechte die verderblichen Wirkungen vieler Romane besorglich in's Auge gefaßt, und immer wieder gegen die schädliche Romanleserei geeifert. Dabei ist es ihm denn begegnet, daß er vielfältig sein Urtheil zu unbedingt gestellt hat, daß er die Dichtungsart, welche den Roman erzeugt, von der ungeheuren Verderbniß, in welcher sie gewöhnlich zur Erscheinung kam, nicht zu unterscheiden wußte. Dadurch zog er sich denn in seinen absoluten Verwer-

*) Aus der Ev. Kirchenzeitung, Jahrgang 1837.

fungsurtheilen den Vorwurf der Einseitigkeit und Beschränktheit zu, grade so wie die Reformirte Kirche in derber Verabscheuung der religiösen, namentlich zu kirchlichen Zwecken bestimmten Bilder zu viel that, während sie den großen Mißbrauch des abgöttischen Bilderdienstes verfolgte. Der Wachsamkeit einer solchen christlichen Strenge gegenüber hat die christliche Freiheit nicht nur die Idee der christlichen Kunst im Allgemeinen, sondern auch insbesondere die Idee der christlichen Novelle zu rechtfertigen. Nun möchte wohl sofort das Beruhigendste gesagt seyn, wenn man die Novelle auffaßt als eine erweiterte Parabel. Das Gleichniß ist die kleinste Art der darstellenden Dichtung, welche irgend eine Lehre oder einen Lebensmoment in einer Anschauung fixirt. In der Parabel haben wir ein künstlerisch ausgebildetes, oder wenigstens ein entwickeltes, mannichfaltige Momente einer Lehre oder eines Lebensgebietes einheitlich darstellendes Gleichniß. In der Novelle bildet sich die Parabel künstlerisch aus und breitet sich aus nach dem Bedürfniß litterarischer, schreibgeübter, leselustiger, hochgebildeter Zeiten. Die Unschuld des Gleichnisses geht also durch die Parabel über auf die Novelle an sich, und letztere erweist sich eben sowohl als ein Bedürfniß, wie die Parabel durch ihr Erscheinen in der heiligen Schrift als Bedürfniß erwiesen ist. Diese Dichtungsart scheint aber nicht bloß durch ähnliche Formen, sondern selbst durch gleiche aus der Bibel gerechtfertigt zu werden, wenn man bedenkt, daß die Apokryphen mit den übrigen Büchern der heiligen

Schrift zusammengebunden werden, daß man sie demnach wenigstens als anerkannt löbliche Bücher betrachten muß, und daß grade unter diesen Büchern das Buch Judith und das Buch Tobias sich finden, deren historischer Charakter nun einmal nicht zu erweisen ist. Man müßte diese Bücher mit höchst bedenklichen Augen als Täuschungen ansehen, wenn man sie nicht in höherem Sinne grade als eine Art von historisch-religiösen Novellen betrachten dürfte. Und auch die Apokryphen des N. T. erscheinen uns wohl nur dann erst im rechten, besten Lichte, wenn man das naive Walten des unbewußten poetischen Geistes in dem ersten christlichen Zeitraume, der sich die evangelische Geschichte durch solche Darstellungen möglichst nahe bringen wollte, in diesen Erzeugnissen erkennt. Durch solche Vorerinnerungen ist der strenge Christensinn der älteren Tage hineinzuführen in die lebensreiche Gegenwart, welche Romane zu Tage gefördert hat aus der Feder entschiedener Christen, wahrhaft geistlicher Pastoren, exemplarisch frommer Frauen.

Die christliche Novellenlitteratur der neuesten Zeit ist erst eine werdende; dennoch hat sie schon einen gewissen Umfang gewonnen. Die Schriften von Fr. Strauß gehörten zu den ersten, in denen sich in unserer Zeit eine freiere, gebildetere Gestaltung des christlichen Lebens bedeutungsvoll ankündigte, und haben als ausgezeichnete Werke einen schönen Ruf erlangt. Aber erst in den letzten Jahren haben sich die poetischen Produkte dieser Gattung gehäuft; es erschienen die Schriften der Miß Kennedy, der Pfarrer von

Andouse von Möves, Germanos und die Liebesgeschichten von Posgaru, die Hallig von Biernatzky, Erwin von Steinbach von Theodor Melas, und bedeutend hervorragend die Novellen von Steffens.

Wir wünschten allen diesen Werken besondere und einzelne Anzeigen, denn sie sind es werth. Hier sind bessere Madonnen, hier finden sich höhere Salons, hier gibt es heiligere Wiederherstellungen als anderswo. Welch eine Fülle von Licht, Liebe und heilig schönem Leben oder ernst richtendem und strafendem Geiste ist durch diese Dichtungen ausgegossen! Aus der speciellen, christlich kritischen Berücksichtigung dieser einzelnen Werke würden sich besonders interessante Themata herausstellen. Der treffliche Roman „Philipp Colville" von Miß Kennedy z. B. behandelt ganz denselben Gegenstand, den Walter Scott in seinem berühmten Werke „die Schwärmer" dargestellt hat; in dem ersteren erscheinen die Schottischen Remonstranten vorherrschend als Kinder des Lichtes, in dem letzteren als Schwärmer; hier wäre nun durch einen unpartheiischen Prozeß zwischen dem Romane der gleichgesinnten Kennedy, und des wohlgesinnten Scott das richtige Verhältniß auszumitteln. Ein ähnliches Verhältniß findet statt zwischen dem Pfarrer von Andouse und Tiek's Aufruhr in den Cevennen; der erstere Roman ist sogar mit polemischer Beziehung auf den letzteren geschrieben, so wie Kennedy's Colville sich den Schwärmern entgegengestellt hat. Das begeisterte Werk von Tholuck, die wahre Weihe

des Zweiflers, kann wenigstens in derselben Weise als polemisches Seitenstück betrachtet werden. Dem Ref. sind außer den Schriften von Steffens namentlich noch die Hallig, Erwin von Steinbach, und die Werke von Posgaru in frischerem Andenken. Die Hallig scheint uns durch ihre Einfachheit ausgezeichnet. Die philosophische Seite des Werkes möchte wohl die schwächste seyn, besonders in einzelnen langen Reden, worin der theure Verfasser fast gegen die Philosophie schlechthin philosophirt, und zu verzweifeln scheint an der Möglichkeit christlicher Philosophie. Auch ist es ohne Zweifel unrichtig und unpoetisch, daß er die Hallig-Inseln und den Aufenthalt auf denselben bloß von der Schattenseite dargestellt hat, um etwa den Leser um so mehr für die Heimathliebe dieser Halligbewohner und ihre traurigen Geschicke zu rühren. Sind dort die drohenden, verderblichen Sturmfluthen Regel oder Ausnahme? Spiegelt sich nicht in jenen Gewässern die Sonne mit dem Monde und mit allen Sternen — ist nicht auch dort ein süßes, durch die Poesie zu offenbarendes Schöpfungsheim, worin das Heimweh seine Wurzeln findet, und seine Apologie? Es erscheint uns tadelnswerth, wenn große Gegenden schlecht gemacht werden, denn das sind Werke und Bilder der höchsten Meisterhand, wenn auch mitunter ein gewisser Rembrandtscher Anstrich dabei ist. Aber dennoch ist die Hallig in den einzelnen Schilderungen überaus malerisch, in den gemüthlichen menschlichen Parthien ergreifend und erschütternd, in ihrem religiösen Kern höchst erbaulich, im Ganzen ein

vorzügliches Werk. Der Verf. hat durch die eingestreuten Liedchen viel versprochen für die christliche Lyrik; möchte er sich jedoch an die einfachsten Liederweisen halten, und in den Gedichten im engeren Sinne die complicirteren Formen meiden, so wie er in der Novelle das philosophische Räsonnement zu vermeiden hat. Von dieser letzteren Seite ist Erwin von Steinbach viel bedeutender; dagegen in der Schilderung weniger einfach, natürlich und historisch. Dieses Werk erscheint im guten und im üblen Sinne als das am meisten romantische unter den genannten. Es hat manche Fehler in der Zeichnung, historische, geographische und andere Ungenauigkeiten. Es legt gar zu bedeutende Thier- und Menschenwunder an den Nordpol, und Weinberge z. B. an den Rhein unterhalb Köln, wovon der Staat gewiß keine Abgaben bekommt. Aber wenn es dem romantischen oder dem altdeutschen Maler eigen ist, daß er mitunter schlechte Hände malt, falsche Proportionen und überaus holdselige, gemüthreiche, geistige Angesichter, so darf man das auch von dem Roman Erwin von Steinbach rühmen: in tiefsinnigen Sentenzen, in schönen Gemüthsäußerungen, christlichen Lebensblitzen und Erfahrungen ist er äußerst liebenswerth. Und so spiegelt er den mittelalterlichen Geist in seinem frommen und schönen Kernleben treulich ab, wenn auch Derbheiten des gemeinen Ritterromans mit unterlaufen mögen. Posgaru liefert Werke von einer strikteren, schärferen Bildung. In den Liebesgeschichten ist das ungöttliche Wesen der modernen schöngeistischen Bildung scharf gezeichnet, und

in seiner Lügenhaftigkeit, Angst und Heillosigkeit streng gerichtet. Höchst beachtenswerthe Exkurse über die Götheschc und Tiecksche Poesie treten uns hier entgegen. Schade ist es, daß der schöngeistischen Finsterniß kein überwiegendes Gegenüber christlicher Klarheit und Kraft in diesem Werke gegeben ist, obwohl sie in sich selber zerfällt und zu Grunde geht, und das Gegenstück einer höheren Denkart in allgemeinerer Gestalt nicht fehlt. In diesem Werke tritt die scharfe Charakterzeichnung in ausgezeichnetem Maaße hervor, selbst in geringeren Personen, besonders aber in einer eminenten weiblichen Figur. Der Germanos ist ein gehaltreiches Werk, lebensfrisch, trotzdem daß seine Personen einem Hegelianischen Recensenten nur als Personifikationen der herrschenden geistigen Richtungen im Reformationszeitalter erschienen sind. Wenn Ref. nicht irrt, so enthält dieses Werk einen herrlichen Traum, eine poetische Darstellung der verschiedenen Zeiträume der Weltgeschichte im Lichte der christlichen Wahrheit, die für sich allein dem Germanos einen bleibenden Werth gibt. Ueberall aber gibt sich in diesen Schriften der christliche Glaube kund, getragen von einem sehr schönen Talent, im Bunde mit einer bedeutenden Bildung.

Dennoch erscheinen uns die Novellen von Steffens als solche, welche die vorgenannten entschieden überragen. Ja, seine poetischen Werke stehen ohne Zweifel in einem ähnlichen Verhältniß zu der Deutschen Novellistik überhaupt; mit Tieck und wenigen Anderen steht er an der Spitze unserer Novellendichter.

Welchen Umfang nehmen seine vier großen Romane ein: Malkolm, die vier Norweger, die Familien Walseth und Leith, und die jüngst erschienene Revolution! Die beiden mittleren sind sogar Novellencyklen, welche eine große Mannichfaltigkeit von Charakteren, Familien, Lebensgeschicken und Scenen, kurz von einzelnen Novellen, in kunstreicher Verschlingung darbieten! Das Verdienst des Umfanges ist jedoch an sich ein äußerst zweideutiges auf diesem Gebiete, wo die Produkte sich drängen mit unsäglicher Hast, als müßten Leihbibliotheken von der Größe der alten, Alexandrinischen Weltbibliothek gebildet werden. Hier aber ist dieses Verdienst ein wirkliches, da der Umfang eine Fülle der schönsten, geistreichsten Poesien umschließt, welche alle der Geist einer christlichen Gesinnung und Lebensansicht durchdringt, und zu höherem Genuß und Zwecke geweiht hat. Auch haben sich diese Werke bereits segensvoll bewährt, und ein großes Publikum gewonnen.

Ein Schriftsteller sagte kürzlich von einem seiner Werke, es sey ein Stück Leben. Jede Dichtungsart hat nicht nur ein lebendiges Stück, sondern auch ein Stück Leben zu geben in der ihr eigenthümlichen Fassung. Die Novelle aber ist die weiteste und freieste Dichtungsform; man hat sie das moderne Epos genannt. Sie gibt ein Stück Geschichte in poetischer Verdichtung der wesentlichen Momente und Farben, im Lichte einer künstlerischen Einheit — also ein Stück der Geschichte in freier Dichtung, in einem reinen, abgerundeten Gemälde. Die Basis eines solchen

Stückes ist die landschaftliche Scenerie, der Gipfelpunkt desselben ist seine geistige Blüthe, sind seine leitenden Ideen, die Mitte desselben ist geschichtlich verknüpftes, verwickeltes Menschenleben in mannichfaltigen lichten und finsteren Charakteren und Geschicken, der Brennpunkt oder die Epoche liegt in der Hauptperson oder in den Hauptpersonen der Dichtung; in ihrer Entwickelung, in ihrem Thun, Leiden und Ende liegt die Verknüpfung des Ganzen, und die Blüthe der Grundideen. Nach diesen Gesichtspunkten wollen wir denn die Steffenschen Novellen noch etwas näher betrachten, ohne uns an eine genaue und ausführliche Kritik der einzelnen Werke zu binden.

Fassen wir also zuerst das Landschaftliche dieser Dichtungen in's Auge. Das Landschaftliche tritt bei vielen Novellisten sehr zurück, bei anderen tritt es äußerst stark hervor. Man hat sogar in neuester Zeit die Novellenform gewählt, um Länder zu beschreiben, und geographische Kenntnisse an den Mann zu bringen; da verschwindet die freie Poesie, und nur ihre Form bleibt zurück als dienstbare Magd, um dem Weltreisenden auf seinen Stationen aufzuwarten. Etwas ganz Anderes aber ist es, wenn Dichter, wie Walter Scott oder Steffens, die landschaftliche Basis ihrer Stücke stark hervortreten lassen. Da wird die Landschaft nicht nur zum Träger, sondern auch zum Spiegel und selbst zur mitfühlenden Umgebung des Menschenlebens, und oft tritt ein Land zuerst durch solche Dichtung in die höhere geistige Anschauung des Menschengeschlechts ein. So haben Ossian und

Walter Scott die Brittischen Eilande, namentlich die Schottischen Hochlande, geistig entdeckt und offenbar gemacht; nämlich ihre geistige Eigenthümlichkeit, Schönheit und Herrlichkeit; ihre Poesie, ihr Wesen, oder wie man zu sagen pflegt, ihren Genius haben sie verkündigt. Auf dem Punkte aber, wo ein Land in seiner geistigen Eigenthümlichkeit durch einen wahren Dichtergeist geoffenbart wird den gebildeten Geistern, da wird es der Erbauung jedes religiös Gesinnten nahe gebracht, und selbst ein Weihegeschenk für die christliche Kirche. Es wird als ein leuchtendes Gemälde zum Preise Gottes aufgedeckt in dem großen Gottestempel, den der Gläubige im Geiste durchschwebt. Wie feierlich sind die Schottischen Hochlande dem christlich sinnenden Geiste geworden durch die Scottschen Dichtungen, namentlich als Basis einer ernsten, schönen Gotteskirche. Einen solchen priesterlichen Dienst hat Steffens in seinen drei älteren Novellen seinem Vaterlande Scandinavien, und überhaupt der christlichen und gebildeten Welt erwiesen. Früher nannte man wohl Schweden eine häßliche Schweiz; ganz Scandinavien galt mehr oder weniger nur für ein rauhes Gegenstück zu dem schönen Italien. Das ist anders geworden. Scandinavien ist jetzt für den Gebildeten überhaupt ein poetisch verklärtes Wunderland, für den Christen ein hehres Hauptstück von der schönen Erde des Herrn, ein erhebendes Gemälde in seinem Tempel. Wohl mögen Tegnér und Andere einen Antheil haben an der Hebung dieses Schatzes; Steffens aber steht darin voran; ihm verbleibt das

Hauptverdienst. Wie mannichfaltig treten immer neue Scandinávische Scenerien in seinen Werken hervor; bald Fiorde mit himmelhohen, dunklen Felsenwänden, welche abwechselnd mit grünen Tannenwäldern und weißen Schneeflächen auf ihren Gipfeln gekrönt sind, und zwischen denen sich liebliche grüne Thäler traulich bergen; bald Fielde, Hochlande mit ihren majestätischen Bergspitzen in seltsamen Formen, in magisch wechselnder Beleuchtung; bald schäumende Wasserfälle und hohe Wildnisse, bald klare, himmelblaue Landseen, bäuerliche Landschaften mit ihren Kirchen, eingefriedigt durch schöne Schrecknisse der Natur. Was nun die schönen Schrecknisse anlangt, so möchte wohl mit dem Dichter zu rechten seyn, daß er mehrfach einen zu dunklen, drohenden Schatten durch seine Gemälde ausgegossen habe; oder daß er oft mehr das Schauerliche in dem Feierlichen, als das Feierliche in dem Schauerlichen habe vorwalten lassen. In Walseth und Leith macht eine Gesellschaft eine Lustfahrt durch die Buchten der hohen, Norwegischen Felsenküsten; da hat sich eine gewisse Angst vor der Möglichkeit herabstürzender Schneelawinen wohl etwas zu prädominirend mit eingeschifft. Daß die Herzen an den hohen Felsenhallen hinanschweben, sollte mehr vorwiegen über das Herabdrohen der Schnee- und Stein-Fälle. Ingier in den vier Norwegern ist ein rettender Seeheld, der den Bedrängten an der Felsenküste in den ärgsten Stürmen zu Hülfe eilt. Die Stürme fordern ihn immer heraus als feindliche Mächte zum schrecklichen Kampfe; ist das wirklich die Grund-

stimmung des kühnen, Normännischen Seefahrers? Als Feind kann wohl nur die wirkliche, materielle Gefahr dem Seehelden erscheinen; der Sturm aber an sich ist ihm ohne Zweifel eine Kriegsmusik, die ihn erhebt, begeistert, und somit von der gebundenen Stimmung eines Wüthenden oder grell Geängstigten frei macht. In den Schwingungen der epischen Stimmung wird ja selbst die Schlacht in poetischer Wahrheit zu einem Kriegestanze, wie auch Arndt ohne Zweifel als Begeisterter, nicht als Spottender sie besungen hat. So verwandeln sich die Wasserfurien für den seefahrenden Norman in werbende Frauen, die sich mit ihm verbinden, die ihn umarmen wollen. Er hört im schrillen Tone der Stürme die Lockung der Liebe. Und gewiß, man versinkt viel hingegebener in ein empörtes Wasser, das erst schäumend an die Seele gegangen ist, als plump und plumpsch hinab in eine ruhige Wassertiefe. Denn es ist ein heimlicher Gottesfriede in der Empörung der Elemente, eine hohe Feier in den erhabenen Schrecken der Natur, eine ferne Musik im nahen Sturme, so wie eine Versöhnung im Gericht. In diesem Sinne hat der Dichter den Gebirgsreisenden Lindrup gezeichnet, wie er in dem schrecklichen Labyrinth der Berge verirrt ist, und endlich an seiner Heimkehr verzweifelt. Da ruft er in wahnsinnartiger, begeisterter Angst den Bergen zu: ich bin euer, und mit lautem Halloh, von den Gebirgsgeistern gehetzt, rennt er durch die öde Wildniß umher; eine schauerlich schöne Schilderung! In der Schilderung eines Norwegischen Wasserfalls hat

uns hinwiederum das starke Hervortreten des „Wüthens“ gestört, namentlich da wir uns einer objektiver gehaltenen ähnlichen Schilderung von Delaboulaye dabei erinnerten. Trotzdem bleibt diese Schilderung ein Meisterwerk. Und solcher meisterhaften Schilderungen bieten die besprochenen Novellen so viele. Auch darf es nicht verkannt werden, daß grade das Erfassen des Unheimlichen, Grauenhaften der Natur in der Steffenschen Poesie ein wesentlich christliches Element ist, das Erkennen des Erdfluches, des Seraphsschwerdtes in seiner hervorblitzenden Erscheinung an den Eingängen des Paradieses, also grade besonders auch aus dem Erhabenen und Schönen der Natur. Dies ist das specifisch christliche Naturgefühl, welches abwechselnd den Ernst und die Freundlichkeit, immer aber die Ehre des Herrn in ihr erkennt. In dieser Beziehung kann kein pelagianischer Novellist dem Verfasser an die Seite gestellt werden; solche, denen die Welt nur Welt ist, bleiben an die Abschilderung ihrer Oberfläche gebunden. Freilich scheint sich bei unserem Dichter, wenn er öfter von dem „Grauen im Innersten“ der Natur, des Lebens, der Dinge redet, der „Fluch des Ackers oder der Sünde“ über das kirchliche Maaß hinaus in eine naturphilosophische Schöpfungstrübe, in eine Art von ahrimanschem Weltschatten zu verziehen. Dieser Schein mag aber wieder zum Theil aus der großen Lebhaftigkeit und geistreich sprudelnden Wortfülle des Dichters zu erklären seyn.

Wie trefflich der Verf. seine Landsleute geschildert — die schlanken Tannen in ihrer geistigen Grad-

heit, in ihrem strengen Ernst, in ihrer immergrünenden Frische und Kraft: das fühlt wohl Jeder aus dem inneren Wesen seiner Schilderungen heraus, wenn ihm nicht auch sonsther die Wahrheit derselben bestätigt wäre. Hier beurkundet sich die ächte Heimathliebe des Hochbegabten in scharfer, treuer Erkenntniß der Heimathgenossen. Wie sie sind, diese edlen Germanen, diese freien Kinder der Lutherischen Kirche, wie sie sind in ihrem Wesen als die Starken, Klugen, Redlichen, in alterthümlicher Verderbniß als die Gestrengen, die Hadernden um das scharfe Recht, die Ergrimmenden in dem Paroxysmus der Beserkerwuth, in moderner Verderbniß durch Schlauheit, Hausirerwesen, Trunksucht vielfältig entwürdigt, wie sie in altnationaler Schönheit gastfrei sind, und edelstolz, und in christlicher Verklärung treue Kirchkinder, fromme Beter, Helden des Gottvertrauens, wie sie sind in ihren Auserwählten, in starken und tiefsinnigen Geistern, und in zarten Frauen, Rosen von Swennäs: das hat der Verf. als ein wahrer Dichter mit charakteristischen Zügen alles gezeichnet. Und in alle dem finden sich die drei Grundzüge christlicher Menschenbetrachtung: der Blick auf das anerschaffene Wesen, auf den Fall und auf die Wiedererstehung durch die Erlösung.

Hier wäre nun der Ort, wo wir den eigentlichen Verlauf der Begebenheiten in den einzelnen Novellen zu charakterisiren hätten, wenn dies nicht schon als ein überflüssiges Geschäft zu vermeiden wäre. Ueberflüssig wäre es gewiß für sehr viele Leser dieses Blattes,

ihnen den Inhalt der Steffenschen Novellen zu erzählen, denn sie werden sich das Erfreuende, Bildende und Erbauliche dieser Lektüre nicht versagt haben. Beschränken wir uns denn auf allgemeine Gesichtspunkte. Wir glauben, daß die drei älteren Novellen einen Reichthum von eigenen Erlebnissen, Erfahrungen und Anschauungen des Dichters vor der jüngsten vorausshaben, so namentlich auch was zuvörderst die Charaktere anlangt. Die Charaktere des letzten Werkes scheinen zum Theil weniger Umriß, Gestalt, Maaß und innere Wahrheit zu haben, wie die der früheren. Adrian ist ein seltsames Riesenbild der Bosheit und Edward's Eigenheit erinnert fast an temporäre Besessenheit, wie sie grade dem Lichthelden des Stückes übel ansteht. Im Allgemeinen aber findet man in diesen Novellen viele bedeutende Charaktere, namentlich Kinder des Lichts und der Finsterniß, die einerseits im Guten, andererseits im Bösen das heroische Maaß haben. In der Darstellung der Schleichwege satanischer Schlauheit und ihrer verderblichen Intriguen hat der Verf. eine große Kraft entwickelt. Aber den Bösen stellt er schöne Lichtgestalten siegreich entgegen. Namentlich ist ihm die Darstellung herrlicher Frauenbilder in reicher Individualisirung, und in der mannichfaltigsten Bewährung des lebendigen Christenglaubens äußerst wohl gelungen. Den Frauen vorzüglich hat er den edlen Schatz christlicher Herzensfrömmigkeit und aufopfernder, hingebender, bessernder Liebe anvertraut; durch sie besonders hat er gewiß sehr erbaulich zu dem Herzen der Leser geredet. Manche

Charaktere hat der Verf. in seine Darstellungen eingeflochten, welche von tiefen Einsichten der psychischen Heilkunde zeugen, z. B. Halling u. A. Seine Werke sind reich an religiösen und sittlichen Kämpfen, namentlich an erhebenden, hinreißenden Herzensscenen, in denen der christliche Licht- und Liebesgeist in seiner Erhabenheit Siege feuert über die Welt, ihre Lockung, Lust und Noth. Dieser entschiedene Geistes- und Kreuzesernst, der seine Dichtungen durchdringt, und in Scenen der Reue, in Opfern der Selbstverläugnung, in Bewährungen der Treue seine Feste feiert, steht in einem köstlichen Gegensatz zu den modernsten Verirrungen, namentlich steht er dem Antichristenthum feindlich gegenüber, welches in der Idee der Reue eine Perücke, und in der Idee der Treue ein Fossil nach der Terminologie, womit die Französische Jugend ihre Alten beehren soll, zu finden geneigt, und die Fleischeslust in allen Niederträchtigkeiten der Verführung zu vergöttern bedacht ist. In dem pragmatischen Gange der Novellen entfaltet der Dichter ein großes Talent der Erfindung, der kunstvollsten Verknüpfung und Verwickelung. Darin scheint er uns zu viel zu thun; das Romantische des Unerwarteten steigert sich manchmal bis zum Phantastischen, und oft bilden sich Knoten der Verlegenheit, welche nur durch eine kühne Unwahrscheinlichkeit können gelöst werden. Das Leben ist freilich bisweilen auch so; doch möchten wir dieser Ueberfülle kunstreicher Verwickelungen und Lösungen gegenüber, wodurch das eigentlich Romanhafte bisweilen störend eintritt, an die hohe Einfalt des bio-

graphischen Fortschritts lobend erinnern, wie er sich z. B. durchgehends in Göthe's Novellen findet. Daß die Steffenschen Novellen eine Fülle des geistreichsten Räsonnements, besonders in langen Reden enthalten: dies ist ihnen vorzüglich eigen. Die Reden brausen oft dahin wie Norwegische Bergströme, die es mit ihrem Laufe so genau nicht zu nehmen scheinen, dann aber sammeln sie sich in klaren, himmelblauen, tiefen Bergseen, in denen die Gestirne der unsichtbaren Welt sich spiegeln. An Humor fehlt es nicht; bisweilen wirkt er an ernsten Stellen etwas störend. Wie manches Gebiet des Lebens findet hier in bedeutenden Sentenzen und Ansichten seine Beleuchtung — wie manche köstliche Regel fällt als Goldfrucht aus dem dunkelgrünen Laube des wortreichen Styls. Wortreich ist der Styl, aber durchaus einfach, ohne Prunk und Manier, der reine, schlichte Ausdruck eines überaus lebhaften, sinnvollen und begeisterungsfähigen Geistes.

Versuchen wir es nun noch, die Grundideen der einzelnen Novellen in Andeutungen hervorzuheben und zu beurtheilen. Es läßt sich erwarten, daß Werke von einem so großen poetischen Werthe, Produkte eines wahrhaften dichterischen Genius auch einen idealen Kern, einen philosophischen Grundcharakter haben, und daß in diesem Falle die philosophischen Grundtöne nur christlich religiöse seyn werden. Die Revolution tritt uns bei dieser Betrachtung zuerst entgegen. Dieses Werk, welches sehr schöne Details enthält, hat seine landschaftliche Basis zum Theil im Steinthal bei Straßburg, zum Theil in einem ideal gehaltenen Diesseits

des Rheins, welches aber durch ganz kurze Hin= und Herzüge mit dem Steinthal in nahe Berührung gesetzt wird. Das Werk hält Gericht über den verbrecherischen, diabolischen Charakter der jüngsten revolutionären Tendenz, namentlich auch über ihre dogmatische Seite, die Rehabilitation des Fleisches. Gegen diese Richtung hat der Verfasser treffliche Blitze gerichtet; in drei geschlechtlichen Verhältnissen feiert er den Sieg der ehelichen Treue. Das treue Zusammenhalten Luisens und Rollers — das fromme Auseinandertreten zwischen Theodor und Amalien ist trefflich gehalten. Dagegen hat Ref. das Beharren der Gattin Adrian's bei diesem, von dem sie erfuhr, daß er sie aus purer boshafter Rache geheirathet, das Beharren in dem grauenvoll unnatürlichen Verhältniß mit dem daraus nothwendigen Verlassen ihres Kindes nicht begriffen — oder vielmehr es ist ihm als eine extreme Verherrlichung des Buchstabens erschienen. Kann auch ein Weib ihres Kindes vergessen, um einem Vampyr zu folgen, dem sie am Ende lästig ist, und der sie gleich anfangs mit innerem Hohngelächter aus Rache gefreit und zu einem Opfer und Werkzeuge seiner Bosheit erkohren hat? Ist dies nicht eine entscheidende Nullität vor dem Geiste der Wahrheit, wenn sich einer zum Spaß und und Spott und zur Teufelei ein eheliches Treugelöbniß erschlichen hat? So in's Extreme scheint uns nun auch die Revolution nach ihrer bürgerlichen Seite gezeichnet zu seyn. Die Verabscheuung der revolutionären Tendenzen muß man als Christ entschieden aussprechen, und Steffens hat sie sehr bündig ausgesprochen. Und daß die Re=

volution satanische Mittelpunkte und Souterrains hat: das hat der Dichter tief aufgefaßt. Er hat den Geist der Verführung, der Lüge, der meuterischen und mörderischen Bosheit, der ihren Kern bildet, ans Licht gezogen und gerichtet. Aber er hat sie lediglich als Meuterei gefaßt, als diabolische Willkühr, die von einer infernalischen Kreuzspinne ausgeht, ohne einen sonderlichen Zusammenhang zu haben mit den Ideen, Ahnungen und Forderungen der Zeit. Man könnte diesen Adrian mit den meisten seiner namhaft gemachten dienstbaren Geister aus der Gegenwart herausnehmen und in ganz andere Jahrhunderte versetzen. Dies ist aber das untrügliche Merkmal, daß hier kein genügendes Spiegelbild der Zeit und ihres Kampfes zwischen Licht und Finsterniß gegeben ist. Die Meuterei kann von der verzweifelten Subjectivität eines Adrian ausgehen, der seine Privatrache mit den Leidenschaften anderer Menschen verknüpft, und irgend einen Vortheil erstreben, oder ein Werk der Zerstörung verrichten will. Die Revolution aber ist eine moderne Völkerkrankheit, die, abgesehen von Anklängen, Nachäffungen und heterogenen Erscheinungen, in Folge der unterdrückten Reformation meist in katholischen Ländern vorkommt; ein schreckliches Geisterfieber, das aus furchtbarer Unterdrückung der nothwendigsten Lebensentwickelung entstanden ist. Sie ist nicht von einem schwachen Individuum Adrian, sondern vom Teufel ausgegangen, insofern sie verbrecherisch ist, insofern sie Meuterei ist, insofern sie eine schreckliche Verunstaltung der christlichen Ideen ist, und auch insofern sie Geschwätz und Mode ist.

Aber insofern sie als **neue** Schuld rächend kommt über die **alte** Schuld, ist sie ein Gottesgericht — der Christ tritt schweigend zurück, und läßt die wüsten Tendenzen mit einander kämpfen. Er mag keinen Hauch seines Herzens zum Himmel senden für die alte, schwarze Inquisition und Gewissenstyrannei — aber auch keinen Hauch für die neue, schwarze Verschwörung. Er weiß aber, daß Alles seine Zeit hat nach dem gerechten Walten des Herrn. Aber das weiß er mit Gewißheit: der Meuterei sind bloß Waffen zu entreißen, verruchte Dolche; der Revolution aber müssen zugleich Ideen entrissen werden, die sie in's Arge mißdeutet und teuflisch verkehrt hat. Sie macht aus der Gewissensfreiheit, aus der Freiheit, Gott und sein Evangelium lebendig zu bekennen, die lange verweigert worden ist, eine Freiheit, Gott und sein Evangelium zu lästern. Sie macht aus der Freiheit von der despotischen Willkühr durch das Gesetz, eine Freiheit vom Gesetz durch anarchische Willkühr. Sie macht aus dem christlichen Lebensgesetz für Neutestamentliche Staaten: mich jammert des Volks — eine Robespierresche Volksverführung, Demagogie zu den Zwecken der rohesten Gewaltthat. Sie macht aus der Neutestamentlichen Berufung aller Seelen zu einem königlichen Priesterthum eine Feindschaft gegen die Könige und Priester. Es handelt sich also überall um Ideen, die einerseits antichristlich als kräftige Irrthümer ausgesprochen, die andererseits christlich durch die mächtigeren Wahrheiten zu bekämpfen sind. Die Meuterei in der Revolution kann und muß durch das Alte Testament vernichtet werden, nämlich

durch strenge Bestrafung der Verbrecher. Die Revolution aber, welche als Krankheit die Lebenssphäre der modernen Meutereien bildet, kann nur durch das Neue Testament vernichtet werden, dadurch, daß sich alle „Zeichen und Wunder" der fürstlichen Macht in „Zeichen und Wunder" des Wohlthuns, der erbarmenden, bildenden, züchtigenden und erziehenden Volksfreundschaft verwandeln durch fortwährende Läuterung nach dem Vorbilde und in dem Geiste Christi. Der Staat in seiner evangelischen Verklärung und in seiner evangelischen Consequenz ist mit aller Zukunft versöhnt, und hoch über das wüste Revolutionstreiben erhaben. Die Könige von Gottes Gnaden, welche Organe der rettenden und bildenden Gottesgnade sind für die Völker, dauern als Knechte Christi fort, und gehen ein in das neue Jerusalem (s. Apokalypse 21, 24.). Der Beruf christlicher Regierungen ist nach der heiligen Schrift dieser: sie tragen das Schwerdt zur Rache gegen die Uebelthäter, zum Nutzen der Frommen. Sie sind also vormundschaftliche befreiende Mächte. Die meuterische Revolution: das ist die keimende Despotie im absolutesten Sinne. Junges Deutschland, junge Schweiz u. s. w. — lauter junge Herren — ein furchtbar drohendes, neues Junkerthum! Diese Befreier zeigen sich schon in ihrer Wiege als orientalische Despoten. Denn erstlich vindiciren sie sich das Privilegium der Lüge und Verläumdung — zweitens das Privilegium der willkührlichen Hinrichtnng, des ungesetzlichen Todschlags — drittens das Privilegium der Menschenverachtung — viertens das Privilegium

des Dalailama, der Selbstvergötterung — fünftens das Privilegium, den weitesten Harem anzulegen in der Rehabilitation des Fleisches. Diesen groben, schamlosen Widerspruch in der Revolution hat Steffens in dem despotischen Walten Adrian's über seine servile Erscheinung trefflich gezeichnet. Aber der Kampf der Ideen tritt in seinem Werke entschieden zurück. Man hätte hier die Darstellung erwarten dürfen, wie die evangelische Staatsgewalt den Beruf hat, die Gewissen, die christlichen Bekenntnisse, die freien Aeußerungen der furchtlosen Liebe zu schützen, die alten Gewaltthätigkeiten zu zerstören — die Tyrannei des Mittelalters über die Studenten (im Institut des Duells), der Studenten über die sogenannten Philister, vieler Fabrikherren über ihre Arbeiter, denen sie oft ihren Sonntag, ihre Lebenskraft und ihren Lohn als Despoten, welche zugleich in der Regel liberale Freiheitsheuchler sind, schändlich verkürzen*), und alle Tyranneien verderblicher Rohheiten, welche das Volk entstellen, durch entschiedene Maaßregeln in der Liebe und in der Gerechtigkeit zu vernichten, und wie viel Segensreiches im Geiste dieses Berufes bereits geschehen ist, und immer noch geschehen kann.

In dem Werke „die Familien Walseth und Leith" löst sich durch den Schloßbrand zu Kopen-

---

*) In Westphalen soll eine sehr große Schmiederei seyn, deren Inhaber in Mitten der Arbeitsanstalt eine Schenke angelegt hat, wodurch er natürlich einem Theile seiner Arbeiter den Lohn wieder entlockt, welchen sie eben im Begriff sind zu verdienen. Das erinnert an Sklaven- und Pelzhändler.

hagen eine große und lange Verwickelung ernster und schwerer Geschicke. Ein großes Unglück also führt schnell das Glück einer ganzen Gruppe von heimgesuchten Menschen wieder herbei, sammelt die Getrennten wieder, vernichtet die alte Kabale, die Anschläge eines bösen Menschen, durch dessen Verfolgung Mehrere von ihnen belastet sind. Schon dieser Gedanke ist bedeutend genug, die Grundidee eines edlen dichterischen Werkes zu bilden; allein mit diesem verschlungen ist der andere, daß sich die Geschicke verschiedener Menschen, verschiedener Familien durch mehrere Generationen hin in Freude und Leid verketten können, so daß sie als hülfreiche Geister einander zur Seite stehen und immer wieder finden. Die Dichtung ist eine Verherrlichung des göttlichen Waltens, wie es dunkle Wege geht mit seinen Kindern zum hellen Ziele; sie ist reich an Beispielen, wie die Vorsehung von alten Seelenleiden, von Wahnsinn und Trübsinn, von bitterer Verkennung, von lastender Verläumdung, von allen Uebeln erlöst. In diesem Werke ist den Landschaftsstücken aus dem hohen Norden ein Gegensatz gegeben von Scenerien aus Korsika und von der Afrikanischen Küste. Zinzendorf's ehrwürdige Gestalt tritt in demselben auf, schön gehalten, mit Ehrfurcht durchgeführt, die Brüdergemeinde wird in ihrem eigenthümlichen Wesen mit Liebe und Weisheit beurtheilt; nur ihr Missionswesen, wie es uns scheint, nicht nach Gebühr gewürdigt. Ein abentheuerliches Gegenstück zu dem herrlichen Zinzendorf bildet der König Theodor von Korsika. Der Korsische Freiheitskampf gegen

Genua wird in trefflicher Anschaulichkeit geschildert; die erste Französische Revolution entfaltet ihre blutigen Gräuel, die Korsische Rache schreitet in ihrer grauenvollen Consequenz durch die Dichtung hindurch. Ueberall aber zeigt sich fester Grund und Boden in der Wahrheit, in der Gerechtigkeit, in der Liebe, in dem lebendigen Gottvertrauen, in der göttlichen Hülfe.

Die vier Norweger zeigen eine geschlossenere, oder durchgreifendere Einheit. Es ist die große Befreiungszeit, welche hier ihr Epos gefunden hat. Eine vorangängige Proselytenmacherei-Geschichte bildet gleichsam das Präludium zu den später erst in ihrer Macht hervortretenden Bestrebungen des wiederbelebten Katholicismus. Nun die Leiden Deutschlands, und die Geburtswehen, welche der Befreiungszeit vorangehen. Das wundersame Erblühen einer neuen Philosophie und einer neuen Poesie in Deutschland, der verheißende Duft einer lockenden Geisterflora zieht die vier Norweger nach einander herüber nach Deutschland, und macht sie zu Genossen des Deutschen Strebens und des Deutschen Nationalgeschicks. In einem der Helden des Werkes scheint sich der Verf. in seiner Hingebung an das Deutsche Geistesleben gezeichnet zu haben. Seiner begeisterten Theilnahme an dem Befreiungskampfe verdanken wir die mannichfaltigsten, ergreifendsten Lebensbilder aus der großen, ewig denkwürdigen Zeit. Man fühlt, wie hier Alles Erlebniß ist, unauslöschliche Erinnerung, nur poetisch verklärt, verdichtet und frei gestaltet. Man ergötzt sich an dem Wechsel des bunten Abentheuerlichen mit dem Großen, und erbaut

sich an dem Durchklang des siegreichen Gottvertrauens in dem heldenmüthigen Aufruf des Königs und in dem heldenmüthigen Aufbruch des Volkes. Dann auf die Befreiung folgt die weitere Verbreitung des ernst christlichen Geistes, der dem Verfasser vorherrschend in einer gewissen Engherzigkeit der Formen und des Ausdrucks entgegen getreten zu seyn scheint. Ob er diese Erscheinungen anerkennend genug aufgefaßt haben mag? Aber verkannt hat er den tiefen, heiligen Lebensgrund auch in der ängstlichen und abstoßenden Form des christlichen Lebens nicht, dafür zeugt z. B. eine herrliche Erscheinung, Antonie. Nun entfaltet er die katholische Reaktion und Proselytenmacherei in ihrer ganzen Macht. Fromme, evangelische Geister ringen mit den mächtigen Lockungen der Römischen Kirche, nicht alle siegreich in diesem gefährlichen Kampfe. Aus dem glänzenden Heiligenschein der Römischen Kirche und ihrer Diener blickt aber hin und wieder abschreckend die Sünde, die Verstellung und Täuschung, die schleichende Tendenz und selbst der Frevel hervor. Auch der Magnetismus bildet ein Kapitel in diesem Buche — wie es uns scheint, ebenfalls nicht eingehend genug gewürdigt. Zuletzt sehen wir das evangelische Christenthum in seinem schönsten Lichte: die vier Norweger finden sich zusammen als Väter einer Kolonie, die sie in den Thalgründen am Ufer einer Norwegischen Meeresbucht gründen. Hier zeigen sich die Früchte des lebendigen und praktischen Christenthums. Alle Dämonen des mächtigen Nordlandes besiegt der christliche Geist, die Dämonen der Völlerei, der Normännischen

List und Kabale, der schroffen, unerbittlichen Rechthaberei, der stillbrütenden Rache, und es erblüht unter seinem Hauche ein schöner Gottesgarten der Herzen und der Fluren im rauhen Lande. Mögen sich solche Wünsche für das edle Germanische Urvolk in seinen erhabenen Landschaften erfüllen.

Am innigsten und gewaltigsten bewegt hat uns Malkolm, diese mächtige, schöne Dichtung. Sein Grundcharakter ist am meisten theologisch, denn seine beiden Grundideen sind die Grundideen des Christenthums: Fluch und Versöhnung. Malkolm ist der Sprößling eines verbrecherischen Stammes von Schottischer Abkunft, der in Skandinavien sein finsteres Wesen treibt, und namentlich auf Wegen der Rache geht gegen eine Norwegische Familie, mit welcher er durch alte Blutschuld verfeindet ist. Auch auf Malkolm lastet noch der alte Fluch. Zwar ist er als Kind aus der Verbindung mit seinen Stammverwandten durch besondere Geschicke herausgerissen worden. Zwar ist er ein hochbegabter, edler Geist, der durch die feinste Bildung, durch eine glückliche Ehe, durch große Verdienste selbst um den Staat in die ehrenvollsten Verhältnisse kommt, der äußerlich hoch hinausgestellt wird über seinen dunklen Ursprung, und auch innerlich durch eine bessere Gesinnung von dem alten Verhängniß der Erbschuld gelöst zu seyn scheint. Aber er ist nicht gelöst. Eine jugendliche Verirrung, durch welche er eine Stammverwandtin in's Elend gebracht hat, bereitet ihm verderbliche Folgen. Den tiefsten Fall aber bereitet ihm der Uebermuth, die falsche Zuversicht seines stolzen

Herzens auf die eigene Kraft. Dies ist das geheime aber starke Band der Sünde, wodurch er mit seiner entfernten, verbrecherischen Sippschaft verkettet bleibt. Zwei finstere Menschen, seine heimlichen Todfeinde, umschleichen ihn, und spinnen ihn fest in ein Gewebe höllischer Kabale. Sie wissen ihm seine Ehre zu rauben; die Schmach des Hochverraths drückt ihn nieder. Sie rauben ihm endlich auch den Glauben an seine herrliche, fromme Gattin. Da irrt er als ein Verzweifelnder über die rauhen Berggipfel des Landes umher. Diese Schilderung gehört zu dem Erhabensten und Ergreifendsten, was man im Gebiete der Novellendichtung nur finden kann. Im tiefen Groll und Gram eines zerrissenen Gemüths wirft er sich nun dem finstern Stamme in die Arme. Schauerlich begrüßt ihn seine gespenstisch geisterhafte Großmutter, welche gleichsam die finstere Fürstin des Stammes und seiner rachsüchtigen Wege ist, mit den Worten: kommst du endlich! Diese Worte an dieser Stelle beurkunden für sich allein schon einen großen Dichter. Malkolm unterstützt jetzt einen Racheplan, nach welchem dem Haupte der feindlichen Linie, Heggelund, seine Tochter geraubt wird. Aber er leitet auch einen Aufstand gegen den Staat; er wird zum Hochverräther. Unter diesem Treiben, worin der Fluch zur Reife kommt, kündigt auch die nahende Versöhnung sich endlich an. Die Weihnachtspredigt eines Freundes aus seiner besseren Jugend, die er, als verhüllter Fremdling in die Kirche eintretend, anhört, richtet sich mit der ganzen Macht des lockenden Evangeliums auf sein Herz; er wird

tief erschüttert. Die guten Geister fangen an, sich um ihn zu sammeln. Sein Weib hat ihn ereilt in der Mitte seiner aufrührerischen Horde. Er erkennt ihre Unschuld, ihre herrliche Treue, ihre aufopfernde Liebe, und die Kraft ihres Glaubens, und sein verfinstertes Herz schließt sich dem Ruf der Liebe und dem Ruf der Gnade auf in tiefer Reue. Auch Cederström, der ihm früher als warnender Schutzgeist zur Seite stand, aber vergebens warnte, ist für seine Wiederbringung stets bemüht gewesen, und tritt ihm wieder nahe. Nun ist sein Stolz gebrochen, sein Leben gerichtet durch den Geist des Herrn in tiefen Schmerzen der Buße, er findet den Frieden der Vergebung, entläßt die meuterische Schaar und überliefert sich dem bürgerlichen Gericht. Seine innere Versöhnung hat er im Glauben erlangt, aber sie vollendet sich durch das Werk seines Glaubens, dadurch daß er den Tod erduldet, den er nach dem bürgerlichen Rechte leiden muß — so wie Gretchen im Kerker von ihrer Versöhnung zeugt durch den Ausruf: Gericht Gottes, dir hab' ich mich übergeben! Die Darstellung dieser Umkehr des Verlorenen, seiner Erschütterung, seiner Buße, seiner himmlischen Klarheit in seiner Hingebung an die Gnade Gottes und in das Gericht der Menschen, seines feierlichen Sterbens ist die Blüthe einer priesterlich und dichterisch hoch erhobenen Stimmung. In den Glocken, welche dem gesühnten Verbrecher, dem büßenden Gotteskinde zum Tode läuten, hallt das tiefe Leid über die Sünde, der starke Friede in der Gnade und Vergebung, die heilige Willigkeit, Alles wieder-

zuerstatten, alle Gerechtigkeit zu erfüllen, mit Christo zu sterben, um mit ihm zu leben. Tief aus dem Geist und Wesen des Glaubens an das Evangelium ist dieser Schluß der Dichtung geschöpft. Und daß Mathilde, die treue Lebensgefährtin des Büßenden, in der Stunde seines Todes ihr Leben aushaucht mit dem Gesange: ich weiß daß mein Erlöser lebt — zu den leisen Klängen der Guitarre, das krönt ihr Ende, und gibt der Novelle einen heiligen, höchst ergreifenden Schluß. Das ist der Glaube, der die Welt überwunden hat in seinem herrlichen Triumph über den Fluch der Sünde, über das Leid der Welt und die Mächte der Hölle. So wie diese Dichtung den Ref. innigst bewegt und erbaut hat, und ihm selige Einblicke bereitet hat in das tiefe, herrliche Geheimniß der Versöhnung, so wird sie ohne Zweifel vielen Seelen einen Segen gebracht haben, und noch vielen andern ihn bringen — Genuß und Gewinn für die Ewigkeit, der zu Liebe, Dank und Ehrfurcht für den christlichen Dichter verpflichtet. Solche Werke stellen wir den poetischen Leistungen einer der Sünde schmeichelnden und dienenden Novellistik, jenen sentimentalen Produkten, worin die „Geschiedenen“ eine so große Rolle spielen und verherrlicht werden, mit Stolz entgegen und danken dem Herrn, daß er auch durch solche Gaben der christlichen Kunst seine Gemeinde erfreut und erbaut, und seinen Namen verkündigt.

Rahel*).

Es ist auch ein Zeichen der Zeit, daß Israel, das auserwählte Volk, sich in unseren Tagen wiederum als ein höchst bedeutendes Volk bemerkbar gemacht hat. Es ist nämlich zuvörderst ein apologetisches Zeichen; wie ja das ganze Volk Israel eine stehende, historische Apologie ist für die Wahrheit des Christenthums, und für die Herrlichkeit Christi; und wie es auch in dem Fluche, den es trägt, von diesem Segensfürsten zeugt. Aber auch davon könnte es ein Zeichen seyn, daß der alte Fluch endlich auf die Neige gehen will; daß für Israel Zeiten der Heimsuchung und Erquickung kommen sollen, womit denn zugleich die größten weltgeschichtlichen Siege des Christenthums verkündigt wären. Wir wollen hier jedoch das Erstere festhalten, das Apologetische in dem Aufleuchten Israels. Der Name der Juden ist allerdings im gemeinen Volksleben immer noch mit Schmach behaftet. Manche von den ästhetisch Gebildeten dieses Volkes vermeinen dieser Schmach dadurch zu entgehen, daß sie mit unbe-

*) Aus der Ev. Kirchenzeitung, Jahrgang 1837.

greißlicher Thorheit allerlei Umschreibungen für ihren Namen in Anspruch nehmen. Diese selbst huldigen dem finsteren Vorurtheil, als ob der Name Jude an sich eine Schmähung wäre. Wäre dieses der Fall, so wäre mit allen Umschreibungen nichts gewonnen, denn alle Euphemismen nutzen sich schnell ab. Und welche Umschreibungen wären wohl treffend? Als „Bekenner der Mosaischen Religion" können sie, streng genommen, von christlichem Standpunkte aus nicht anerkannt werden, denn der Christ muß ihnen das Wort Christi vorhalten: „Wenn ihr Mosi glaubtet, so glaubtet ihr auch mir" (Christo). Und wenn sie auch so genannt werden könnten, so würden sie übel thun, ihren Judennamen für diese zweideutige Paraphrase hinzugeben. Auch ein Mensch von dem Volke der Hottentotten könnte ein „Bekenner der Mosaischen Religion" werden, nicht aber in nationalem Sinne ein Sprößling des alten, heimgesuchten Adelvolkes der Juden. Ein Jude darf an der verhüllten Ehrenhaftigkeit seines nationalen Namens nicht irre werden und verzagen in den Tagen altverhängter Nationalschmach; er muß vielmehr suchen innerlichst oder inwendig ein Jude zu werden nach der Schrift, um den tiefen Ausgang in das Ehrenreich seines Volkes zu finden. Es gab eine Zeit, wo man in den Strichen des Rheinbundes unter der Schmach des Deutschen Vaterlandes durch den Fränkischen Zeitgeist verleitet werden konnte, sich des Deutschen Namens zu schämen, das heißt, den Glauben an die dem Deutschen Namen gewordenen Verheißungen aufzugeben.

Das aber waren die Wackern in der damaligen Zeit, die an die Deutsche Ehre glaubten, da sie von einer Gewitterwolke der Nationalschmach verhüllt war, die sich demüthigten wegen der Deutschen Sünden, nicht aber wegen des Deutschen Namens. So ist es auch mit den Juden. Ihr Nationalname steht unter einer historischen Verdunkelung von der anhaltendsten und schauerlichsten Art. Ihres Namens dürfen sie sich wohl rühmen, wenn sie ihn zu würdigen wissen. Dann aber werden sie sich demüthigen über ihre große Nationalsünde, über den Unglauben, die Verwerfung des Messias. Auf ihn weiset auch das neuere Aufleuchten Israels verherrlichend hin. Abgesehen von der alten Schmach, welche auf den Juden liegt, wird es auch von den Christen überall willig eingestanden, daß sie ein kluges Volk sind. Aber das sollten wir als Christen besser wissen, daß dieses Volk in seiner Gesammtheit oder nationalen Natur eminent ist, und nicht anders seyn kann. Es ist das Volk der ersten Monotheisten, des großen Gesetzgebers oder vielmehr Gesetzvermittlers, der erhabenen Sänger und Propheten, der frühsten, heldenmüthigen Blutzeugen der Wahrheit. Es ist die auserwählte Nation, von welcher Christus herkommt nach dem Fleisch, der Same, in welchem alle Geschlechter der Erde gesegnet worden sind. Dieses Volk ist zertreten nach der Weissagung Christi unter allen Völkern. Aber noch immer fulgurirt es durch seine dunklen Nächte in seiner reichen Geist- und Feuernatur, und gibt Zeugniß von seinem alten Adel durch Talente und Kräfte.

Selbst da, wo sie in antichristlicher Frechheit auftritt, muß die Israelitische Kraft wider Willen ein Zeichen abgeben dafür, daß bei den Juden Großes zu suchen ist, daß das Heil von den Juden kommt. Es ist bekannt, daß jüdische Geister mit dämonischer Gewalt in der jetzigen Weltlitteratur wirken, und daß von diesen vielgeschmähten, verhängnißvollen Fremdlingen junge Teutonen, mit geistigen Stricken geknebelt, in die Verbannung einer religiösen Ausländerei fortgeschleppt werden. Wie viele Germanische Heldensöhne und Barden hat ein einziger jüdischer Dichter an den Roßschweif seines Pegasus gebunden, so daß sie dem Trabenden nachlaufen müssen mit Verzweiflungsstöhnen und lahmen Versfüßen! Erfreulicher aber ist der Hinblick auf anregende, hochbegabte und reich gesegnete Bekenner und Lehrer des Evangeliums von Israelitischer Abkunft, wie deren namentlich in Holland und Deutschland aufgetreten sind. Und an diese reiht sich eine imposante Schaar von jüdischen Gelehrten, Künstlern, hochbegabten oder hochgebildeten Geistern an. Es ist nicht zu läugnen, daß durch diese Gesammterscheinung Israelitischer Kräfte der Name dieses Volkes wiederum einen gewissen Glanz für die höheren Bildungskreise gewonnen hat. Und mit welchem Rechte! Denn also hoch kommen diese Fremdlinge empor nicht etwa unter Portugiesen und Polen, sondern unter den Deutschen, und unter Franzosen und Britten. Man lobe sie nur nach ihren Gaben und Kräften. Aber dann schaue man auch den Stamm an, aus dem diese neuen Sprößlinge so üppig her-

vorgebrochen sind. Wie heißt die Wunderblume, die Krone in dem Wipfel des Israelitischen Stammbaums? **Jesus Nazarenus rex Judaeorum.** Er ist ihr König doch, geistig, rechtlich, ewig; Israels Königsblüthe nach seiner menschlichen Abkunft. Darum ist aber auch an eine durchgreifende Verherrlichung der Juden nicht zu denken, so lange sie ihren König verkennen. Sie werfen sich selber weg in ihm. Das war der Fluch des Deutschen Volkes, daß es seinen Genius gebunden überantwortete den Franzosen; damit überantwortete es sich selbst. Das aber war der Fluch über Israel, daß es seinen Messias, den Sohn David's, Israels Ehre, gebunden überantwortete den Heiden: damit überantwortete es sich ihnen selbst. Es ward heidnisch superstitiös in seinen Satzungen. Ein Volk kann nur verklärt oder geschichtlich verherrlicht werden, wenn es in seiner Eigenthümlichkeit klar sich selbst erkennt und erkannt wird, oder mit anderen Worten, wenn es die Verheißungen gläubig annimmt, die ihm Gott gegeben hat, oder wenn es einkehrt in sein Innerstes, zu sich selber kommt, sich erfaßt in seinem Kern, und hier von seinem Gott erfaßt und gesegnet wird. Darum gehörte es mit zu der Wiedergeburt Deutschlands, daß die großen Namen Hermann und Luther wieder in Schwung kamen, daß die Nibelungen wieder gelesen wurden, daß man die Dome wieder verstand, vor Allem aber, daß man wiederkehrte zu dem Glauben der Väter. Sollte dem nächtlichen Aufblitzen Israelitischer Kräfte ein Tag des Heils für die auserwählte Nation folgen, so müßten

erst Moses und die Propheten wiederum in ihr verstanden werden, das Gesetz, die Psalmen, die Verheißungen müßten Geist und Leben werden im Volke, und sie müßten alle durch innigste, Israelitische Besinnung zu sich selber kommen, dadurch wieder zu ihrem Bundesgott, und zu dem lebendigen Glauben an Christum. Denn die Macht des nationalen Fluches, welche von oben her kommt in großen Gerichten des hingebenden und vergeltenden Gottes, erzeugt sich von unten her fort und fort durch nationale Ausländerei, Uneinigkeit, religiöse und sittliche Ausartung. Israels Ausländerei und Uneinigkeit war zuerst innerlich vorhanden. Das Volk wollte durch die Königsmacht eines irdischen Messias über alle Völker herrschen im Gelüsten nach den Reichen dieser Welt und ihrer Herrlichkeit. Daher verkannte und verwarf es seinen Messias. Und nun wurde seine Ausländerei zur Strafe auch äußerlich vollzogen, indem es zerstreut wurde, und allen Völkern dienen mußte. Und noch zeigt das Volk, trotz aller Einheit in den todten Satzungen, doch die größte Uneinigkeit im Leben, endlose Zerstreuung und Verflüchtigung seiner Massen unter alle Völker. Religiöse und sittliche Ausartung, ein Abfall von seiner innersten Bestimmung: das ist seine Schuld, wie überall der Charakter menschlicher Verschuldung: darum eben ist das Wiederaufgehen seiner Ehrensonne gebunden an die Wiedererkenntniß seines Ehrenkönigs. Deswegen aber gemahnt uns auch jedes Aufblitzen Israelitischer Geisteskraft an die Sonne des Heils, die als die Glorie der ächten Nachkommenschaft Abra-

ham's, als ihr Ruhm, sogar vor Gott, hoch am Himmel der Völker steht, während noch durch verhüllende Nebeldecken dichte Finsterniß waltet über dem auserwählten Volke, Aegyptische Finsterniß — diesmal über dem Lande Gosen.

Zu solchen Betrachtungen führt uns die Schrift: Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Denn Rahel war ohne Zweifel eine große Frau, eine hochbegabte Edelfrau aus dem verbannten und geächteten Adelsvolke; obschon ihr selber die eigenthümliche Herrlichkeit Israels nicht aufgegangen ist, während sie doch in ihren Briefen das eigenthümliche Leid ihres Volkes als einen alten Fluch mehrfach bezeichnete. Für diejenigen unserer Leser, denen Rahel bis jetzt unbekannt seyn sollte, haben wir Einiges zu bemerken. Rahel Levin, nachher unter dem Familiennamen Robert bekannt, wurde geboren zu Berlin am ersten Pfingstfeiertage des Jahres 1771. Sie starb daselbst am 7. März des Jahres 1833 als Rahel Antonie Friederike Varnhagen v. Ense. Sie lebte lange Zeit im ledigen Stande, aus welchem sie die Erinnerung an mehrere Liebschaften bewahrte. Später war sie Gattin des bekannten Staatsmannes und Schriftstellers Varnhagen v. Ense. Schon frühe muß sie als eine Geistreiche bekannt geworden seyn, denn sie war von den Tagen ihrer Jugend an stets von einem Kreise ausgezeichneter Freunde, zum Theil von litterarischen Notabilitäten umgeben. Das „Buch des Andenkens" gibt davon Kunde. Es enthält meistens Briefe, unter-

mengt mit schriftlichen Aphorismen von ihrer Hand. Unter ihren Correspondenten finden sich die Namen v. Brinkmann, W. v. Humboldt, v. d. Marwitz, Varnhagen v. Ense, Gentz und viele Andere; auch die Namen vornehmer oder ausgezeichneter Frauen. In ihrem Verhalten gegen Viele derselben gibt sich durchgehends eine entschiedene geistige Ueberlegenheit kund.

Wenn wir nun die Charakteristik ihrer Geistesart mit einigen Zügen versuchen sollen, so können wir nicht umhin, sie mit Haman zu vergleichen. Die Größe dieser beiden Geister tritt hervor in einer mächtigen Denkkraft, in einer tief eindringenden und durchdringenden Intelligenz. Sie sind gleichsam zur Betrachtung geschaffen, darum mit einer großartigen Einseitigkeit behaftet. Diese Einseitigkeit zeigt sich im Gemüthsleben darin, daß sie keine vorherrschend poetischen Naturen sind, während sie doch vermöge ihrer Tiefe Verständniß und Gefühl haben für poetische Produkte*). Haman war kein Dichter. Rahel versuchte es bisweilen, Verse zu machen; daraus wurden aber Sentenzen im Lapidarstyl, ohne daß sie die Blüthenfülle und den musikalischen Schwung der Poesie erreichte. Dieselbe Einseitigkeit aber offenbaren Beide in ihrem Thatleben. Großer Resolutionen oder begeisterter Kraftäußerungen waren beide fähig in seltenen Fällen, in der Regel aber waren sie durch über-

*) Der Gedanke an Rahel's Verkennung der Schillerschen Muse hat uns veranlaßt, hier den Ausdruck sehr zu mäßigen.

wiegendes Denken bedenklich. Haman klagte über seine „feigen Triebe," Rahel klagt manchmal, sie sey ein unschlüssiger Hamlet. Beide schrieben in lebhaften Geistesparoxismen, klagten über die Unabänderlichkeit ihres Styls, und konnten nicht zu der systematischen Stetigkeit kommen, eigentliche Bücher zu machen. Beide ließen sich gerne gehen. Daher wurden sie denn auch vielfältig mitgenommen, selbst von unbedeutenden Menschen in ihrer Schwachheit, während sie die bedeutendsten Menschen manchmal mitnahmen in ihrer Kraft. Sie wurden mitgenommen, daran hatte ihre großartige Gutmüthigkeit Antheil; sie wurden nämlich überlaufen, übervortheilt, in mancherlei Dienstbarkeit geknechtet. Sie nahmen aber auch die ausgezeichnetsten Menschen mit in schroffer Gradheit und Ehrlichkeit, und sagten ihnen viel Schlagendes. Haman äußerte sich in naiver Ueberlegenheit über Kant, wie wenn ein Meister von seinem Lehrling redet. Eben so trat er mit penetrirender Kritik den Freunden persönlich entgegen. Grade mit derselbigen unbefangenen Meisterschaft behandelte Rahel ihren Freund Gentz und Andere. Haman war vermöge seines kritischen Durchblickes über die Bildungsstufe seiner Zeitgenossen hinaus. Er verwarf die moderne Aufklärung mit einer entschiedenen Einseitigkeit, aber dennoch war das sein Glück, denn er verwarf in ihr auch den Unglauben. Rahel war vermöge ihres kritischen Durchblicks ebenfalls über die Bildungsstufe ihrer Zeitgenossen hinaus. Sie verwarf die paläologische Reaktion mit scharfer Wahrnehmung ihrer Schwä-

chen, aber dennoch war das ihr Unglück, denn sie verwarf in dieser Geistesrichtung auch den Glauben. Hier aber in dieser Grunddifferenz hatte Haman ohne Zweifel das Lob tiefster Aufrichtigkeit vor ihr voraus, die Willigkeit, sich von dem Geiste Gottes überführen zu lassen zur Buße, und führen zu lassen zum Glauben, und darin war die göttliche Gnade wirksam und offenbar. Dennoch aber zeigen wiederum die Beiden ihre eigenthümlichste Aehnlichkeit darin, daß ihre Intelligenz in Verbindung mit starker und tiefer Gemüthskraft sie vielfach in die Region neuer Wahrnehmungen, zur Entdeckung höherer Gesichtspunkte, und in die Tiefe prophetischer Einblicke und Ahnungen führt. Dies wurde bei Beiden auch dadurch vermittelt, daß sie, was die materiellen Lebensinteressen anlangt, uninteressirt waren. Und so wie Haman der Magus im Norden genannt worden ist, so könnte man wohl die Rahel als eine nordische Ahnfrau bezeichnen. Sie sagte Manches voraus. Manches Jahr vor der Schlacht bei Jena schrieb sie, nach Berlin werde noch Alles kommen, Buonaparte und alle Franzosen. Die Julius-Revolution sahe sie kommen „wie man Leute die Straße heraufkommen sieht." Mit überraschender Genauigkeit erfüllten sich mehrere Prognosen, welche sie über das Geschick einzelner Menschen aufgestellt hatte. Darin aber möchten wir nicht die Größe ihrer ahnenden Kraft finden, sondern darin, daß sie wie Haman auch tiefe Einblicke hatte in das Reich des Geistigen. Haman war darin begünstigt oder vielmehr dazu begnadigt

durch seinen christlichen Standpunkt. Um so mehr ist es zu verwundern, daß Rahel bei großer Eitelkeit und Verstricktheit des Herzens in weltsüchtige Sehnsuchten, dennoch so viele bedeutende Ahnungen der Wahrheit hatte. Auch Weltkinder können durch Geistestiefe in die Region der prophetischen Ahnung hineinragen, das zeigt Bileam, als das merkwürdige Urexemplar für alle derartige Seher. Wir sind weit entfernt, die derartigen Seher in der Niedrigkeit der Gesinnung alle mit Bileam gleichstellen zu wollen. Bileam gelüstete nach dem Lohne der Ungerechtigkeit, den ihm der heidnische König dafür anbot, daß er Israel verfluchen sollte. Und er war auch willens, doch mit schwankendem Herzen, diesen Preis zu verdienen. Wenn er aber auf die Höhen trat, und das schöne Heerlager Israels, das Wundervolk mit seinen Bannern überschaute, dann riß ihn seine poetische, begeisterungsfähige Menschennatur unter heiligen Erinnerungen an göttliche Verheißungen, und hellen Ahnungen der künftigen Größe Israels fort, dann mußte er staunen, jubeln und segnen das auserwählte Volk in geflügelten Worten. War aber der begeisternde Standpunkt wieder verlassen, so imponirte ihm die gemeine Wirklichkeit wieder, dann konnte er seine Aufschwünge selber nicht recht begreifen, und ließ sich verleiten, neue Versuche zu machen. Jedesmal aber ward ihm auf den Höhen der Sonntagsschimmer, den er über dem Israel „ohne Mühe" erblickte, zu mächtig. So gibt es aber auch anderes, nichts desto weniger sündiges Gelüsten, wodurch manche hochbegabte Natur

sich festhalten läßt in den Banden der Sünde, namentlich Gelüsten der Ehre, des Menschenlobes, oder der „Behaglichkeit.“ An solchen Seherblicken also, welche der Begabtheit an sich zu Theil werden können, ist Rahel reich, obwohl sie meist formlos nur eine schimmernde Wolke sieht, wo sie mit Glaubensaugen ein Sternbild würde wahrgenommen haben. Dürfen wir ihr aber die Augen des Glaubens absprechen? War sie nicht edel? War sie nicht sehr redlich? War sie nicht religiös? In ihren Briefen kommen die mannichfaltigsten Spuren von Edelmuth vor. Ihr Urtheil über Einzelne ist auch da noch großmüthig, wo sie als Verachtende auftritt. Sie spendet viele Wohlthaten im Stillen, namentlich Geschenke an Verwandte. In Prag ward sie die begeisterte Stifterin eines großen Frauenvereins zur Verpflegung der Verwundeten im Befreiungskriege, nachdem sie früher schon in Berlin dazu mitgewirkt hatte, den dasigen Frauenverein in's Leben zu rufen. Damals entfaltete sie eine große Thätigkeit; ihre Thatkraft stand, befreit von aller Bedenklichkeit, in schönen Flammen. Aber sie pries sich dann auch selber als die, „die all dies Herrliche vollendet.“ Ihre Briefe enthalten viel Eigenlob. Besonders kommt sie aber vielfach rühmend auf ihre Wahrhaftigkeit zurück. Sie spricht sogar mehrfach die Ueberzeugung aus, eigentlich habe sie keine Talente, und nur durch die Kraft der Wahrheit, vermöge ihres reinen Sehens und absichtslosen Aussprechens werde sie so originell. Nun ist allerdings ihre Naivetät nicht von der faseligen Art, wie man sie wohl mitunter an

den weiblichen Zöglingen der heutigen Zeitbildung wahrnimmt, sondern eine Herzenskraft und von ächtem Korn, aber dennoch erscheint sie nicht nur bewußt, mit Vorliebe kultivirt, sondern auch durch Selbstbespiegelung befleckt. Auch konnte ihre Aufrichtigkeit schon deswegen nicht grundgründlich seyn, weil sie keinen objektiven Lebensgrund suchen und festhalten mochte, und zwar nur ihre Herzensmeinung zu sagen bedacht war, aber eben darum auch von der Trüglichkeit ihres Herzens irre geleitet werden konnte. Ahnungen darüber, daß sie ihren Herzensregungen selber nicht trauen könne, daß doch leicht Lüge entstehe bei der Aeußerung derselben, spricht sie wiederholt aus. Sie läßt sich so zu sagen in einseitig kultivirter Ehrlichkeit ihre Bestimmung, als das tiefste Subjektive, verdunkeln durch ihre Gesinnung, und diese wieder als das stetig Subjektive durch ihre Stimmung, und ihre Stimmung endlich, das wandelbare subjektive Gefühl, läßt sie sich verdunkeln, oder doch zu stark bewegen durch Wind und Wetter. Durch die Gewohnheit, den Einfluß der Witterung auf ihre Gemüthsstimmung zu beobachten, hervorgegangen aus einer überaus feinen Empfindung für die kosmischen Einflüsse, und durch ihren Gebrauch, stets einen Bericht über Wind und Wetter als Witterungsdatum über ihre Briefe zu setzen, hat sie sich allmählig in eine irritirte Abhängigkeit von Wolkenschatten, Nebelzügen und Sonnenscheinen begeben, welche ihr das reine Aussprechen ihres Innersten manchmal erschweren mußte. Auch kommt es ihr nicht darauf an, in Redensarten

von ihrem Grundgesetz der Wahrhaftigkeit vielfältig abzuweichen. Dahin ist wohl die Hyperbel mit zu rechnen, wenn sie versichert, sie vergöttere diesen oder jenen, oder wenn sie betheuert, Göthe sey ein Gott. Ohne Zweifel hat sie das nicht dogmatisch gemeint, wenigstens werden wir uns vor der Hand nicht darauf einlassen, die Gottheit Göthe's zu bestreiten. Bei diesem Vergötterungstrieb läßt sich nun ihre Religiösität nicht in Abrede stellen. Rahel hatte aber auch eine höhere Gottheit. Rührend wahr und schön spricht sie manchmal ihres Herzens Hoffnung zu der Hülfe Gottes aus. Auch entfaltet sich manchmal ihre Hoffnung auf eine persönliche Fortdauer nach dem Tode, doch wird diese Hoffnung ein Paar Mal angehaucht von dem philosophischen Gedanken an künftige Vernichtung. Mit großer Freude las Rahel die Schriften Lavater's, und später mit entschiedener Vorliebe die christlichen Mystiker Angelus Silesius und St. Martin. Diese Beiden schienen sie in das innere Heiligthum der christlichen Heilslehre und Erfahrung einführen zu sollen, nachdem die Einwirkungen Schleiermacher's, die zarten Wünsche einer Schwester desselben für ihre Bekehrung, und die allgemeine christliche Erweckung nach den Befreiungskriegen sie der Welt nicht hatten entreißen können. Aber zuletzt finden wir sie wieder stark in der Schwebe zwischen St. Martin und St. Simon, wie es scheint mit einer überwiegenden Hinneigung zu diesem letzteren. Diese Hinneigung war vorbereitet durch vieljährige Grundzüge des Irrthums in ihrem Glaubens-

system. Sie läugnete den Sündenfall, sie verkannte das menschliche Verderben, die Schuld, sie glaubte sich unschuldig zu wissen, oder wieder machen zu können durch rechtes Besinnen, und wähnte sich von Leiden „durchgeprügelt zum Engel.“ Daher war ihr die Erlösungslehre verdeckt. Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Mit diesem negativen Grundirrthum ging nun der positive Hand in Hand, daß etwas Neues werden müsse, eine große Veränderung im Gebiete des geistigen Lebens, ähnlich der Mosaischen Gesetzgebung oder der Einführung des Christenthums. Hätte sie eine neue Evolution der christlichen Wahrheit und Kirche ersehnt und verkündigt, eine dem Grundwesen des Christenthums gemäße, aus ihm hervorgehende herrlichere Entfaltung desselben, so müßte man ihr Dank wissen als einer Arbeiterin im Weinberge. Aber in diesem Vorahnen ward die herrlich Begabte als Prophetin zu einem irreleitenden Geiste; namentlich was das Institut der Ehe anlangt. Bevor aber dieser und andere Irrthümer noch näher zur Sprache gebracht werden, ist zu bemerken, daß Rahel's religiöses Verhalten zusammenhing mit ihren Grundsätzen über Wahrhaftigkeit überhaupt. Sie trieb den Widerwillen gegen das Ueberlieferte, Gelernte, Positive bis zum Extrem, nur in dem Selbsterlebten, Selbsterschauten und Erfaßten wollte sie sich wohl fühlen. Daher war sie eine eigentliche Rationalistin, eine ächte, die sich ihre Dogmatik aus Erlebnissen und lebendigen Erkenntnissen des Göttlichen herausbilden wollte, nicht wie

die meisten Rationalisten sind, die ihre verminderten und geschwächten Dogmen von irgend einem Primas auf Treu und Glauben übernommen haben als ein wackelndes und watschelndes System des Positiven von gestern, und auch nicht, wie die meisten rationalistischen Primaten, welche den Raum zwischen dem alten Allesglauben und künftigen Nichtsglauben mit Schritten der Bedächtigkeit ausgemessen haben, um sich die goldene Mitte des Etwasglaubens nach den Regeln der Accommodationstheorie herauszufinden. Was Rahel glaubte, das hatte sie aus ihrem Herzen oder aus ihrer Erfahrung oder aus ihren Intuitionen geschöpft. Darin aber irrte sie sehr, daß sie meinte, man könne den positiven Glauben nur als etwas Anzulernendes sich aneignen. Wie lebt sich ja sonst der Mensch so innig und durch und durch hinein in den Segen der Geschichte, den er überkommt! Der positive Christenglaube kann und will aber so als höchster Segen der Geschichte uns durchdringen, und in uns lebendig werden. Es mochte wohl der Rahel schwer fallen, ihren Verstand zu beugen vor dem Verstande eines einzelnen Christen. Aber gesegnet wäre ihr Haupt gewesen, wenn sie es geneigt hätte vor dem überragenden Collektiv=Verstande der Kirche. Sie irrte darin ferner, daß sie meinte, man könne ohne Gefahr aus seinem eigenen Herzen und Leben eine neue Religion schöpfen. Aus dem Herzen kommen arge Gedanken, auch als Nebel des Irrthums und Wahns in religiösen Dingen. Und indem sie meinte, die reine Einsicht der eigenen Vernunft ziele wie eine

Magnetnadel nach dem Pole der reinen Wahrheit, bedachte sie die großen Aberrationen nicht, welche in dieser Nadel bewirkt werden durch die Magnetberge, die zur Seite liegen, durch die unmerkbaren, aber mächtigen Einflüsse eines noch bestehenden ungöttlichen Wesens der Welt.

Wir wollen auf einige ihrer bemerkenswerthesten religiösen Ideen näher eingehen*). Vorab aber gedenken wir eines Traumes, den sie einmal erzählt. Sie träumte sechs Jahre hindurch bald öfter, bald seltener von einem Thier, das ihr in einem vornehmen, bewohnten Palaste zur Begleitung diente durch die erhellten Gemächer desselben. Sie sah durch eine Reihe dieser Zimmer im Hintergrunde eine Gesellschaft der vornehmsten Personen, sitzend an einem großen Spieltische, wie eine Bank. Jedesmal, wenn sie zu dieser Gesellschaft wollte, stellte sich auch das Thier ein, welchem sie keinen Namen geben konnte, weil seines Gleichen nicht in der Welt war, und welches sie weiter so beschreibt. „Es war von der Größe eines dünneren Schafes, als Schafe gewöhnlich sind; rein und weiß, wie unbetasteter Schnee; halb Schaf, halb Ziege, mit einer Art von Angorahaaren; bei der Schnauze röthlich, wie der reinste, reizendste Marmor, die Pfoten eben so. Dieses Thier war mein Bekannter; ich wußte nicht, woher: es liebte mich unendlich; und wußte es mir

*) Eine Sammlung von interessanten Aeußerungen Rahel's, welche im Allgemeinen zur Begründung unserer obigen Charakteristik dienen sollte, müssen wir, wegen allzu großer Ausdehnung dieses Aufsatzes, aufgeben.

zu sagen und zu zeigen: ich mußte es behandeln wie einen Menschen. Es drückte mir mit seinen Pfoten die Hände, und das ging mir jedesmal bis ins Herz; es sah mich so voll Liebe an, wie ich mich nicht erinnere, eine größere in eines Menschen Auge gesehen zu haben; am gewöhnlichsten nahm es mich bei der Hand, und da ich immer zur Gesellschaft wollte, so durchschritten wir die Zimmer, ohne jemals hinzukommen; das Thier suchte mich zärtlich, und als hätte es wichtige Ursachen, davon abzuhalten, weil ich aber hin wollte, so ging es in Liebe gezwungen immer mit." Endlich hatte sie eine lange Zeit diesen Traum nicht wieder, dann fand sie sich noch einmal träumend wieder in demselben Palaste. „Es war etwas mehr Bewegung," erzählt sie, „ich sah mein Thier auch nicht, welches, wie mich dünkte, mir schon sehr oft gefehlt hatte, eine Zeit lang her, ohne mich besonders zu kränken noch zu befremden." Endlich fand sie ihr Thier außer dem Palast im Garten zusammengekrümmt an einem großen Baumstamme liegen; „es war ganz schwarz mit borstigem Haar." Sie schrie, mein Thier, und tippte es mit der Fußspitze an, da „fällt es auseinander, und liegt platt da als Fell; die rauche Seite auf der Erde trocken und rein. Es ist ein Fell, es war also todt! rufe ich." Die Träumende scheint zu voreilig das borstige, schwarze Fell eines todten Thieres für ihr verlorenes schneeweißes, namenloses und unendlich liebendes Lamm gehalten zu haben. Hätte sie nicht geschlafen und geträumt, so wäre ihr die unendliche Verschieden-

heit der beiden Erscheinungen klar geworden. Treffender aber kann wohl der Unterschied zwischen dem St. Simonismus und Christenthum nicht ausgedrückt werden, als er bezeichnet werden könnte durch diese Traumbilder. Werden könnte — sagen wir, denn Verf. mag nicht Anspruch darauf machen, ein Joseph zu seyn, welcher Rahel's Träume deutet.

Das Buch des Andenkens ist reich an religiösen Aeußerungen. Rahel war zu tief, um sich nicht immer wieder mit dem Tiefsten im Leben und in der Geschichte zu berühren, obschon sie in hohem Maaße in der Geschichte des Tages lebte. Sie erfaßte das Leben mit origineller Kraft, darum war ihr auch das Alltägliche bedeutsam. Und wenn der Name Gottes ihr aus tief bewegtem Herzen in den Mund quoll, so ließ sie sich nicht durch böse Scham abhalten, ihn zu nennen unter weltlichen Freunden und Bekannten. Sie berichtet mitunter aus ihren Stimmungen in großer Bedrängniß: „ich stürzte auf meine Knie," oder „ich schrie zu Gott." So that sie besonders unter vaterländischen Calamitäten. Sie erkannte die Nähe des Göttlichen in den Erscheinungen der Welt, dies beweisen folgende Worte: „In Adam's Geschichte wird gesagt, daß seine Ursprache verloren ging — (etwas ungenau!). Nur sehr schattenartige, oberflächliche, schwindende Eigenschaften der Dinge wissen wir mit unserer Sprache anzugeben, und haben doch in unserer Seele kein ander Mittel, uns zu fragen, noch uns zu antworten. Es ist kein leerer Ausdruck, wenn wir sagen: „es will regnen, es will blitzen" u. s. w. Es

ist, eigentlich gedacht, keine Regung möglich, als durch Willen. Wenn wir auch nicht einmal von uns selbst wissen, wie wir zum Willen kommen, zum Grundwillen alles unsers Wollens. Ein noch größeres Indiz, daß ein Grundwille existirt, aus dem unser Grundwille, wie alle Willen hervorgehen. Eine einige, große Musik. So verstand ich auch Friedrich Schlegel, als er in Frankfurt ganz ernst sagte, das Feuer sey ein Geist. Das Feuer will etwas Bestimmtes: es hat gleichsam, oder es ist ein Auftrag des höchsten Willens: und so alle Geister; und alles bis zur Geistigkeit Verfolgtes." In diesen Worten liegt eine starke Ahnung des lebendigen, allgegenwärtigen Gottes. Wir sagen eine Ahnung, nicht die Erkenntniß; besonders da sich in der schönen, morgenröthlichen Ahnung pantheistisches Nachtgewölk blicken läßt, namentlich die Meinung, daß alle Willen aus dem einen Grundwillen hervorgehen. Rahel erkannte den Werth und die Weihe des Gegenwärtigen; dies führte sie zur Ahnung der Pilgernatur des irdischen Lebens, der religiösen Kindlichkeit, des diesseitigen Menschenberufs. „Ich glaube," sagt sie einmal, „ein großer Bestandtheil des Kinderglückes ist der, daß sie sich kein Lebensbild, auch nur eines Tags, entwerfen können: und eine große Hülfe wäre es für Alte, die Jahres-, Monats- und Tagesbilder fahren zu lassen, und nicht zu glauben, wir könnten Lebensstoff aufsuchen, und ihn uns zum Gebrauche vorlegen. Mir hilft es jetzt gleich zur Besinnung, wenn ich jeden Tag, jede Stunde denke: diese Bedingungen sind dir als Stoff gegeben; sieh, was du daraus arbeiten kannst:

und frisch, fleißig, thätig, arbeitslustig! Und reißt man dir halbes Werk aus den Händen; der verliehene Tag, die Stunde will es so; Besitz gibt es nicht; das Wirken, das Werk, das ist uns zugetheilt. Man ist sehr verwöhnt, und falsch erzogen; ich muß mir's spät anders einlernen; aber es hilft sehr." Hier klingt die Wahrheit durch: wir haben hier keine bleibende Statt, und das Gebot: sorget nicht für den andern Morgen, oder die emphatische Losung des Hebräerbriefes: heute, heute! Und doch ist auch dieses Wort ein Dämmerungswort; nicht durchlichtet von der Wahrheit, sondern nur das ungefähre, tiefe Erfassen des Rechten. Wollte man ganz in den Tag hineinleben nach Kinderart, planlos und kampflos, und sich das halbe Werk gelassen wieder entreißen lassen, wie leicht möchte man dann mit den Kindern wiederum in's Spielen hineingerathen. Woher aber diese Ueberspannung der reinen Kindlichkeit? Rahel spricht die subjektiven Entdeckungen oder Stimmungen ihres Geistes aus, ohne sie erst an einem objektiven Gesetz zu prüfen, ohne die Ahnung durch Wahrheit zur Wahrheit zu läutern und zu limitiren. Daher möchte es nicht schwer fallen, auch sie über manchen Widersprüchen zu betreffen. Man halte z. B. die folgende Stelle dicht an die vorige: „Ich habe mich heute recht geschämt, als ich es mit einem Male einsah, daß die meisten Menschen, wie „„all die andern Thiere der Erde, wandeln und weiden im dunkeln Genuß."" Ohne einen Gedanken an höhere Möglichkeit; ohne Ehrfurcht vor Erschaffenem, und ohne wahre Ergebung in

Unverständliches, wahrhaft Unendliches. Ohne Herz für Geschöpfe; ohne Freud' und Leid eigentlich; weder verabscheuend noch entzückt. Wahrhaft nur den Schritt vor sich wandelnd, und weidegierig, und weideberuhigt; und beglückt, je nachdem Küchenweide und Zimmerweide. Dürftig, ostentativ; kalt, kalt! dünkelvoll. Zum Todtschämen, wenn man sich ein wenig besser finden muß." — Oben war es Rahel selbst, welche uns den Rath gab, wahrhaft nur den Schritt vor sich zu wandeln. Doch freilich nicht als Thiere, sondern als Menschen, mit Ehrfurcht, mit Ergebung. Nicht in den Kernpunkten der beiden Aeußerungen liegt also hier der Widerspruch, denn ihre Kernpunkte sind Zeichen der Wahrheit; er liegt in der Auffassung. Sagten wir Fassung, das wäre zu billig. Nehmen wir die letzte Aeußerung für sich, so offenbart sie einen schönen Schmerz über das große Uebel menschlicher Gemeinheit in irdischer Gesinnung. Aber sie sah doch nicht scharf genug in das Herzensdunkel der „meisten Menschen," wenn sie dieselben für weideberuhigt hielt. Mit der Fackel der Offenbarung hätte sie tiefer gesehen, und den Schmerz einer höheren Weidegier selbst noch durchglühen sehen durch den Anschein gemeiner Weideberuhigung. Merkwürdig ist es, daß die Weltkinder, welche mit Rahel an Geistestiefe und Seelengröße verwandt sind, auch mit ihr gekommen sind auf die Ahnung, wie nothwendig die kindliche Hingebung an Gott sey zum vergnügten Leben, und wie man zu dieser Hingebung nur durch einen gewissen geistigen

Untergang komme. „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, spricht der Herr, wer es aber verliert um meinetwillen, der wird es finden.“ Das ist die tiefe und lichte Geisteswahrheit. Wie aber spricht sich die ungefähre, natürliche, ungeläuterte Vorempfindung dieser Wahrheit in tiefen Gemüthern aus? Man muß verzweifeln. So als verzweifelte Menschen gehen die höher begabten Weltkinder jetzt durch's Leben. Die Buße zu Gott und die Hingebung an ihn: das ist ein Verzweifeln an dem Wege des Eigenwillens, ein Verzweifeln mit sterbender Selbstsucht, das zum neuen Leben führt. Jene weltliche Verzweiflung aber ist nur eine monströse Aehnlichkeit der Buße und Resignation, ein Aufgeben der Ideale mit lebender Selbstsucht. Darum führt sie auch nicht hinauf in den Frieden, sondern schlägt immer zurück in die Lust und Eitelkeit, und erzeugt sich dadurch unaufhörlich von Neuem. Darum ist auch Rahel in den Briefen ihres Alters vielfach noch eine bitter Klagende, Unbefriedigte, während sie doch vor vielen Jahren schon versichert hat, mit ihr sey es aus, in ihrem Herzen sey etwas zerbrochen, und könne nicht mehr zerbrochen werden, sie habe ihre Sache auf nichts gestellt, und in mancher andern Art des Ausdrucks. Jedoch war ihr Verzweifeln nicht malitiös, ironisch oder byronisch, sondern es enthielt Keime der wahren Frömmigkeit. Sie spricht vom Unglück und sagt: „Dagegen kann der Mensch nicht selbst an, sondern ein Höherer; wir können nur diese Fälle erkennen lernen, als Fakta, die uns, als diesen besonderen Menschen begegnen müssen;

und uns darein ergeben als in ein Unvermeidliches, und ein doch Trost Enthaltendes, als eben so nothwendig auf Neues, Hohes und Unbekanntes sich Beziehendes und darauf Begründetes. Und weil wir die Gründe zu diesen Fakta nicht kennen können, so muß da dann immer das Gemüth eintreten; heißt: sich aus Bedürfniß — welches eigentlich wir selbst sind — einen Grund, eine Voraussetzung in einem andern Gebiete schaffen — fast erschaffen, und das mit Recht. Wo wir herstammen und wo wir hinströmen, das sind so gut Glieder von uns als die, welche wir im zeitigen Gebrauche haben. „„Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben!““ sagt auch der Mann, der — und auch aus diesem Gesichtspunkte meine ich — am vielfachsten, was uns Menschen betrifft, gehandhabt, erwogen und ergründet hat, mit Herzens- und Geisteskräften, und der ein gesundes Menschenkind geblieben ist, wie er anfing, mit allen derben, natürlichen Ansprüchen. Göthe sagt's.“ — Bisweilen hat ihre Resignation rührende Kraft und Gestalt des Vertrauens. So erzählt der Herausgeber unter der Ueberschrift „Mündlich“: „Den 26. Mai 1825 wurde Rahel plötzlich sehr krank; die heftigsten Zufälle traten ein, sie konnte glauben, es ginge zu einer großen Entscheidung. In diesem Gedanken erhob sich ihr Gemüth inmitten aller Schmerzen und angstvollen Spannungen des Körpers zu begeisterten Ausbrüchen. Sie bat Gott um einen nicht allzu schweren Kampf; sie versicherte, ganz ruhig und gefaßt zu seyn wie immer. Dann sagte sie: „„O, ich liebe alle Menschen; sie sind alle, wie von meinem

Fleisch und Blut; so zuckt es mir, wenn einem von ihnen was ist."" Ueber ihre Schmerzen: „„Ich verstehe sie nicht; aber ein Anderer. Schmerz ist Gottes Geheimniß; der versteht ihn."" Ferner: „„Könnte man sich nur recht zu Gott wenden, so wär' einem gleich geholfen. Mit seiner Hand hebt der einen heraus; ich habe sie schon an mir gefühlt, seine Hand. Aber so recht, wie man kann und soll, sich so ganz mit dem Auge an ihn ansaugen, das gelingt nicht immer, man will und kann nicht immer stark genug."" Und dann: „„Höhere Geister sehen und hören jetzt meinen Jammer. Gott selbst hört und sieht mich, er weiß um mich und um jeden Schmerz in mir; er ist nicht zu groß dazu."" Später äußerte sie: „„Solche Krankheit, ich fühl' es, ist jedesmal eine Gnade. Es wird einem ein Ruck gegeben, ich fühl' es, zum Bessern, zur Entwickelung. Man muß dafür danken und gute Gelübde thun."" — In demselben Sinne sagt sie auch: „„Niemanden wird etwas gereicht, der nicht herzhaft den bittern Kelch vor die feine Zunge nimmt; und herunter, herunter, Alles hinein! Unverhofft wird's veilchenartig, aromisch, süß genug; und hell um uns her und ruhig: und das nur, weil wir das Bittere abgetrunken, was wir selbst hinaufgehäuft; Ungesehenes, Unwahres, Falsches sogar; nach dem herben, muthverlangenden Abtrinken ist reiner Grund und Wahrheit da; und in uns; und diese ist Himmelselement."" Dieser Geist der Ergebung spricht aber nicht immer aus Rahel's Briefen. Es ist allerdings wahr, daß die fromme Hingebung auch in einem christlichen Gemüthe

sehr verdunkelt und erschüttert werden kann. Aber wenn Rahel etwas gegen ihr Geschick sagt, so geschieht es nicht in dem Tone eines Zagenden. Sie redet dann wie eine Aufgebrachte. „Ich bin etwas im Innern verändert nach dieser Krankheit," schreibt sie einmal, „benennen und bezeichnen kann ich die Veränderung noch nicht. Ich fühle mich wie beleidigt, und bedarf einer Satisfaktion durch ein événement: und doch bin ich bis zum Tod resignirt und gefaßt: mitteninne sehr munter, also schwankend, und unausstehlich. So etwas wie ein Geist, der sich noch seinen Rest leben sieht." Es ist ein oft wiederkehrender Unmuth gegen Körperleiden, nicht nur gegen ihre eignen, sondern auch gegen die anderer Menschen in ihr. Sie schreibt: „Den Tod überhaupt müssen wir ja mit dem Leben hinunterschlucken. Der ist ein Stein in der Mauer der Unbegreiflichkeiten, die uns umringt. Aber Leiden, besonders Körperleiden, fordern fast Rechenschaft!" Diese Rechenschaft, welche sie fast fordern möchte mit krauser Stirn und stolzem Herzen in unfrommer Stellung gegenüber der Vorsehung, hätte ihr einstweilen ein kindlicher Glaube und eine herzliche Demuth geben können; der Glaube mit einem schönen Trostwort: Gott plaget nicht von Herzen die Menschenkinder; die Demuth mit ernster Zurechtweisung: wer am Leibe leidet, der höret auf von Sünden. Freilich geben die Körperleiden dem gedemüthigten Kinde Gottes ein Anrecht auf künftigen ganz beruhigenden Aufschluß über ihre Bestimmung zu hoffen, zu erwarten, daß ihm Gott einst alle seine Leiden als Kur

deuten werde, selbst die Lanzenstiche als Lanzettenstiche, selbst Schwerthiebe als Kaiserschnitte, und jeden Schmerz als einen Wiederbelebungsversuch oder als eine Läuterung, wie es denn auch mit den herrlichen Worten verheißen ist: Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen. So war also Rahel resignirt nur in Folge starkgefühlter höherer Nothwendigkeit, und nach Maaßgabe der begeisterten Ahnung, daß das Unglück Glück erzeugen könne, nicht aber unbedingt in kindlicher Demuth, und mit Selbstverläugnung nach den Forderungen des Gehorsams. So hielt sie es ebenfalls mit ihrem Gebet; sie mochte nur beten in unwillkührlichen Ausbrüchen. Sie behauptet: „Nur zu einem Guten in der Welt muß man sich zwingen, und nur das Eine bleibt, meines Bedünkens, auch erzwungen noch Gutes. Zum Rechtthun nämlich. Alles Andere läßt sich bei mir wenigstens gar nicht erzwingen. Am allerwenigsten das Gebet, das Gebet durch Gebet. Dieses Ausströmen der Seele! Wo sie losgelassen sein muß von allen Gedanken und Banden des hiesigen Daseyns, welche ihr nur Angst oder Entzücken, Berührung Gottes durch allen Weltdrang durch abstreifen können. Jeder Gedanke hemmt alles Gebet, ist selbst ein Gebet, auf andern Wegen unserer Seele entströmt.“ Nur in der Angst oder im Entzücken kommt diesemnach der Mensch zum unwillkührlichen Beten, welches sie allein als ächtes Beten anerkennt. Denn nur in Angst und Entzücken berührt er sich mit Gott durch allen Weltdrang durch. Wohl ist nur Berührung des Herzens mit Gott ächtes Herzensgebet.

Aber nicht durch allen Weltdrang hindurch, sondern überallen Weltdrang hinüber hat sich zuvörderst das Menschenherz zu seinem Gott zu erheben. Und dies ist eben ein Rechtthun, wozu es sich zunächst zwingen muß, und was auch gezwungen noch Gutes bleibt. Dieses Rechtthun mit Selbstzwang, mit Selbstbestimmung und Selbstverläugnung: das ist der Anfang alles Guten, auch des rechten Betens. Man fühlt erst, daß man soll, daß man sich seinem Gott zuwenden, und die Gedanken des Herzens vor ihm aussprechen soll. Der Monolog in der Tragödie ist ein Bild von dem Sprechen des Menschen in seinem Herzen, und ein Zeichen von der Nothwendigkeit des Betens. Man soll also auf's Tiefste leben, das heißt, die Welt überfliegen, Gott suchen, beten. Der Redliche will's, weil er es soll; das ist: er will einfaches Rechtthun. Er will's als Redlicher und kann's doch nicht als Sünder. Dies gibt schon ächte Angst, welche ja Gebetsquelle ist nach Rahel's Theorie. Er klagt, daß er nicht beten könne, oder er bittet, lehre mich beten, und — dem Bittenden wird gegeben. So entsteht Entzücken, die zweite Gebetsquelle nach Rahel's Theorie. Und immer mehr wird das Erste gefördert durch beten, daß man in der Welt Angst hat, und das Zweite, daß man sich freut in dem Herrn; beide Gebetsquellen werden immer mächtiger. Wer nur unwillkührlich durch allen Weltdrang hindurch sich von Zeit zu Zeit in Angst und Entzücken betend mit Gott berühren will, dem wird dieser Weltdrang immer mehr eine große Scheidung von finstern Klüften und Wald-

gebirgen des Eitlen, die ihn trennt von seinem Gott. Wer aber über den Weltdrang hinüber erst sich in Schwachheit aufringt, und dann in gegebener Gotteskraft aufschwingt, der lernt auch immer mehr durch die Welt hindurch seinen Gott schauen, fühlen und finden, der trennende Weltdrang wird ihm immer mehr durchleuchtet und gelichtet, und dann freilich wird jeder Gedanke immer mehr zum Gebet. So wäre für sich genommen Rahel's Irrthum über das Gebet leicht gehoben, aber er hängt in ihr zusammen mit anderen irrigen Ansichten über die Erkenntniß Gottes, menschliche Freiheit und ähnliche Punkte, in denen der christliche Glaube sich der pantheistischen Weltanschauung gegenüberstellt. Sie spricht ihr Verhältniß zum Christenthum andeutend aus in der brieflichen Beurtheilung eines Werkes „von F.," das sie nicht näher bezeichnet hat. „Wie finden wir uns, frag ich. Mit einem persönlichen Bewußtsein, erstlich begränzt in dieser Persönlichkeit selbst, dann in den Bewegungen unseres Geistes, so sehr dieser auch das Weitreichendste in uns ist; die Persönlichkeit ist die schärfste Bedingung, und der für uns zu erreichende Grund unseres Bewußtseins. Durch sie wird allein Sittlichkeit möglich: unser Höchstes jetzt; einzig sicheres, einzig mögliches Handeln, mögliches Schaffen. Nur in Persönlichkeit können wir Glückseligkeit und Unglückseligkeit finden. Daß uns der größte, also auch gütigste Geist diese Persönlichkeit nur unter so harten Bedingungen verleihen mochte, oder konnte — hier gleich viel! — ist sein Geheimniß; die Ergebung in dieses Geheimniß meine

Religion, meine Demuth, meine Weisheit, meine Ruhe. Alle andere Voraussetzungen sind mir kindisch und willkührlich." — Weiterhin heißt es: „Denke dir nun, wie mir ein Gott, oder wie mir Menschen vorkommen, die Opfer fordern; das Unsittlichste in der Welt; wie das Sittlichste, diese Forderung an sich selber zu machen, und die Opfer zu leisten. Daß überhaupt Opfer gebracht werden müssen, würde ich tadeln, wenn dies nicht ganz auf Gott zurückfiele; der aber hat den größten Witz darin angebracht, den wir hier kennen, nämlich hat es zur tiefsten Aufgabe unseres persönlichen Daseyns gemacht, zur Aufgabe der Sittlichkeit, die aber ein Jeder nur an sich selber machen kann, und beurtheilen kann. Rechne es mir hoch an, daß ich dir dies Alles schrieb, es ist das Höchste, was ich weiß." — Und das war betrübt genug; denn gerade hier tritt uns hohes Wissen, nämlich klares, tiefes, verheißendes, offenbarendes nicht entgegen. Wenn es nämlich das Sittlichste ist, Opfer zu leisten; so kann es nicht das Unsittlichste seyn, Opfer zu fordern. Wenn Rahel Lust hat, die Nothwendigkeit zu tadeln, daß Opfer gebracht werden müssen, und es nur deswegen nicht thut, weil dies auf Gott zurückfallen würde, so bildet sich hier in ihrer Ehrfurcht ein Keim des positiven Gottesglaubens, der sie überhaupt consequenter Weise zur Vernunft des Glaubens bringen müßte. Hätte sie aber ihren Tadel beim Lichte besehen, so würde sie gefunden haben, daß die Nothwendigkeit, daß Opfer gebracht werden müssen, zunächst nicht in Gott, sondern in der Sünde, im Verderben der Welt liegt.

Auf dieser menschlichen Seite hätte sich dann das „Unsittliche" gefunden, welches Opfer nöthig macht, ohne sie zu fordern. Und auf Gottes Seite dann das „Sittlichste" darin, daß er gleichzeitig das höchste Opfer fordert, gibt und leistet. Wir sehen hier, wie ihr die christliche Lehre verdunkelt ist. Dies beginnt schon beim Sündenfall. Sie sagt: „Ich nehme mit St. Martin an, oder vielmehr mir ist einleuchtend: „„daß wir einen entsetzlichen Fall thaten bis auf die Erde, die uns aufnahm; von dem wir uns aber gar nicht erholen, von dessen Zertrümmerung und Zerschmetterung wir uns nicht wieder zusammenfinden können, aber sollen."" Ein Sündenfall ist es bei mir aber doch nicht: ein Emancipirungsfall vielmehr: wie auch das Kosten vom Baume der Erkenntniß. Schrecklich! und alle Tage zu wiederholen. Ist ein Kind nicht unschuldig, wenn es etwas wissen will?" — Beiläufig gesagt, gehört es mit zu den Albernheiten, die man der lieben Bibel ungerechter Weise aufbürdet, wenn man sie sagen läßt, der Mensch sei dadurch zum Sünder geworden, daß er gegessen habe von dem Baume der Erkenntniß. Und es ist wohl eine Finesse der alten Schlange dabei im Spiele, daß diese Ellipse als Eclipse stehend geworden ist, statt den Baum ganz zu benennen als einen Baum der Erkenntniß des Guten und des Bösen. Ein solcher Prüfungsbaum wurde Abel für seinen Bruder Kain. Mußte Kain den Bruder erschlagen, um nicht in der Dummheit zu bleiben, um sich zu emancipiren? Hatte Christus von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen gegessen? Und

doch war er das Licht der Welt. Und war Adam ohne Erkenntniß, als er alle Thiere nach ihrer Wesenheit benannte? Wäre er etwa dumm davon geworden, wenn er die List der Schlange besiegt hätte? Ist die Wiederaufhebung des Sündenfalls durch die Erlösung ein Wieder-dumm-machen der in der Sünde schlauklugen Menschenart? Solche Fragen ließen sich hier wohl aufwerfen, obwohl wir den Weg der Wirklichkeit als einen Weg der Glorie Gottes im Lichte der Erlösung mit anbetendem Staunen zu verehren haben.

Rahel konnte aber keinen Sündenfall annehmen, da sie keine eigentliche Freiheit erkannte. Sie lehrt in dieser Beziehung: „Wir sind ein Wille, ein bestimmtes Streben, an welchem wir nicht ändern können; welches uns nur klarer und verworrener werden kann durch Glück oder Arbeit. Nur Arbeit ist Redlichkeit und eigenste Sitte. Lüge ist Faulheit-Aufschieben. Von der teuflischen Lüge, die lügen will, hab' ich keinen Begriff, das ist Unsinn, Phrenesie; Kopfschütteln, bis das Denken vergeht. Ich kenne auch den Teufel nicht, aber eckle, faule Lüge auf jedem Wege. — Wir sind gar nicht frei: wie unsinnig wäre dies auch, und völlig unmöglich, da wir keinen Zweck kennen: Zweck und Grund ist Eins: und der ist ein Erschaffer; weil wir aus solchem Grunde kommen, fühlen wir uns frei: der Zwang ist süß: aber so wie wir einen eigenen Zweck erfinden, und die Freiheit nachahmen wollen, fühlen wir die eigentliche als Hemmung: unser innerstes Wollen nämlich; unsere eigentlichsten Wünsche

sind richtig: dies, Eltern und Regierungen überhaupt, spähet nach. „„Erlaubt ist, was gefällt."" Göthe's Tasso." — Hier hat Rahel ohne Zweifel die Unabänderlichkeit der menschlichen Bestimmung im Sinne gehabt, und davon hat sie schön geredet. Der Grund des menschlichen Wesens kann allerdings nicht willkührlich gedreht werden, ohne eben verdreht zu werden. Und insofern ist auch erlaubt, was gefällt; letzteres auf's Tiefste gefaßt: meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gott. Diesem Durste nachzugehen, ihn zu befriedigen, ist nicht nur erlaubt, sondern auch geboten. Merkwürdig ist es, daß Rahel die Sünde entstehen läßt aus Faulheit-Aufschieben, während sie Schefer aus des Eilens hastigem Verirren ableitet. Ueber diese Differenz hätten sich die Schüler der Beiden zu verständigen. Im Zusammenhange mit dem Obigen sagt Rahel einmal: „Man kann gar nicht unsittlich handeln." — „Boshafte Gemüther, wie es denn wirklich welche gibt, sind unklar." — Wie fest sie in ihrem Determinismus stand, beweist folgendes Gespräch, welches der Herausgeber mittheilt (mündlich): „J.: Was siehst du so grimmig aus? Sanft mußt du seyn; ganz sanft! — R.: Ich bin nicht sanft gemacht. — J.: Nun, das läßt sich verbessern. Du mußt umgeschmolzen werden. Ich lasse dich schmelzen, in ganz neue Form gießen. — R. (nach kleiner Pause rasch): Und wenn ich geschmolzen werde, weißt du, was ich dann thue? — J.: Nun? — R. (mit komischer Keckheit des Trotzbietens): Dann — spritz' ich aus der Pfanne!" — Da

sie in diesem Sinne dem Fatalismus huldigte, so kann man sich nicht sehr darüber wundern, daß sie in einem ihrer Briefe dem fluchvollen Frevel des Selbstmords sehr bestimmt das Wort redet (Bd. I. S. 576 — 77.). Uebergehen wir diese Aeußerungen einer unglückseligen und heidnischen Bravour mit Scham und Bedauern darüber, daß eine so edle Tochter Abraham's, unter allem Segen christlicher Bildung stehend, diese gräuelhafte, verbrecherische Todesart beloben konnte. Alle einzelnen Irrthümer der originellen Frau kommen aber daher, daß ihre lebendige Erkenntniß des überall gegenwärtigen Göttlichen sich in's Pantheistische verkehrt hat. Sie ruft einmal aus: „Aus dem grünen, lebendigen, frischen Thal soll ich verbannt seyn, und doch leben? Ich!? die Gott — — nicht kennt, als in der Zeit; durch Sinn und Sinne; und bei nichts, sich nur nichts, denken kann! Er zeigt, er offenbart sich uns in Erde, Farb', Gestalt, Herzensschlag der Freude oder des Schmerzes; mir hat er das Bewußtseyn über dieses Wissen besonders erschlossen: ich bete die mir ganze bekannte Natur an, und finde nichts gemein, als eine niedere, enge, lügenhafte Gesinnung." — Schon in dieser Aeußerung zeigt sich die abgöttische Trübung der reinen Gotteserkenntniß. In der folgenden tritt sie bestimmt hervor: „Wenn wir uns nun erst Gott nach allen unseren Kräften vorstellen, so ist es doch nur nach kleinem Muster und Conception. Drum sind alle redliche Vorstellungen gleich: und auch eine „„persönliche"" nicht unerläßlich; eine Person wie Gott,

das Bewußtseyn des Alls, welches wir nicht sind, kann doch nicht statt haben." — Aus diesem Pantheismus mußte sich dann auch der Abstoß der christlichen Offenbarung immer wieder erzeugen, wie er sich z. B. in den folgenden Worten ausspricht: „Sie haben nun meinen letzten Brief verstanden, der eigentlich aussprach, daß wir nur so viel Gottheit erkennen könnten, als uns im Busen mitgegeben ist; daß unsere Vernunft, oder vielmehr der Durst darnach, der einzige Bürge für Urvernunft überhaupt sey." — Weder den Mosaismus noch das Christenthum erkannte Rahel in dem Lichte des Glaubens, weder die Klarheit des ersteren, noch die überschwengliche Klarheit des letzteren. Zwar sprach sie von Moses mit großer Ehrfurcht, und pries ihn als das Ideal menschlicher Thatkraft. Sie schämte sich ihres Volkes nicht, und sprach eine schöne, treue Theilnahme an dem Unglück desselben, und eine herzliche Liebe zu ihren alten Volksgenossen aus. Aber schon in die religiöse Ausdrucksweise des A. T. vermochte sie sich nicht zu finden. Sie war ihr wahrscheinlich zu theistisch. Ihre Ansicht vom Christenthum tritt in manchen Aeußerungen hervor. Ohne Zweifel sind auch die folgenden Worte auf dasselbe zu beziehen: „— Diese ganze Lehre ist in einem Seelenzustande entstanden und erfunden, der nicht dauern kann; sie ist der Moment der Weihe der Verläugnung und Wiedergeburt; das neue Leben ist also im Tode zu finden, worauf sie sich bezieht, und wir fangen mit ihr an. Sie ist eigentlich die Religion, die auf's aller Heiligste

getrieben, in jeder Seele allein ausbrechen und wirken und leben, und eigentlich nicht mitgetheilt werden sollte. Zusammen auszuüben, und zur Prachtreligion ist sie nicht zu machen. Weil sie aber Verläugnung und Aufopferung heischte, verbreitete sie sich wie eine Leidenschaft über die Erde; so ist sie würdig und schön in den Herzen, wo sie herrscht, wie Leidenschaft: aber angewandt auf Staat und Leben verkehrt und Jahrtausende hemmend, und so allgemein und tief eingedrungen, daß sie auch da wirkt, wo man sie gar nicht zu finden glaubt, und nicht ahnden sollte. Dabei dauert sie zu lange, wie jeder Zustand der Menschheit für einen einzelnen Menschen. Sie ist auf die natürlichste Weise in ihren Wirkungen ihrer Natur widersprechend: denn das Leben quillt wieder hervor, und sie strebt Tod erzielend nach dem Himmel. — Mich dünkt, daß die kleinste bis zur größten bürgerlichen Einrichtung dies ausdrückt, man mag damit bezwecken wollen, was man will. Sie hat die Natur, die Erde umgestaltet, auf der wir hausen, und kann sich gar nicht selbst aufreiben, weil sie sich nun wirklich, endlich auf etwas Wirkliches bezieht, und eine Erdrevolution kann uns nur aus diesem dauernden Uebergangszustand retten. Nur in Ermattung kann sie von selbst gerathen. Worin sie denn bereits ist: und keinem Zustande steht diese weniger an, als dem enthusiastisch leidenschaftlichen, exaltirten. So werden mir wenigstens gar sehr viele Erbärmlichkeiten klar, die man die neumodischen nennen könnte, wenn es nicht fremdartig wäre, ganze Zeitalter unter diesen

Begriff zu bringen, auf diese Weise zu bezeichnen." — Wie mitleiderregend sind diese Worte. Wenn der Tiefsinn zu faseln verurtheilt wird, weil er sich unterwindet, den Gottes-Sinn des Christenthums zu beurtheilen, oder gar zu verurtheilen, wie beklagenswerth tritt er dann auf! Das Geheimniß des Kreuzes konnte Rahel nicht verstehen. Wollte sie es verstehen, so mußte sie erst auch das heilige Kreuz hindurchgehen lassen durch ihre eigene Selbstgefälligkeit, und es nicht halten „für einen Raub" oder für einen Pomp, originell zu seyn, und mußte von der Schmerzensluft befreit werden, nach geäußerten Originalien in die Hände zu klatschen, oder „Tralalala" zu jauchzen. Das hat sie freilich wohl erkannt, daß es im Christenthum auf einen Tod abgesehen ist, auf Verläugnung und Wiedergeburt. Sie konnte es nicht mit gemeinen Rationalisten für eine Anstalt moralischer Schönrednerei halten, dazu bestimmt, „der Menschheit Schnitzer zu kräuseln;" darüber war sie hinaus. Aber das christliche Kreuz erschien ihr auch in der Gestalt eines Mönchskreuzes. Sie meinte auch wohl, das Kreuz gelte dem Leben, nicht dem alten Leben, und darum könne es kein neues Leben erzeugen. Und doch sagte sie, das neue Leben ist also im Tode zu finden, worauf sie (die christl. Lehre) sich bezieht. Wie nahe lag ihr da, das Christenthum anzuerkennen als die Religion des neuen Lebens, welches sie durch einen eigenthümlichen Tod erzeugt. Statt dessen will sie das Christenthum nur als Todesmoment in diesem Vorgange der Verneuerung betrachtet wissen. Hätte

sie doch bedacht, daß, streng genommen, die tödtende Kraft im Christenthume noch von Alttestamentlicher Natur ist, so hätte sie sich noch mehr genöthigt gesehen, die Neutestamentliche Religion als die wiederbelebende, die Religion des neuen Lebens zu betrachten. Aber nach ihrer Art hier zu trennen zwischen Tod und Leben wäre etwa Christus der Gekreuzigte, und der Auferstandene wäre St. Simon. Aber St. Simon ist der verzweifelte und zum Verkommen gerettete Selbstmörder, dagegen ist Christus, der Auferstandene, Stifter des neuen Lebens. Rahel meint, zur gemeinsamen Ausübung sey diese Lehre nicht geeignet, zur Prachtreligion sey sie nicht zu machen. Was die gemeinsame Ausübung anlangt, so heißt die lebendige Christenheit von Anfang an die Gemeinde; und mit welchem Recht, das wäre nicht schwer zu erweisen. Ob es nun nöthig seyn möchte, eine Prachtreligion zu haben, oder aus dem Christenthume eine zu machen; das könnte ernstlich bezweifelt werden, sofern nämlich der Begriff der Pracht zweideutig ist. Ist aber von reiner, gottgeweihter Pracht die Rede, welche immer zum Unterschiede von äußerlich erzieltem oder aufgetragenem Prunk aus dem Inneren hervorbricht, und darum Zeit fordert, so liegt diese in den großen Momenten der Auferstehung und Himmelfahrt Christi, in den Domen und Hymnen der Christenheit, in dem Bekenntnisse Luther's, in den Siegen der Christenheit über die Welt. Sehr seltsam, und mit einem scharfen Widerspruch behaftet ist die Behauptung, eine Lehre, „die als Leidenschaft

in den Herzen würdig und schön sey, werde, angewandt auf Staat und Leben, verkehrt und Jahrtausende hemmend.“ Soll denn etwa der Staat und das Leben sich mit den würdigen und schönen Gefühlen der Herzen in Conflikt setzen, nicht vielmehr aus ihnen das ganze Außenleben erneuert und verjüngt werden? Will nicht Rahel ein ander Mal grade aus den „schönen Leidenschaften“ des Herzens, wenn sie sich nämlich andere darunter denkt, den Staat und das Leben reorganisirt wissen? Dann heißt es, diese Lehre sey auf die natürlichste Weise in ihren Wirkungen ihrer Natur widersprechend. Es ist schwer, diesen Gedanken zu vollziehen. Eine Mücke, die sich in's Licht stürzt, scheint auf natürliche Weise ihrer Natur zu widersprechen. Das Christenthum aber weiß von keinen Widersprüchen seiner Wirkungen mit seiner Natur, denn seine Natur ist der Geist, der heilige Geist, und seine Wirkungen sind heiligende, belebende. Nur in solchen Fällen, wo es sich als Geruch des Todes zum Tode erweist, scheint es seiner Natur, nach welcher es eine Gotteskraft ist, Seelen selig zu machen, zu widersprechen; allein hier ist auch das Widersprechende nur Schein; es liegt nämlich auch nur in den Widersprechenden. Wenn aber unter den Wirkungen des Christenthums „Leben wieder hervorquillt,“ so ist das eben seine Absicht, und Rahel hätte in diesen Lebenserscheinungen nur einen Widerspruch gegen die Mönchskreuze finden dürfen. Allerdings gehört der Glanz der vierzig Tage zwischen Ostern und Pfingsten, als die Zeit des neuen Lebens

Jesu auf Erden, eben sowohl zum Wesen des Christenthums, wie die Passionszeit. Dadurch, daß die Kirche eine Passion, welche nur eine Nacht und einen Tag dauerte, im Gedächtniß durch viele Wochen hin ausgebreitet hat, und daß sie diese Passionswochen mit großem Ernste festhält, während sie dem vierzigtägigen Triumphe des neuen Lebens Jesu nur vierzig festliche Tage gewidmet hat, deren fröhliche Festlichkeit sie zudem noch größtentheils hat verbleichen lassen, dadurch ist allerdings der falsche Schein mit hervorgebracht worden, der die krassen Vorurtheile unserer Tage gegen das Wesen des Christenthums genährt hat, als ob es nämlich vorherrschend oder gar ausschließlich eine Religion des Todes, der Entsagung, der Passionstrauer sey. Und es scheint, daß die Zeit der vierzig Tage näher rückt, nämlich die Zeit, worin die Entfaltung des Sieges Christi, und das neue Leben Christi auf Erden vorbereitet wird, oder wo das Christenthum seinen zweiten Hauptmoment entfaltet als den seinigen, da er bereits in antichristlicher Mißgestalt hervorgehoben wird, als sey er ihm entgegengesetzt, und als müsse das Christenthum als der Todesmoment jetzt verschwinden. Rahel sagt höchst sibyllinisch: nur eine Erdrevolution kann uns aus diesem dauernden Uebergangszustand retten. Freilich nur mit der großen Feuercatastrophe wird das Christenthum in seiner jetzigen Gestalt ein Ende nehmen, nämlich als Religion des Kreuzes, aber um erst seine ganze Ewigkeit recht offenbar zu machen. Dann vollendet sich der Todesmoment, den es enthält, im Weltgericht,

und sein Lebensmoment kommt in der Weltverklärung zur vollen Entfaltung. Das wird allerdings lange dauern, aber nicht zum Bedauern der Redlichen. Auch Rahel hätte sich wohl bei einer tieferen Einsicht in das Wesen des Christenthums des Gedankens an seine lange Dauer gefreut. Sie dachte wohl, das Christenthum habe seine Evolutionskraft erschöpft, die alte Kirche könne aus ihrem inneren Wesen keine höheren Zustände mehr entfalten. Dies ist der Wahn, der so Viele heute verleitet, sich nach einer neuen Religion umzusehen. Möchten sie aber bedenken, wie das Christenthum bis jetzt schon einen solchen Reichthum herrlicher Organisationen erzeugt hat, daß es nur einmal collektiv zu verfahren brauchte, um alle ihre besseren Ahnungen als eine ganz verjüngte Erscheinung zu überflügeln. Die Gegensätze in der christlichen Kirche sind allerdings über ihre Bestimmung hinausgeführt, und in fixirten Kirchenpartheien zu Widersprüchen verhärtet worden; aber der Geist Christi ist immer damit beschäftigt, die Widersprüche aufzulösen in der Liebe, um den Segen der Gegensätze vollkommen zu machen. Und nun denke man sich nur die christliche Kirche, wie sie ihre Kräfte zusammennimmt. Hier die Reinheit der Lehre, der Ernst des Geistes, die Zucht der Buße, der tiefe Grund des Glaubens, die Freiheit des Gewissens, die geheiligten Individuen; dort der kirchliche Patriotismus, die geheiligten Künste, die herrlichen Hymnen, die starke Ordnung; hier die kindlichste und kühnste Freiheit, dort die scheueste Andacht, hier der klare Gedanke im

Allerheiligsten, und dort jeder Gedanke mit dem Kreuzeszeichen gesegnet; hier stille, geistesschweigsame Quäker, dort allwärtszeugende, von den Dächern predigende Methodisten; hier Herrnhuter in starker christlicher Gelassenheit, Ergebung, Liebesinnigkeit und Arbeitstreue, dort kritische, forschende, tiefgehende Gnostiker; hier kriegesfeindliche, Eid- und Streithassende Menoniten; dort streitbare Glaubenshelden in der Kraft der Hussiten, der Sieger bei Lützen oder der Johanne d'Arc: alle diese Fragmente durch eine tiefe geistige Gährung aufgelöst, geläutert und endlich harmonisch verbunden: welch eine Kirche würden — oder werden sie bilden! Und doch haben wir uns nur eine eklektische Bewegung des Christenthums gedacht; nur angedeutet, wie stark es wäre, wenn es seine vorhandenen Bildungen zusammen nähme gegen die Ansprüche einer neuen Religion. Was aber kann es entfalten aus seinem tiefen Grunde? Davon haben wir ein unendlich verheißendes Vorzeichen in der apostolischen Gemeinde. Vergleicht man die Züge des apostolischen Gemeindelebens mit dem, was die neuesten Gegner des Christenthums Neues aufgestellt haben als Offenbarung, so findet man: dort leuchtet Alles schon in heiliger, reiner, schöner Gestaltung, wovon uns hier die häßlichen Karrikaturen geboten werden.

Da die ausgezogene Aeußerung Rahel's über das Christenthum aus älterer Zeit ist, und dasselbe nicht einmal namentlich bezeichnet, so könnte man es noch in Zweifel stellen, ob sie fortdauernd auf eine neue Religion gehofft, oder ob sie nicht vielleicht bloß eine

neue Verherrlichung der christlichen Kirche erwartet habe. Sie hat aber leider wiederholt genug ihre Hoffnung auf eine neue Religion ausgesprochen. Dies beweisen unter andern folgende Aussprüche: „Ist sie ganz in chaotischem Aufruhr, die Welt, so strebt der Geist hinweg, nach dem Himmel; eine Religion bringen die Seufzer, die élans der Seele, von ihm herab; zweimal kommt sie nicht in gleicher Gestalt, und da diese für die Erde ist, ist auch keine ewige vorhanden; es ist auch jetzt eine neue Religion da. Mir ist sie verkündet, stark, in der Seele. Allein bin ich aber noch. Zu eitel sind noch meine Freunde." — „Ich bin gewiß, wo viele Menschen als Völker zusammen waren, fanden sie sich ungefähr, aber nur sehr ungefähr in solchem Zustande wie wir, kurz vor einer der großen Erfindungen, die man auch Offenbarungen nennt." — Das Gefühl der Unvollkommenheit aller gegenwärtigen Zustände beseelte Rahel in hohem Maaße. Sie fühlte es vermittelst ihrer Nerven beinahe unaufhörlich, daß es nicht ganz richtig ist in den Lüften, daß etwas Grauenhaftes, Fluchartiges, Unparadiesisches in dem allgemeinen Erdklima waltet. Weil sie aber den Sündenfall verläugnete, so bezeichnete sie dieses Erdübel als etwas Chaotisches. Und nicht nur auf das Physikalische beschränkte sie diese Bezeichnung. Sie sagt einmal: „Dunstiges, trübes, feuchtes, nebliges Novemberwetter; hinter welchem wirklich, wie hinter einem weiten Schleier, die Sonne kickelt. Und so ist es mit allen uns bewußten Dingen: das Schöne will hervor, das Gute, das

Reine, das Freie, Glück (unverletztes), Heiligkeit! Alles ist gestört: Chaos lebt noch. So sehe ich endlich im Alter unsern Zustand in intellektueller, naturhistorischer, ethischer, politischer Hinsicht an." — Darüber hätte Moses sie besser belehren können, wenn sie ihn gefragt hätte. In dem Chaos waltet der Geist Gottes als ein bildender; in den Uebeln des Erdackers, der verflucht worden ist um Adam's willen, waltet er als strafender. Aus dem lebensreichen Schlamme des Chaos gingen die lebendigen Wesen hervor; aber aus dem Schlamme der fertigen Erde entwickeln sich tödtliche Pestilenzen. Mit Recht aber setzt Rahel die Erdübel mit den intellektuellen und ethischen Uebeln in Verbindung. Hier hätte sie die Quelle jener Uebel suchen sollen, nämlich im Falle des Menschengeschlechts. Hat sie also einerseits die bestehenden Unvollkommenheiten auf Erden als etwas Urweltliches oder Vorweltliches bezeichnet, als ein Chaos nämlich, so ist es auffallend, daß sie dieselben andererseits als etwas sehr Gesellschaftliches bezeichnet, und das Deficit nennt. „Es existirt ein großes Deficit. Wir sind abgeschnitten und leiden Mangel. Und dieser Mangel drückt sich im irdischen Bedarf und Besitz noch einmal aus. Es ist nicht genug vorhanden für unsere Bedürfnisse — — das Leiden besteht aus Mangel. So können wir uns physische und andere Schmerzen deuten, u. s. w." In concreter Auffassung weiß Rahel die Gebrechen der Welt sehr scharf und lebendig darzustellen. „Wie ist's möglich, daß bei so viel Bildung, wie schon auf der Erde da ist, sich so große Reste der größten Rohheit

nebenan, dicht nebenan erhalten? Manchmal schein' ich's zu wissen, wie es zugeht, manchmal entschlüpft's mir wieder. Krieg, und die größten Schriftsteller. Christenprahlerei, und Christentugend und Sklaverei. Die feinsten Werke der Mechanik und verwahrloste Städte. Der tiefsinnigste Kalkül, und die wichtigsten Dinge und Angelegenheiten dem Ungefähr überlassen. Luxus, Akademien, Galerien, und krasse schmutzige Armuth. Und das bis in's Privateste; z. B. schlechtes Hauswesen und große Gastereien. Es scheint beinahe leichter, hohe Gedanken und Gesinnungen zu haben, die schönsten Erfindungen zu machen, als alte Uebelstände und Ruinen los zu werden, und die Liebhaber dieses Schutts davon abzubringen und zu reinigen. Ich weiß gar nicht wie es ist, heute." Rahel hätte den genügendsten Aufschluß hierüber in der Lehre des Christenthums finden können. Durch diese Lehre hätte sie ihr inniges Gefühl davon, daß es anders werden muß, vertiefen und erhellen können, und ihre Vorempfindung einer neuen Zeit hätte sie durch dieselbe heiligen können zur hoffnungsreichen Erwartung einer neuen, herrlichen Gestaltung der christlichen Kirchen in Lehre, Leben und Verfassung, statt daß nun diese Vorempfindung in ihrer weltlichen Richtung sich äußerte als Gelüsten nach einer andern Religion. Mit diesem Gelüsten nahm sie die Zeitschrift des St. Simonismus auf, den Globe. „Ich muß noch einen Globe endigen," schreibt sie einmal, „bald sollen sie ihn erhalten. Meine ganze Nahrung." Einmal scheint sie sich für diese neue Religion zu erklären, nimmt jedoch die

Erklärung durch limitirende Worte zurück: „Ich bin die tiefste St. Simonistin. Nämlich, mein ganzer Glaube ist die Ueberzeugung des Fortschreitens, der Perfektibilität, der Ausbildung des Universums zu immer mehr Verständniß und Wohlstand im höchsten Sinne; Glück und Glückbereitung." Was nun eine solche allgemeine Hoffnung und Erwartung mit dem St. Simonismus zu schaffen hat, das sieht man freilich nicht ein. Es mußten doch besondere Voraussetzungen seyn in dieser allgemeinen Erwartung, die sie mit St. Simon befreundeten. Ihr Haß gegen den Krieg durfte sie nicht mit der Simonistischen Fahne befreunden, denn für diesen hätte sie Befriedigung gefunden, wenn sie eine gute christliche Menonitin geworden wäre; oder als Christin schon im allgemeinsten Sinne konnte sie mildernd, abmahnend, bildend und erschwerend am erfolgreichsten den Krieg bekämpfen. Aber es war wohl leider ihre Ansicht von Ehe, für welche sie auch in den höchsten künftigen Zuständen der christlichen Kirche keine Begünstigung erwarten konnte, die sie bewog, nach andern Göttern oder nach einem andern Messias zu spähen; und in dieser Ansicht fand sie sich denn von dem St. Simonismus sympathetisch angesprochen. Einige Aussprüche Rahel's müssen hier diese Ansicht darstellen. „Natürliche Kinder werden die genannt, welche keine Staatskinder sind; wie Naturrecht und Staatsrecht. Kinder sollten nur Mütter haben, und deren Namen haben; und die Mutter das Vermögen und die Macht der Familien: so bestellt es die Natur; man muß diese

nur sittlicher machen; ihr zuwider zu handeln gelingt bis zur Lösung der Aufgabe doch nie; fürchterlich ist die Natur darin, daß eine Frau gemißbraucht werden kann, und wider Lust und Willen einen Menschen erzeugen kann. Diese große Kränkung muß durch menschliche Anstalten und Einrichtungen wieder gut gemacht werden: und zeigt an, wie sehr das Kind der Frau gehört. Jesus hat nur eine Mutter. Allen Kindern sollte ein ideeller Vater constituirt werden, und alle Mütter so unschuldig und in Ehren gehalten werden, wie Maria." — Wahrscheinlich liegt dieser Anführung der Maria eine sehr kraß rationalistische Ansicht über die Geburt Jesu zu Grunde. Was hat aber Maria zu schaffen mit einer solchen Gedankenlinie, und mit unverehelichten Müttern oder mit gefallenen Mädchen! Rahel beklagt das Unglück, daß eine Frau als Gemißbrauchte einen Menschen gebären kann. Diese große Kränkung soll durch menschliche Anstalten und Einrichtungen wieder gut gemacht werden. Also sollten die Gesetze modificirt werden und in's Niveau gesetzt mit barbarischen Einzelfällen, welche sehr selten sind, und im christlichen Volksleben verschwinden müssen. Mit einer so großen Kränkung aller elterlichen, sittlichen, christlich religiösen Gefühle sollte eine billige Schonung der Gemißbrauchten erzielt werden. Diese Schonung kann aber mit einem reichlichen Maaß von heiligem Ernst und Milde gewährt werden, gestiftet werden für die vorkommenden Fälle dadurch, daß das sittliche Gefühl der christlichen Gesellschaft nicht geschwächt, sondern christlich erhöht und vollendet wird.

Die Juden führen eine Ehebrecherin vor Christum und fordern sein Urtheil. Sie repräsentiren das strenge aber auch starre sittliche Gefühl der Gesellschaft. Christus erhebt sich und sagt: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. So wird in heiliger Art Schonung gestiftet, nicht durch die Herabstimmung, sondern durch die höchste Steigerung der sittlichen Forderung. Aber auch abgesehen von dieser besonderen Schonungsfrage, spricht sich Rahel sehr ungünstig für die Ehe aus. Sie geht über die St. Simonistischen Bestimmungen über das eheliche Leben hinaus in's Radikale. „Der Priester soll die zwei Naturen, von denen hier ausgegangen wird, leiten, berichtigen, bestimmen.“ Diese St. Simonistische Idee einer Anleitung zum wahlverwandtschaftlichen Heirathen führt sie an, und fährt dann fort: „Unnütz: und unthunlich: bloß weil nicht nach dem rechten Punkt des Irrthums hingekommen ist. Ist die große, alte, schadhafte Mauer des verjährten Vorurtheils umgerissen, gestürzt, so wird der geringste, nur nicht gestörte Verstand diese complicirt scheinende, aber nur verwirrte Sache klar sehen. Kann eine Neigung ohne Anreiz existiren? Giebt es eine gerichtliche äußere Garantie für geschlossene oder bekannte Freundschaften? Ist nur ein Hausstand heilig? Ist es nur Kindererziehung oder deren Behandlung? Haben diese irgend eine Garantie? Können nicht gerade Eltern die bis zum Tode martern, physisch und moralisch? Ist intimes Zusammenleben, ohne Zauber und Entzücken, nicht unbeständiger als Exstase irgend einer Art? Ist Auf-

richtigkeit möglich, wo Unnatürliches gewaltsam gefordert werden kann? Ist ein Zustand, wo jene, also die Wahrheit, also die Grazie, also die Unschuld nicht möglich ist, nicht dadurch allein verwerflich? Weg mit der Mauer! Weg mit ihrem Schutt! Der Erde gleich sei dieses Unwesen gemacht! Und alles wird auf ihr erblühn, was leben soll. Eine Vegetation!" — Eine Vegetation, freilich. Aber eine Gottesgemeinde soll nicht eine bloße Vegetation seyn! Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorret, die Blume ist abgefallen. Aber das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit. Wir beklagen es, daß diese Geistesflora, wovon hier die Rede gewesen ist, auch dem Vegetationsgeschick unterliegen mußte, weil sie sich nicht durch das Wort Gottes von dem Verderben des Fleisches befreien, und zu ewiger Jugendblüthe verklären ließ. Wir beklagen es, daß Rahel's Ansichten und Aeußerungen in einen bewegenden und sympathetischen Zusammenhang gerathen sind mit jener verderblichen Richtung der neuesten Zeit, welche unter dem Namen der Rehabilitation des Fleisches bekannt geworden ist. Diese Richtung ist nun früher schon in diesem Blatte besprochen und bekämpft worden. Darum wollen wir das Gesagte nicht wiederholen. Gerne möchten wir annehmen, daß Rahel die verderblichen und zerstörenden Consequenzen ihrer radikalen Ansicht, ihrer Verwünschung: der Erde gleich gemacht sey dieses Unwesen — nicht erwogen hat. Darum aber liegen diese zerstörenden Consequenzen nicht weniger nahe. Denn welcher Ver-

führer oder selbst Wüstling möchte sich nicht nach diesen Satzungen auf das Graziöse, folglich Unschuldige seiner bösen Werke, auf die Aechtheit, folglich Anständigkeit seiner Extasen berufen! Da aber Rahel mit unverkennbarem sittlichem Abscheu annimmt, daß selbst innerhalb des ehelichen Lebens Unnatürliches gewaltsam gefordert werden, also Hurerei statt finden könne, so muß man anerkennen, daß sie weder alle Mißverständnisse ihrer Freunde, noch alle Mißverständnisse ihrer Gegner zu verantworten habe. Es waren wahrscheinlich bessere Ahnungen bei der geäußerten Ansicht im Spiel, die auf ihrem Standpunkte nicht zu heiligen Erkenntnissen geläutert werden konnten, sondern vielmehr in gefährliche Irrthümer umschlugen. Es besteht ein tiefliegender Unterschied zwischen Hurerei und Ehebruch, der in der gemeinen sittlichen Denkweise confundirt ist, meistentheils auch im wirklichen Leben. Diesen Unterschied fühlte sie durch. Die rohe, wüste, thierische Fleischeslust war ihr gräuelhaft; auch als Erscheinung im ehelichen Leben. In dieser sittlichen Entrüstung stand sie sogar strafend gegenüber den Concessionen der gemeinen Moral, nach welchen alles Fleischliche gebilligt ist, sofern es ehelich bleibt. Sie hätte aber nicht wähnen sollen, in dieser Beziehung über dem christlichen Standpunkt zu stehen. In dem heiligsten Sinne ist die Keuschheit ein christliches Grundgebot für das eheliche Leben. Und dieses Gebot ist im christlichen Geiste der vollendetsten Entwickelung fähig nach den Forderungen der Grazie, Wahrheit und Unschuld. Und nicht nur dies, sondern nur

durch die strengste eheliche Ordnung kann die böse und ehebrecherische Art des gefallenen Menschengeschlechts zu einem idealen Geschlechtsleben, zu keuscher und verklärter Liebe erzogen werden. Das verkannte sie, weil sie das menschliche Verderben läugnete. So kam sie zu dem verderblichen Wahn, um die Hurerei aufzuheben, müsse das Institut der Ehe aufgehoben werden; als ob ein Rückschritt aus dem Rigorismus des Gesetzes den Menschen in das verlorene Paradies, und zu der höheren Freiheit brächte, worin sich die Grazie entfaltet, und nicht vielmehr der Fortschritt durch den Rigorismus des Gesetzes hindurch bis in das neue Paradies der evangelischen Freiheit, welche nicht in der Gesetzlosigkeit, sondern in freier, darum wahrhaftiger, graziöser und unschuldiger Gesetzmäßigkeit besteht. Uebrigens ist in dieser Hinsicht schon viel experimentirt worden, nicht nur bei wilden Völkern, sondern auch in Frankreich, wo bekanntlich das freie Conkubinat in vielen Städten zur Tagesordnung geworden ist. Dort wäre also ein Anbruch des idealen Geschlechtslebens. Möchten nun unsere idealistischen Gegner uns Bericht erstatten von den Goldfrüchten aus jenem vermeintlich wiedergefundenen Paradiese, etwa von der Keuschheit jener Ehelosen, oder von der herrlichen Vegetation jener Kinder des jungen Frankreichs. Nehmen wir nun an, daß in der verwerflichen Ansicht Rahel's über die Ehe eine bessere Ahnung gefangen liege, so wäre es wohl diese, daß der gewöhnliche, prosaische, schmerzensreiche Ehezwang zu einer höheren Herzensfreiheit herangebildet,

in einen ewigen Brautstand verwandelt werden müsse. Es muß etwas Neues werden aus der Ehe, spricht Rahel. Wir stimmen ein; denn Alles muß neu werden. Die Ehe ist ein Abbild des Verhältnisses Christi zu seiner Gemeinde, und die Gemeinde ist seine Braut für immer. Ewige Bräutlichkeit der Ehe, stete Herzensfreiheit und Innigkeit in der gesetzlichen Treue: darum handelt sich's also. Auf welchem Wege aber gelangt die Menschheit dazu? Nicht durch den Rückschritt aus dem Gesetz in das „vorige wüste Wesen" alter Barbarei, sondern durch den Fortgang durch das Gesetz in die evangelische Freiheit; nicht auf dem Wege menschlicher Träume und fleischlichen oder abgöttischen Gelüstens, sondern auf dem Wege göttlicher Ordnung und Leitung, Wie aber löst das Gesetz und Evangelium den Ehezwang auf in freie Bräutlichkeit? Das eheliche Leben wird durch die Wirkungen und Forderungen des Christenthums selbst geheiligt, das heißt, gewiß auch verschönert. Wer als Christ im Geiste wandeln lernt, der erfährt, daß das Menschenleben höher ist und mehr als eine bloße Gesellschaftssache, daß es auch Anderes zu thun gibt, als Freien, und daß man nicht etwa dazu vorhanden ist, um lediglich einen glücklichen Roman zu verleben.

Dieses Romanheldenthum ist aber erster und letzter Glaubensartikel der neuen Religion, die man uns verkündigen will. Der Christ ist Arbeiter, Streiter, nicht ein Vielbeschäftigter, aber ein Tiefbeschäftigter, schon darum tritt er beschwichtigt in das Gebiet der Ge-

schlechtsverhältnisse ein. Hier aber ist ihm die göttliche Führung heilig; er glaubt an die Herrlichkeit Gottes auch in der Fügung des ehelichen Lebens, an das Uebergewicht der göttlichen Vernunft über seine Einsicht, und an die mysteriöse Liebe Gottes in dem Theil, das ihm beschieden ist, und in dem, das ihm versagt ist. Von dieser Ehrfurcht für das Geschick, für das unerforschliche Gotteswalten weiß ein pantheistischer Freier nichts. Er will sich experimentirend herumfreien unter allen Blondinen und Brünetten, unter allen Vermählten und Nichtvermählten, bis er mit seinem grauen Haare trostlos in die Grube fährt. Die Ehe ist durch das Christenthum nach Außen geschirmt durch das Verbot buhlerischer und ehebrecherischer Blicke, und dieses Verbot ist verklärt durch die Freiheit des kindlichen Wohlgefallens an dem Schönen und durch die Freiheit höherer Freundschaften. Sie ist nach innen gelichtet durch das Gebot, und die Gottesgabe der Herzenseintracht. Diese Herzenseintracht können Eheleute haben als Christen, dann aber auch mehr oder weniger schon die Bräutlichkeit und Lebensfrische ihres Verhältnisses, wenn sie im Geiste wandeln, und durch Wahrheit, Freiheit und Liebe, und durch gegenseitige Personachtung lernen, wie sie enthaltsam, keusch und liebreich verbunden seyn sollen. Wir sprachen aber bis jetzt erst von den Ehen, welche das Christenthum vorfindet als solche, die noch geschlossen sind unter den Einflüssen der Fleischeslust oder der ehrgeizigen und geldsüchtigen Interessen, oder der wahnvollen Romanbildung, oder der Finsterniß des irdischen Sinnes

überhaupt. Jetzt wäre aber auch noch zu sagen, wie das Christenthum berufen ist, die Ehen zu stiften. Gebe man ihm nur die Herrschaft auch auf diesem Gebiet, die ihm gebührt, so wird man Wunderdinge des Lichtes sehen, und nicht Wunderdinge der Finsterniß, wie man sie dann sehen muß, wenn die Ehe, das heißt nicht nur die göttliche Ordnung, sondern auch die Treue und die Reinheit und das Familienleben in Verachtung kommt. Für's Erste tritt das Christenthum hier mit strenger Rüge auf, und verwirft alle die Rücksichtsheirathen gemeiner Art, namentlich die Heirathen der Geldsucht; so wie es diejenigen Heirathen, welche aus gemeiner Fleischeslust hervorgehen, dadurch verhütet, daß es Freie macht aus den Freienden; Menschen, welche in der Würde des christlichen Personlebens jede Hingebung, die nicht eine bräutliche ist, verwerfen, und jede Bräutlichkeit stellen unter den Segen der Ordnung, und unter die Ordnung des Segens. Dann übernimmt das Christenthum die Ausbildung und Heiligung des individuellen Lebens, des persönlichen Gefühls, und bildet dadurch eine Grundlage für reinere, höhere Wahlen. Es zerstreut die Selbsttäuschungen oberflächlicher Neigungen, und vernichtet die Wirkungen roher Eindrücke. Es erhellt die göttlichen Bestimmungen, die in tiefer Gemüthsneigung, großer Seelenverwandtschaft, oder in inniger Herzensgemeinschaft an großen Lebenszwecken, oder in den augenscheinlichen Gotteswinken großer Führungen liegen. Wir glauben aber, daß schon dann ein außerordentliches Resultat sich ergeben wird, wenn der Geist Christi

eine solche Macht gewonnen hat in diesen Angelegenheiten, daß er allen Lug und Trug, alle knechtische Menschengefälligkeit, alle rohe Lust und allen Eigennutz aus denselben verbannt hat. Aber dann werden auch wohl die Ehen, so wie einerseits festlicher, herrlicher und paradiesischer, andererseits zunächst schwieriger und seltener werden. Der Herr sagt: Es gibt Verschnittene, die von Mutterleibe also geboren sind; und es gibt Verschnittene, welche verschnitten werden von den Menschen; und es gibt Verschnittene, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreichs willen. Wer es fassen kann, der fasse es. — Das sagte er seinen Jüngern, nachdem er ihnen das christliche Ehegesetz verkündigt hatte, und als sie ihm antworteten: Stehet die Sache mit einem Manne also, so ist es nicht gut, ehelich zu werden. Er selber giebt zu erkennnen, daß hier von überaus schwierigen Dingen die Rede ist. Die Aufhellung derselben oder das Verständniß des Gebotes Christi ist eine Aufgabe der Entwickelung in den Jahrhunderten der christlichen Kirche. Das aber scheint der Herr mit dem Worte von den Verschnittenen anzudeuten, daß unter einer *werdenden* Verklärung des Geschlechtslebens durch das Christenthum viele höhere Ehelosigkeiten sich herausstellen würden. Wie es aber unter einer *vollendeten* Heiligung des Geschlechtslebens werden soll, ob dann die für einander Geschaffenen blitzschnell sich erkennen werden von einem Ende der Erde zum andern, und ob von solchen Füreinandergeschaffenen, im *höchsten Sinne* von *Gott Zusammengefügten*, von Inseparabeln, die

so einzig für einander bestimmt wären, wie Adam und Eva für einander bestimmt waren, ob davon die Rede seyn könne: darüber möchten wir lieber etwas Gründliches von Eingeweihten lesen, als etwas Ungründliches schreiben. Es scheint aber ganz an der Zeit zu seyn, daß diese Fragen besprochen werden. Hier ist nur dies noch zu bemerken, daß das Christenthum eine freie geschlechtslose Gemeinschaft der Geschlechter vermittelt, Freundschaften zwischen Männern und Frauen, welche über jede fleischliche Beziehung, und so auch über jeden Verdacht erhaben sind; erhaben, möchte man sagen, mit einem heiligen: Honny soit, qui mal y pense! So war der Herr selber als Menschensohn innig befreundet mit Maria und Martha, so folgten die heiligen Weiber dem Zuge der Jünger, so grüßet Paulus die Priscilla vor dem Aquila, und Johannes schreibt an die auserwählte Frau mit ihren Kindern, so waren Fenelon und Guyon mit einander verbunden trotz der mönchischen Verstimmungen in der Katholischen Kirche, so mußte diese Kirche Petrarca's Sonette an Laura in ihrer poetischen Glorie gelten lassen, obschon sie mit dem kanonischen Recht schwer zu reimen gewesen seyn möchten, und in der Evangelischen Kirche erblühten die schönsten Geistesbündnisse. dieser Art selbst in den strengsten Zeiten. Freilich ist auch dieses evangelische Recht der Geister, in heiliger Befreundung sich zu verbinden, auf schauerliche Weise vielfältig parodirt worden von schmutzigen Heuchlern, und ist auch wohl oft redlicheren aber schwachen Seelen in unweiser Anwendung zum Fallstrick

geworden. Nichts desto weniger aber muß festgehalten und christlich entwickelt werden, wie das Menschliche höher ist als das Geschlechtliche, und das christliche Menschenleben stärker als das natürliche, damit die Freiheit eines höheren Gemeinschaftslebens in aller Vorsicht zur Entfaltung komme aus den Banden der Satzung, welche die außerordentliche Schwachheit und Gemeinheit des natürlichen Menschenlebens nöthig gemacht hat, und in gewissen Maaßen noch immer nöthig macht.

Da wir so ernst bestreitend dem Buche des Andenkens entgegentreten mußten, und namentlich Rahel's Ansichten über die Vergänglichkeit des Christenthums als unchristliche, und ihre Ansichten über die Ehe als ehezerstörende bezeichnet haben, so möchten wir hier gerne noch zur Erfrischung des allgemeinen Eindrucks, den sie machen muß, ihr Ende berichten aus der Vorrede, wenn des Geschriebenen nicht zu viel würde. Da sagte sie z. B.: Was so lange Zeit meines Lebens mir die größte Schmach, das herbste Leid und Unglück war, eine Jüdin geboren zu sein, um keinen Preis möcht' ich das jetzt missen. Wird es mir nicht eben so mit diesen Krankheitsleiden gehen, werd ich einst nicht eben so mich freudig an ihnen erheben, sie um keinen Preis missen wollen? Und so mag sie denn auch damals schon in ihrem Herzen die Unvergänglichkeit des Christenthums und das Institut der Ehe gesegnet haben, wie sie mündlich ihre jüdische Abkunft segnete, und ihre Krankheitsleiden einst zu segnen hoffte. Dann sagte sie auch unter vielen Thränen:

„Mein Herz ist im innersten erquickt; ich habe an Jesus gedacht, und über sein Leiden geweint; ich habe gefühlt, zum erstenmal es so gefühlt, daß er mein Bruder ist." — Wer uns nun diese Rahel als eine Prophetin rühmen möchte, dem antworten wir: Ja, das hätte sie werden können, wenn dieses Schlußgefühl ihres Lebens, womit sie Jesum weinend als ihren Bruder erkannte, das Lenzgefühl ihres Lebens gewesen wäre. Wer aber dieselbe Rahel verurtheilen möchte, oder mit Wegwerfung beurtheilen, dem sagen wir, daß sie uns in der Wahrhaftigkeit, in großartiger Ehrlichkeit, Schlichtheit der Rede, heroischer Mildthätigkeit, und herzlich treuer Familienliebe beschämt hat, und uns darin frömmer erschienen ist als Viele, die im Leben und Bekenntniß Christen sind. Als einst die eine der Stammmütter Israels, die alte Rahel, starb über der Geburt ihres jüngsten Sohnes, da nannte sie ihn Benoni, mein Schmerzenssohn, aber sein Vater hieß ihn Benjamin, Sohn des Glücks. Wie soll das Buch des Andenkens heißen, welches diese Rahel, deren Motto war: Der Mensch stirbt an seinem Charakter — mit unsäglich vielen Schmerzen bis zu ihrem Sterben erzeugt hat? Ihre Freunde haben es Benjamin genannt, Geisteskind des Glücks und des Stolzes, und so wird es denn auch weit und breit gepriesen. Wir möchten es auch so nennen, wenn wir es betrachten als das Vermächtniß und Dokument eines so bedeutenden, genialen und wohlwollenden Charakters, in seinen schöneren Parthien, nach den Lichtstrahlen der Begeisterung, der Liebe, der Wahr-

haftigkeit und der Ahnung, die es enthält. Bedenken wir aber, daß in diesem Buche die schauerlichste und festlichste, mahnendste Zeit Buße und Evangelium predigend an dem sensibelsten Herzen und schnellfassendsten Geiste vorübergegangen ist, ohne daß das Licht zu einem entscheidenden Siege kommen konnte, besorgen wir, daß in der gepriesenen Aufrichtigkeit dieses Gemüths eine tiefgeheime Selbsttäuschung der Eigenliebe und Weltliebe versteckt blieb, so daß sich erst spät die Verheißung zu erfüllen versprach: Den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen, und bedenken wir, daß dieses Buch in seinen Aeußerungen über Christenthum und Ehe einen Antheil hat an der weitverbreiteten Verstimmung gegen das Christenthum und an den antichristlichen Theoremen der Rehabilitatoren, so nennen wir dieses Geisteskind mit aufrichtigem Bedauern: Benoni. Und wir meinen unter den Aeußerungen der sterbenden Rahel auch noch ein Gelispel zu vernehmen, als ob sie ebenfalls sagen wollte: Benoni!

Bettine.*)

Da die beiden Frauen, Rahel und Bettine, in der begeisterten Verehrung der Zeitgenossen als weibliche Dioskuren für immer mit einander verschwistert worden sind, so möge auch hier im Lichte der kirchlichen Betrachtung die Letztere zu der Ersteren gesellt werden. Das entscheidende Motiv zu dieser Arbeit liegt darin, daß eine gewisse Nöthigung vorhanden ist, darnach zu ringen, mit diesem imposanten, historisch gewordenen Kinde kirchlich doktrinell in's Reine zu kommen. Freilich ist das Unternehmen in mehrfacher Hinsicht bedenklich. Manchen treuen Christenherzen will das Anerkennende in der Beurtheilung eines solchen Charakters, wie er uns hier gegeben ist, oder eines solchen literarischen Produktes, wie es in Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde, und dem dazu gehörigen Tagebuche vorliegt, durchaus nicht einleuchten; obschon das große, buchstäblich deutliche Beispiel des Herrn uns allein schon zurechtweisen könnte, da er nämlich von den Kindern dieser Welt sagt, sie seyen

*) Aus der Ev. Kirchenzeitung, Jahrgang 1838.

in ihrer Art klüger, als die Kinder des Lichtes. Möchten sie zudem bedenken, daß schon ein Alttestamentlicher Theokrat die heilige Unbefangenheit hatte, sogar den feindseligen König von Babel, des grausamen Tyrannen, den das Israelitische Gemüth tief verabscheute, als einen schönen Morgenstern, der vom Himmel gefallen sey, zu bezeichnen. In dem Briefe St. Judä aber heißt es höchst bedeutsam: „Michael, der Erzengel, da er mit dem Teufel zankte, und mit ihm redete über dem Leichnam Mosis, durfte das Urtheil der Lästerung nicht fällen, sondern sprach: der Herr strafe dich.“ Daraus ergiebt sich, daß es sogar bei der Beurtheilung tief verfinsterter großer Genien eine heilige Diskretion geben müsse, welche dem großen Anerschaffenen, den fürstlichen Gottesgaben, der hervorragenden Bethätigung der schöpferischen Kraft Gottes in ihnen gebührt; wie viel mehr dann, wenn solche große Geister über den Schauplatz des Lebens dahinschweben, bei denen der Kampf zwischen Licht und Finsterniß noch gar nicht geschlichtet ist. In solchen Fällen glauben manche der christlichen Sache durch das unbedingteste, wegwerfendste Urtheil die glänzendste Satisfaktion zu verschaffen, ohne sich gewissenhaft zu fragen, wie es dabei stehe erstlich um die Einsicht und Competenz, zweitens um die Gerechtigkeit und kritische Unterscheidung, drittens um die Liebe und Würdigung des verdunkelten Göttlichen in der fraglichen Erscheinung. Wir erinnern aber auch daran noch, daß einst Christus eine Weile sogar dem Ersten seiner Jünger, dem Petrus, gegenübertrat auf die Seite des feindlichen

Malchus, nämlich um den dreinschlagenden Jünger zu schelten, und dem ungerecht verwundeten Knechte der antichristlichen Schaar das blutende Ohr zu heilen. So wie wir uns aber von diesem ersten Bedenken losgemacht haben, tritt uns ein anderes entgegen. Ist es jetzt an der Zeit, sich mit schöngeistigen Weiberschriften zu befassen? Ist nicht der herkulische Görres mit lauten, kriegerischen Drohungen gegen die evangelische Kirche aufgestanden? Muß nicht Alles, was wehrhaft ist, unter die Waffen, um das gefährdete Panier des protestantischen Bekenntnisses zu schützen? Freilich ja, wenn uns die weiland cinquième puissance nicht als das fünfte Rad am Wagen der Zeit erscheinen müßte: dann müßten wir gegenwärtig das ganze Terrain dieses Blattes dem Kampfe überlassen und widmen. Aber mit der Kirche Clemens XIV., mit der Kirche des großen, orthodoxen Michael Sailer, mit der christlich fortschreitenden, ehrwürdigen ächt katholischen Kirche der Gegenwart und Zukunft haben wir ja keine Fehde. Es ist nur eine verblendete papistische Parthei, der ewige Bodensatz und Niederschlag der größeren Kirche, die mönchische Richtung der Ultramontanen, welche unsere evangelische Existenz von Neuem in Frage stellt. Sollte uns das zu ängstlich stimmen, um hier die Bettine zu recensiren? In jedem Falle haben wir es ja mit Klosterleuten zu thun. Und so werden uns wohl die alten Mönchsfreunde nicht gefährlicher werden als die junge Eleve eines Klosters. Einstweilen setzen sie freilich alle Künste der Lüge in Bewegung; scheinbar gegen den Staat, im

Grunde aber gegen die Evangelische Kirche. Aber nichts desto weniger bleibe unser Hauptaugenmerk gegen die lügenhaften Kräfte der modernen Geister gerichtet. Wohl ist es zu erwarten, daß das ganze alte Papstthum, gleichsam wie ein einzelnes, mönchisch und geistig abgelebtes Individuum den revolutionären Einflüssen verfallen werde, so daß sich die Belgischen Vorzeichen in einem St. Simonistischen Papstthum verwirklichen; aber auch dann noch wird folglich die Seele des ganzen bedenklichen Phänomens jener junge, revolutionirende Weltgeist seyn, welcher hineingefahren ist in die alte, geistig entleerte, sanktionirte Form der Hierarchie. Eben darum aber bleibt es eine wichtige Aufgabe für den Christen dieser Zeit, die Bewegungen des modernen Weltgeistes, die blühenden Erzeugnisse jetziger Weltvergötterung mit ernster Sorgfalt zu beobachten.

Diesem Dämon ist auch „das Kind" tributair geblieben; ja seine Abhängigkeit von demselben culminirt leider in der Dedikation, welche das Werk abschließt. Wir betrachten aber diese Schriftstellerin zuvörderst in ihrer Individualität. Und wie nahe liegt es da, dieselbe mit der Rahel zu vergleichen. Darin sind sich beide gleich, daß sie mit Entschiedenheit ihre Stelle in der Reihe hochbegabter Geister einnehmen. Sie denken beide tief aus dem Grunde, und sprechen im alltäglichsten Negligee die originellsten Gedanken aus. Beide haben einen innigen und lebhaften Sinn für das Geisteslebendige, selbst für das Göttliche in der Erscheinungswelt. Sie blitzen in dem Geistes-

schmuck ächter Sentenzen, und ihr Nachruhm wird wohl den der Roswitha überleben. Aber wie verschieden sind dennoch diese Geister! Rahel sucht ihren eigensten Ruhm in der strengsten Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, so daß man sagen sollte, sie müßte als eine blauäugige, Deutsche Urfrau hineingehören in die Germania des Tacitus. Und diese streng und äußerst wahre Frau ist von Geburt eine Jüdin. Bettine dagegen hat sich mit ihren wunderbaren Erzählungen des „Flunkerns“ mannichfach verdächtig gemacht. Und diese grade ist das deutsche Mädchen; obwohl ein Germanoman sich damit trösten könnte, daß ihr Zuname keine Deutsche Endung habe. Die Eine erscheint uns als eine überaus zarte, vornehme weibliche Gestalt, die sich vor jeder rauhen Berührung entsetzt, und eine Bravour der Vorsicht darin findet, rohe Menschen und wildes Vieh ängstlich zu meiden; die Andere hört sich mit Wohlgefallen Heroine nennen. Sie setzt sich auf Rothschild's Pferd, und es geht wild mit ihr durch, ohne daß sie die Gefahr nur ahnet; sie steigt in der winterlichen Mitternacht auf einen alten Thurm, und wandelt geisterhaft über den abgebrochenen Rand der Mauer; oder sie läßt sich von einer Eisscholle im Main dahintreiben durch die stille Mondnacht; sie verschmäht es nicht, daß ein Ochse ihr durch's Gesicht leckt, und selbst in einer Raufe sitzend kann sie an Göthe schreiben. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Parthie in ihrem Leben bereits von den Mythologen in Anspruch genommen wird; diese werden das ganze schöne Gedächtniß ihrer Helden-

thaten rein verzehren, und doch so mager bleiben, wie die sieben magern Traumkühe des Pharao, nachdem sie die fetten gefressen haben. Wir glauben jedoch nach einem psychologischen Gesetz, daß ein Theil der heroischen Erlebnisse und Thaten Bettinen's durchaus historische Wirklichkeit haben müsse, oder vielmehr, daß ihre Erzählungen in der Regel einen solchen historischen Grundcharakter haben werden. Denn sie hat allzu tief die Reize eines solchen genialen Treibens empfunden, sie hat die bedeutenden Situationen ihres Heroismus mit zu ergreifender, innerer Wahrheit dargestellt, als daß man an einer historischen Grundlage dafür zweifeln könnte. Diese historischen Keime aber sind unter dem Hauche ihres begeisterten Gemüthes zu mährchenhaften Gewächsen und Blumen geworden. Sie hat sich mit Göthe's Mutter einmal auf diesen Fuß gesetzt, daß sie Wirklichkeit und Phantasieleben in ihren Erzählungen verschmelzen darf; Göthe wurde auch in dieses Geheimniß allmählig eingeweiht, und so war sie vor jenen Beiden ein für allemal entschuldigt, wenn sie flunkerte. Das Publikum aber steht in einem andern Verhältniß zu ihr, und kommt schwerlich mit dem historischen Capitel dieses Heroinenlebens so bald in's Reine. Und doch wäre dies sehr zu wünschen. Jedenfalls bleibt die rechte Kritik dieser historischen Momente eine große psychologische Preisaufgabe. wir nehmen vor allen Dingen einen historischen Grundbestand in diesen Erzählungen an; denn wo das triumphirende Hinausgehen des genialen Gemüths über die Gemeinplätze des menschliche Verkehrs mit der

Natur und Gefahr so tief empfunden wird, da werden zum mindesten auch Versuche gemacht, die Gedanken zu verwirklichen. Zudem scheint Bettine nach manchen Andeutungen in ihren Entwickelungsjahren vielfach in gesteigerten, hellseherischen Stimmungen gewesen zu seyn; in Stimmungen, worin der helle und erregte Instinkt des Gemüths so entschieden vorwaltet, daß der Körper, leicht und sicher wie der Traum, der ihn beherrscht, über die gefährlichsten Stege dahinschweben, daß der Mund die tiefsten Ahnungen nnd die schönsten Gesichte mit kindlicher Naivetät aussprechen kann. Allein die naiven und somnambülen Stimmungen Bettinen's, worin sie Außerordentliches that, gingen überall in poetische Thätigkeit über, die mit Bewußtseyn das Erlebte oder bisweilen nur Projektirte in epischer Verschönerung darstellte. Bei diesem Geschäft aber kam die Eitelkeit mit in's Spiel; die gleißend böse Selbstbespiegelung einer hochbegabten Seele. Bettine wollte vor dem Heiligen, den sie anbetete, nicht ohne einen reichen Schatz guter Werke erscheinen; die Werke aber mußten nach seinem Genie und Geschmack seyn. Sie wollte vor ihm im günstigsten Lichte erscheinen; und ihm sowohl in außerordentlichen Gedanken als Erlebnissen und Thaten wie seine Mignon, nach ihrem eignen Ausdruck, die schönsten Tänze vortanzen. So kam es denn, daß ihre Erzählungen sich nicht nur durch Dichtung verschönten, sondern auch durch Täuschung alterirten; wenigstens behalten sie für den Leser, der mit tiefem christlichen und psychologischen Ernst die reine Poesie der vollen Wirklichkeit von den

phantastischen Zuthaten ausscheiden möchte, einen unangenehmen Beigeschmack der Unzuverlässigkeit. Trotz dem aber, daß die Heroine bisweilen Ausflüge hat, die dem knabenhaft Wilden ähnlich sehen, behält der Grundton ihres geistigen Wesens einen hohen Ernst. Und wenn wir sie in Beziehung auf diesen Grundton mit der Rahel vergleichen sollen, so können wir sagen: Rahel folgt dem Zug der Erkenntniß, Bettine dem Zug der Liebe. Sie sind aber keineswegs dadurch unterschieden wie Tag und Nacht, denn die rechte Erkenntniß ist der gedankenvolle Blick der Liebe, die rechte Liebe ist der ahnungsvolle Zug der Erkenntniß. Freilich ihre Anlagen bleiben gefangen von dem Wahn und verkehrt in den Dienst der Eitelkeit der alten Welt*). Aber das Charakteristische beurkundeten sie in ganzer Kraft, mit großer Consequenz. Daher forschte Rahel bei allen Geistern nach der Lehre, nach der Erkenntniß, nach neuen Aufschlüssen: ihre Heimath war der Salon; Bettine dagegen legte sich in's grüne Gras, oder vertiefte sich in eine romantische Wildniß, um den Odem der Liebe, den Puls des Lebens in der Natur zu fühlen. Die Eine hatte ein scharfes Auge für die ganze Peripherie des modernen Weltlebens, und erblickte schon am fernen Horizont die auftauchende Flagge einer werdenden Größe, z. B. des Franzosen

*) Auf christlichen Wegen der Wiedergeburt und Erneuerung hätte die Eine eine Aehnlichkeit mit den cherubinischen, die Andere mit den seraphinischen Geistern bekommen. Nach der Tradition sind die Cherubim die Engel der Erkenntniß, die Seraphim die Engel der Liebe.

Thiers; die Andere ließ mit einem Anstrich des schönsten Pietismus, der sich leider nur in seinem Gegenstande kläglich verirrte, „alles Andere stehen," um sich an das glänzende Centrum des modernen Weltlebens, an Göthe's Gestalt und Wesen mit stolzer Liebe und schwärmerischer Andacht zu hangen. Diese Herrschaft des Gefühlslebens führt durch ihre ausschließende Bestimmtheit bei aller Innigkeit und Gedankenfülle doch eine gewisse Monotonie herbei; und dieser Monotonie gegenüber zeigt sich das Erkenntnißleben in seiner Ueberlegenheit, indem es Kleines und Großes, Alles und Jedes mit frischem Interesse behandelt. Oft aber verliert sich der Erkenntnißtrieb in kleinliche Interessen und fruchtlose Grübeleien, dann tritt ihm die Liebe mit dem auserlesenen Schatze triumphirend, und mit dem edlen Bewußtsein ihrer höheren Klugheit entgegen. Auch die verirrte und abgöttische Liebe, wie sie sich in Bettinen's Aeußerungen ausspricht, macht sinnreich, und erzeugt Gedanken um Gedanken, wenn auch der Ausdruck ihrer Philosopheme gerne symbolisch bleibt. So verdanken wir denn auch den Briefen und dem Tagebuch dieser Schriftstellerin einen reichen Schatz tiefer Aeußerungen, ahnungsvoller und anregender Gedanken. Daß das edle Metall mit unreinen Stoffen und unächtem Glanze vermengt ist, geht aus der Grundrichtung nothwendig hervor. Wenn sich nun etwa in der Rahel mehr Erfahrung, Bildung, Charakter und philosophirende Intelligenz offenbart, so hat Bettine dagegen entschieden den Vorzug der poetischen Gabe. Ihr Styl wird von dem hellsten Mondschein

geläuterter Romantik verschönt. Sie schreibt einfach, nachlässig schlicht; und doch ist Alles ein heller und schöner Fluß der Poesie. Ihre alltäglichsten Erlebnisse; was sie sieht und hört: Alles gewinnt in ihrer Darstellung einen poetischen Glanz; und nicht etwa durch angestrengte Schilderung, sondern durch innige Auffassung der poetischen Grundtöne, der höheren Situationen und Beziehungen, welche in allem prosaischen Wirrwar verborgen liegen. Besonders aber dadurch wird ihr die ganze Welt so feierlich, daß sie alle ihre Ereignisse auf ihren vergötterten Göthe zu beziehen weiß. Bettinen's Poesie ist gewiß von so ächter und bedeutender Art, daß sie als Dichterin ohne Zweifel ihrem Helden in voller Ebenbürtigkeit gegenüber steht. Göthe übersetzt mitunter die schwärmerischen Ergüsse und Einfälle ihres Herzens in schöne Sonette, welche er ihr zurücksendet; dem Leser aber kann dabei zu Muthe seyn, als wäre es eine Uebersetzung aus der Sprache warmer Poesie in eine recht kühle Prosa. In der Hingebung des Gemüths an das Ideale, und darum auch in der Poesie des Gemüthes konnte wohl auch der einseitig große Realist leicht hier von Bettine, so wie früher von Schiller übertroffen werden. dadurch aber, daß er die Idealität des Realen erkannte, blieb ihm auch in seiner vor den „Müttern," den Prinzipien, schaudernden Richtung ein guter Grund warmer Gemüthlichkeit gesichert. Bettine hat in dem klaren Spiegel ihrer poetischen Innigkeit eine Reihe von Gemälden bedeutender Personen, herrlicher Landschaften, großer Ereignisse aufgenommen, die wohl als

feierliche Momente noch zu der Nachwelt reden werden. So hat sie die Mutter Göthe's und Beethoven, so den Rheingau, so den Freiheitskampf der Tyroler schlicht und ergreifend, mit den scharfen Strichen des Genies, mit den ächten Farben liebender Begeisterung gezeichnet. Dieser schöne, poetische Fluß ihres Werkes, mit so manchem hellen Spiegelbilde großartiger Erscheinungen, mit so manchem ächten Goldkorne naiver Weisheit, guter Ahnung, mit so mächtigen Wiederscheinen und Wunderklängen des Unendlichen, des Göttlichen in seinen Wellen — er hat uns vielfach erfreut, belehrt und erbaut, und darum um so mehr mit Wehmuth darüber erfüllt, daß er seinen Lauf genommen hat nicht nach Osten, sondern nach Westen.

Bevor wir aber dazu übergehen, von dieser traurigen Verkehrtheit des edlen, poesiereichen Lebens in das trostlose Wesen der Abgötterei zu reden, ist das bisher Gesagte durch Proben zu veranschaulichen.

Der tief dringende Geistesblick Bettinen's beurkundet sich an so vielen Stellen, daß man am leichtesten geht, wenn man sich auf ihre sämmtlichen Schriften beruft, als auf den frischen Beleg ihrer genialen Kraft. Wir wollen jedoch ohne ängstliche Auswahl einige tiefsinnige Aeußerungen derselben anführen: „Gestern Abend ging ich noch spät in der schönen, blühenden Lindenallee im Mondschein am Ufer des Rheins, da hörte ich's klappen und sanft singen. Da saß vor ihrer Hütte unter dem blühenden Lindenbaum die Mutter von Zwillingen, eins hatte sie an der Brust, und das andere wiegte ihr Fuß im Takt, während

sie ihr Lied sang; also im Keim, wo kaum die erste Lebensspur sich regt, da ist Musik schon die Pflegerin des Geistes, es summt in's Ohr, und dann schläft das Kind, die Töne sind die Gesellen seiner Träume, sie sind seine Mitwelt; es hat ja nichts — das Kind, ob es die Mutter auch wiege, es ist allein im Geist; aber die Töne dringen in es ein, und fesseln es an sich, wie die Erde das Leben der Pflanze an sich fesselt, und wenn Musik das Leben nicht hielt, so würde es erkalten." (Bd. 1. S. 268.) — „O glaub gewiß, daß wahre Musik übermenschlich ist. Der Meister fordert das Unmögliche von den Geistern, die ihm unterworfen sind, — und siehe, es ist möglich, sie leisten es. — An Zauberei ist nicht zu zweifeln, nur muß man glauben, daß das Uebermächtige auch im Reich der Uebermacht geleistet werde, und daß das Höchste von der Ahnung, von dem Streben desjenigen abhänge, dem die Geister sich neigen. Wer das Göttliche will, dem werden sie Göttliches leisten. Was ist aber das Göttliche? — Das ewige Opfer des menschlichen Herzens an die Gottheit; — dies Opfer geht hier geistiger Weise vor; und wenn es der Meister auch läugnet, oder nicht ahndet — es ist doch wahr. Erfaßt er eine Melodie, so ahndet er schon ihre Vollkommenheit, und das Herz unterwirft sich einer strengen Prüfung, es läßt sich alles gefallen, um dem Göttlichen näher zu kommen; je höher es steigt, je seliger; und das ist das Verdienst des Meisters, daß er sich gefallen lasse, daß die Geister auf ihn eindringen, ihn nehmen, sein Ganzes vernichten, daß er ihnen gehorcht, das Höhere

zu suchen unter ewigen Schmerzen der Begeisterung." (Bd. 1. S. 284.) — „Wenn der Same in die Erde kommt, wird er lebendig, und dies Leben strebt in ein neues Reich, in die Luft. Wenn der Same nicht schon Leben in sich hatte, konnte es nicht in ihm geweckt werden, es ist Leben, was in's Leben übergeht. — Wenn der Mensch nicht schon Seligkeit in sich hätte, könnte er nicht selig werden. Der Keim zum Himmel liegt in der Brust, wie der Keim zur Blüthe im verschlossenen Samen liegt. — Die Seligkeit ist so gut ein Erblühen in einem höheren Element, wie jener Pflanze, die aus dem Samen durch die Erde in ein höheres Element, in die Luft geboren wird. Alles Leben wird durch ein höheres Element genährt, und wo es ihm entzogen ist, da stirbt es ab. Erkenntniß, Offenbarung ist Samen eines höheren Lebens, das irdische Leben ist der Boden, in dem er eingestreut ist, im Sterben bricht die ganze Saat ans Licht. Wachsen, blühen, Früchte tragen von dem Samen, den der Geist hier in uns gelegt hat, das ist das Leben nach dem Tode," (Bd. 3. S. 34.)

„Liebe ist immerdar erstgeboren, sie ist ewig ein einziger Moment, Zeit ist ihr nichts, sie ist nicht in der Zeit, da sie ewig ist; sie ist kurz die Liebe. Ewigkeit ist eine himmlische Kürze. Nichts Himmlisches geht vorüber, aber das Zeitliche geht vorüber am Himmlischen" (Bd. 3. S. 35.). — „Wir sprechen auch von der Schönheit: Schönheit ist, wenn der Leib von dem Geist, den er herbergt, ganz durchdrungen ist. Wenn das Licht des Geistes von dem Leib, den er durch-

dringt, ausströmt und seine Formen umkreist, das ist Schönheit. Dein Blick ist schön, weil er das Licht deines Geistes ausströmt und in diesem Lichte schwimmt. Der reine Geist bildet sich einen reinen Leib im Wort, das ist die Schönheit der Poesie. Dein Wort ist schön, weil der Geist, den es herbergt, hindurchdringt und es umströmt" (Bd. 3. S. 91.). „Wie soll ich's noch darlegen, daß dieses leise Schauern und Spielen der Lüfte, des Wassers, des Mondlichts mir wirklich Berührung mit der Geisterwelt ward? Wie Gott die Schöpfung dachte, da ward der einzige Gedanke: „„Es werde"" ein Baum, der alle Welten trägt, und sie reift. So ist auch dieser Hauch, dies Gelispel der Natur in nächtlicher Stille, ein leiser Geisterhauch, der den Geist weckt, und ihn besäet mit allen Gedanken, die ewig währen. — Ich sah ein Inneres in mir, ein Höheres, dem ich mich unterworfen fühlte, dem ich Alles opfern sollte, und wo ich's nicht that, da fühlte ich mich aus der Bahn der Erkenntniß herausgeworfen, und noch heute muß ich diese Macht anerkennen, sie spricht allen selbstischen Genuß ab, sie trennt von den Ansprüchen an das allgemeine Leben, und hebt über diese hinweg. Es ist sonderbar, daß das, was wir für uns selbst fordern, gewöhnlich auch das ist, was uns unserer Freiheit beraubt; wir wollen gebunden seyn mit Banden, die uns süß däuchten, und unserer Schwachheit eine Stütze, eine Versicherung sind; wir wollen getragen seyn, gehoben durch Anerkenntniß, durch Ruhm, und ahnden nicht, daß wir dieser Forderung das Ruhmwürdige, und die

Nahrung des Höheren aufopfern; wir wollen geliebt seyn, wo wir Anregung zur Liebe haben, und erkennen's nicht, daß wir den liebenden Genius darum in uns verdrängen. Wo bleibt die Freiheit, wenn die Seele Bedürfnisse hat, und sie befriedigt wissen will durch äußere Vermittelung? — Was ist die Forderung, die wir außer uns machen anders, als der Beweis eines Mangels in uns? Und was bewirkt ihre Befriedigung, als nur die Beförderung dieser Schwäche, die Gebundenheit unserer Freiheit in dieser. Der Genius will, daß die Seele lieber entbehre, als daß sie von der Befriedigung eines Triebes, einer Neigung, eines Bedürfnisses abhänge. Wir alle sollen Könige seyn, und je widerspenstiger, je herrischer der Knecht in uns, je herrlicher wird sich die Herrscherwürde entfalten, je kühner und gewaltiger der Geist, der überwindet" (Bd. 3. S. 102 ff.).

Die Verfasserin redet ganz besonders dann geistreich, wenn sie ihre Naturgefühle, ihre Anschauungen schöner Naturscenen, und die religiösen Ahnungen, die sie aus dem Naturleben schöpft, verkündigt. Hier ist sie Meisterin sowohl in feiner, zarter Zeichnung als in dem lebhaftesten, frischesten Colorit, und eben sowohl in der symbolischen Deutung, wie im poetischen Ausmalen, und die Innigkeit des Herzens steht in Harmonie mit der Sinnigkeit des Geistes. „Ich hatte," so erzählt sie aus einer früheren Jugendzeit, „eine innere Welt, und geheime Fähigkeiten, Sinne, mit denen ich in ihr lebte; mein Auge sah deutlich große Erscheinungen, so wie ich es zumachte; ich sah

die Himmelskugel, sie drehte sich vor mir in unermeßlicher Größe um, so daß ich ihre Gränze nicht sah, aber doch eine Empfindung von ihrer Rundung hatte; das Sternenheer zog auf dunklem Grund an mir vorüber, die Sterne tanzten in reinen, geistigen Figuren, die ich als Geist begriff; es stellten sich Monumente auf von Säulen und Gestalten, hinter denen die Sterne wegzogen; die Sterne tauchten unter in einem Meer von Farben; es blühten Blumen auf, sie wuchsen empor bis in die Höhe; ferne goldne Schatten deckten sie vor einem höheren weißen Licht, und so zog in dieser Innenwelt eine Erscheinung nach der anderen herauf; dabei fühlten meine Ohren ein feines silbernes Klingen, allmählig wurde es ein Schall, der größer war, und gewaltiger, je länger ich ihm lauschte, ich freute mich, denn es stärkte mich, es stärkte meinen Geist, diesen großen Ton in meinem Gehör zu beherbergen; öffnete ich die Augen, so war alles nichts" (Bd. 1. S. 84.). — „Diese Blumen in der Erde, sie schienen mir ewig an's Leben gebunden, es waren mehr, als ich zählen konnte; immer fing ich von vorne an; ich wollte kein Knöspchen überspringen; wie dufteten sie! Wie war ich demüthig vor dem Geist, den sie ausströmten! — Ich wußte ja noch wenig von Wald und Flur, und die erste Wiese, im Abendschein eine unendliche Fläche für's Kinderaug' mit goldenen Sternen übersäet; — ach wie hat Natur aus Liebe es dem Geist Gottes nachahmen wollen. — Und wie liebt er sie. — Wie neigt er sich herab zu ihr für diese Zärtlichkeit, ihm

entgegen zu blühen! Wie hab' ich gewühlt im Gras, und hab' gesehen, wie eins neben dem anderen sich hervordrängt. Manches hätte ich vielleicht übersehen bei der Fülle, aber sein schöner Name hat mich mit ihm vertraut gemacht, und wer sie genannt hat, der muß sie geliebt und verstanden haben. Das kleine Schäfertäschchen z. B. — ich hätte es nicht bemerkt, aber wie ich seinen Namen hörte, da fand ich's unter vielen heraus, ich mußte ein solches Täschchen öffnen, und fand es gefüllt mit Samenperlen. Ach alle Form enthält Geist und Leben, um sich auf die Ewigkeit zu vererben. Tanzen die Blumen nicht? — singen sie nicht? — schreiben sie nicht Geist in die Luft? — Malen sie nicht sich selbst ihr Innerstes in ihrem Bild?" (Bd. 1. S. 324.). „Alle sinnliche Natur wird Geist, aller Geist ist sinnliches Leben der Gottheit. — Augen, Ihr seht! — Ihr trinkt Licht, Farben und Formen! — O Augen, Ihr seyd genährt durch göttliche Weisheit, aber alles tragt Ihr der Liebe zu, Ihr Augen, daß die Abendsonne ihre Glorie über Euch spielen läßt, und der Wolkenhimmel eine heilige Farbenharmonie Euch lehrt, in die alles einstimmt: die fernen Höhen, die grüne Saat, der silberne Fluß, der schwarze Wald, der Nebelduft, das gibt Euch, Ihr Augen, die Mutter Natur zu trinken, wo der Geist den schönen Abend verlebt im Anschauen des Geliebten" (Bd. 3. S. 69.).

Die hohen Gaben der Verfasserin und ihre Aeußerungen über die Schauer und Zeichen des Unendlichen in der Natur wie im Menschenleben, können dem sin-

nenden, ernsten Leser mannichfache Anregung zum Preise Gottes gewähren. Die Dichterin hat freilich die Absicht, all' ihren Weihrauch zum Preise Göthe's dampfen zu lassen. Und das ist der Hauptvorwurf, den man dem „Briefwechsel“ zu machen hat. Der Briefwechsel und das Verhältniß, welches sich in demselben spiegelt, ist allerdings auch in Beziehung auf das christlich sittliche Dekorum, von dem Vorwurfe des Anstößigen nicht frei zu sprechen. Wir müssen aber, nicht etwa um das Sündliche zu beschönigen, sondern um gegen die Billigkeit nicht zu sündigen, uns zuvörderst in der Zeit orientiren, worin der Briefwechsel entstand. Es war eine Zeit der Dissolution der christlich positiven Ordnungen, namentlich in der Sphäre des genialen und freieren Geisteslebens. Da steht uns nun Haman, der tiefernste, orthodoxe Christ mit seiner unkirchlichen Ehe als Wächter und Warnungszeichen da, daß wir die Eigenthümlichkeit jener Zeit nicht verkennen, und nicht etwa die Weltkinder derselben nach einem strengeren Maaßstabe richten, als nach welchem er selber zu beurtheilen ist. Er beschämt uns, wenn wir uns in unserem Urtheile über ein ähnliches Verhältniß bei irgend einem berühmten Weltkinde übereilt und übernommen haben; denn wo wollen wir nun mit dem ehrwürdigen und theuren Haman bleiben? Gibt ja doch der Christenglaube keine Privilegien in dieser Beziehung; sondern in ihm grade liegt die strengere und schärfere Verpflichtung; und wollten wir von dieser Norm in unserer Beurtheilung der Zeitverhältnisse abweichen, so würden wir

den sittlichen Christenernst in ungerechtes Partheiwesen verkehren. Lassen wir darum den strengen Tadel sowohl auf dem Christen als auf dem Weltkinde haften, daß sie die kirchliche Ordnung, und in ihr auch den höheren Geist der religiösen Zucht betrübt haben. Aber wenn wir um deswillen den Christen nicht verurtheilen dürfen, so wird das Weltkind immer noch etwas leichter davon kommen müssen. Nun handelt sich's allerdings hier nicht von einer wilden Ehe; aber doch von einem Liebesverhältniß neben der Ehe; es kommt also weniger die kirchliche als die christlich sittliche Ordnung in Betracht. Hier aber ist der Anstoß nicht ein grades Anprallen, sondern ein leises, feines Anstreifen, so fein, daß es sich vor dem sittlichen Urtheil seiner Zeit zu behaupten wußte. Der Briefwechsel hatte sogar seine Sanktion bei ehrbaren und bei hohen geistlichen Auctoritäten erlangt. Göthe's Mutter nennen wir zuerst; sie war die Vertraute Bettinen's, selbst die Vermittlerin ihrer Correspondenz. Bei ihr aber finden wir einmal den Frankfurter Pastor Hufnagel, wie er mit dem Lesen eines Briefes von Bettine an die Frau Rath, Göthe's Mutter, beschäftigt ist; es verlautet nichts davon, daß er die Aeußerungen der Liebe Bettinen's einer pastoralen Kritik unterworfen hätte. „Da hat er gesessen," erzählt Frau Göthe, „mit seinem dicken Bauch im schwarzen Talar mit dem runden weißen Kragen in doppelten Falten, mit der runden Stutzperück und den Schnallenschuh auf Deiner Schawell, und hat den Brief gelesen, hätt's mein Sohn gesehen, er hätt gelacht" (Bd. 1. S. 42.)

Diese Scene ließe sich in einem höchst charakteristischen und satyrischen Bilde darstellen, etwa mit dem Titel: Der moralische Rationalismus in verdutzter Unterthänigkeit buchstabirend die Offenbarungen der jungen Weltreligion. Aber Bettine, als Katholikin, erfreute sich eines gültigeren und zugleich vornehmeren Ablasses, nämlich von Seiten des Fürsten Primas, ihres Oberhirten und Oberherrn. Der Primas erwähnte in Bettinen's Gegenwart einer Correspondenz mit der Bezeichnung, sie sey „ein Muster von feurigen Ausdrücken bei der höchsten Ehrerbietung." Nun erzählt die Schriftstellerin in einem Briefe an Göthe weiter: „Ich weiß nicht, was mich befiel bei dieser Rede, ich fühlte, daß ich roth ward, da hob er mir das Kinn in die Höhe und sagte: Was fehlt Ihnen denn, mein Kind, Sie schreiben wohl auch an Göthe? — Ja, sagte ich, unter der Obhut seiner Mutter. So, so, das ist ganz schön, kann denn die Mutter lesen? — Da mußte ich ungeheuer lachen, ich sagte: Wahrhaftig, Euer Hoheit haben's errathen; ich muß der Mutter alles vorlesen, und was sie nicht wissen soll, das übergeh' ich. — Er brachte noch allerlei Scherzhaftes vor, und frug, ob ich Dich Du nenne, und was ich Dir alles schreibe? — ich sagte, des Rhythmus halber nenne ich Dich Du, und eben habe ich seine Dispensation einholen wollen, um schriftlich beichten zu dürfen, denn ich wolle Dir gern beichten; er lachte, er sprang auf (denn er ist sehr vif, und macht oft große Sätze), und sagte: Geist wie der Blitz! ja ich gebe Ihnen Dispensation und

ihm — schreiben Sie es ihm ja, — geb' ich Macht, vollkommenen Ablaß zu ertheilen, und nun werden Sie doch mit mir zufrieden seyn? — Ich hatte große Lust, ihm zu sagen, daß ich nicht mehr zwölf Jahr, sondern schon eine Weile in's Blüthenalter der Empfindung eingerückt sey; aber da hielt mich etwas ab: bei seinen lustigen Sprüngen fiel ihm seine kleine geistliche violetsammt'ne Mütze vom Kopf; ich nahm sie auf, und weil mir ahndete, sie würde mir gut stehen, so setzte ich sie auf. Er betrachtete mich eine Weile, und sagte: Ein allerliebster kleiner Bischof! die ganze Klerisei würde hinter ihm drein laufen, — und nun mochte ich ihm den Wahn nicht mehr benehmen, daß ich noch so jung sey, denn es kam mir vor, was ihn an einem Kinde erfreuen dürfe, das könne ihm bei einer verständigen Dame, wie ich doch eine seyn müßte, als höchst inconvenable erscheinen. Ich ließ es also dabei, und nahm die Sünde auf mich, ihm was weiß gemacht zu haben, indem ich mich dabei auf die Kraft des Ablasses verlasse, den er Dir übermacht."

Hier spricht sich die Ahnung der Sünde deutlich genug aus; ja man bekommt hier Aufschluß über die Entstehung des Titels, welchen die Schriftstellerin der Correspondenz gegeben hat. Diesmal nämlich ist das ganze Publikum der Fürst Primas, dem sie was weiß zu machen gedenkt, indem sie von „Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde" redet. Das Kind ist nach ihrer eigenen Voraussetzung eine „verständige Dame im Blüthenalter der Empfindung." So ist also der

Titel gewählt mit einer gewissen Ironie für die Eingeweihten, indem die Herausgeberin das Schicklichkeitsgefühl der Menge, oder auch sich selber in dem Urtheile dieser schonen will. Aber die geistreiche Frau hätte die sammtne Mütze des Fürsten Primas nicht aufzusetzen brauchen als eine Nebelkappe für ihr Gewissen, wenn sie den hellen, brennenden Strahl der Schönheit Göthe's so fromm wie den herrlichen Strahl der schönen Sonne in sich aufgenommen hätte. Wir können uns ein solches Verhältniß in mehrfacher Gestalt geweiht und vor dem Forum des christlichen Ernstes sanktionirt denken. Es mag erstlich ein Verhältniß der Geister seyn, die über das Geschlechtliche durch religiösen Ernst, oder wissenschaftlichen Eifer, oder durch das Verzehrende irgend einer großen Idee, oder durch das Alter hinaus sind, und die ein Gemeinsames zu verhandeln haben. Oder zweitens mag es auch ein Verhältniß der Freundschaft seyn, geheiligt durch ein reines Bestreben und Trachten. Diese Freundschaft möchte dann drittens selbst den Charakter der höheren, idealen Liebe annehmen können, sofern die Bürgschaft gegeben wäre durch Gottesfurcht und Glaubensernst, daß die Geschlechtslust selbst bis zum Begehren ausgeschlossen bliebe. Wenigstens wird es schwer halten, die ideale Liebe von der Freundschaft genügend zu unterscheiden. Und könnte dies gelingen, so ist sie dennoch frei, sofern sie sich nicht gelüsten läßt. Der Strahl des Unendlichen in der Erscheinung einer Persönlichkeit, und seine unmittelbare Wirkung auf das Gemüth ist etwas religiös That-

sächliches, was durch fromme Scheu und christliches Ringen geläutert und in Erbauung verwandelt werden soll; so wie alles Leuchten der Creatur in dem feierlichen Schöpfungslichte. In diesem Sinne hat Schubert in seiner Reise durch das südliche Frankreich die Liebe Petrarka's mit großer christlicher Freiheit dargestellt als eine Sehnsucht nach dem Unendlichen, das ihm in der Erscheinung der Laura sein Herz bewegt. Er rühmt aber eben das an der Liebe Petrarka's, sie sey ideal gehalten und heilig geblieben, frei von geschlechtlichem Begehren des irdischen Besitzes. Ein solches Begehren klingt nun leider in den vorliegenden Liebesäußerungen bisweilen durch; denn der Geist der Gottesfurcht und Buße behütete nicht die glühende Begeisterung der Dichterin für den Dichter vor den entweihenden Einflüssen leidenschaftlichen, irdischen Sehnens. Ein Lieblingsspiel der Sehnsucht ist hier der Kuß. Der dunkle Dämon zieht sich aber nach solchen flüchtigen Erscheinungen wieder in die Tiefe zurück; dagegen ist das Verhältniß in seinem Grundton, und namentlich nach seiner historischen Seite ehrbar und edel gehalten. Der alte Göthe beschwichtigte die Schwärmerei des Kindes überall, wo es nach seiner Meinung Noth that. Unstreitig ging er dabei dennoch über die Gränze des christlich Erlaubten hinaus. Aber die Gränze des äußerlich Sittlichen respektirte er mit großem Ernst. Bettine erinnert ihn an ein abendliches Zusammenseyn: „Du wendetest Dich nach mir, und sahst mich lange an, dann lehntest Du mich sanft aus Deinen Armen und sagtest: Ich will gehen,

sieh, wie unsicher das Nachtlicht brennt, wie beweglich die Flamme an der Decke spielt, grade so unsicher brennt eine Flamme in meiner Brust, ich bin ihrer nicht gewiß, ob sie nicht auflodere, und Dich und mich verzehre. Du drücktest meine Hände, Du gingst, ohne mich zu küssen" (Bd. 3. S. 216.). Hier erscheint Göthe in seiner ganzen edlen aber ungeheiligten Art. Kein Verführer, wie sich Manche ihn denken, aber auch kein Seelenführer, wie ihn Manche rühmen möchten. Welch eine klägliche Defensive gegen die Thatsünde treibt die Liebenden auseinander, während sie innerlich nicht ohne Schlappe geblieben sind. An eine Offensive im Geiste ist da nicht zu denken. Der Grundfehler in dem Zusammenseyn ist die Liebelei, das Vergöttern und Haften an der Erscheinung, der Mangel an einer weihenden, den äußeren Menschen läuternden, leuchtenden Idee des Reiches Gottes. Wenn die Priszilla lernend zu den Füßen des Apostels Paulus saß, so wagten es wohl die bösen Geister nicht, sich auch nur mit einem Rauschen ihrer Flügel in das heilige Gespräch zu mischen; denn was vom Geist geboren wird, das ist Geist; da war die Erscheinung durch das Kreuzeszeichen geweiht, und die irdische Sittsamkeit war im Herzen und Verhalten versiegelt durch den Geist der himmlischen Sitte. Eine solche Versiegelung fehlte hier. Bedenken wir aber, daß wir es hier mit Weltkindern zu thun haben, so ist auch Bettinen's Liebe in ihren Aeußerungen, was den Grundton anlangt, recht ideal gehalten. Jedenfalls geht ihr Verhältniß zu Göthe nicht von

geschlechtlichem Begehren aus. Der Grundton ist: Verehrung seiner ausgezeichnet schönen Erscheinung, seines berühmten und gefeierten Wesens. Der Ruhm seines Namens, seiner Poesie und Gestalt hat früh ihr Herz ergriffen selbst im Durchschein durch die tadelnden Aeußerungen ihrer Umgebung über Göthe; ja vielleicht hat dieser Durchschein grade bei dem originalen Trotzkopf die Ergriffenheit gesteigert. Sie verehrt ihn um so mehr, da seine Lieder in ihrem reinen und bedeutenden Styl grade das Eigene ihres Gemüthes auf's Tiefste ansprechen; um so mehr, da er ein berühmter Priester der Natur ist, deren Schauer, Bilder und Zeichen ihr Herz so mächtig ansprechen. Seitdem sie ihn nun gesehen hat, den Blitz in seinem Auge, das feierliche und nachlässig Vornehme in seinem Wesen, mit einem Worte, die Poesie seiner Erscheinung, seitdem liebt sie ihn. Und diese Liebe ist wilde und tiefe Schwärmerei, seitdem sie den Wilhelm Meister gelesen hat, und Göthe's wahrhafte Mignon seyn möchte. Nun spielt alles ineinander, religiöse Ahnung und Sehnsucht, begeisterte Verehrung, tropisch glühende Gemüthsentfaltung, genialer Ehrgeiz, jungfräuliche Liebe, und sinnliches Sehnen. Die Regungen der letzteren Art glauben wir jedoch durchaus als sekundäre Empfindungen betrachten zu dürfen, so wie eine verwandte Saite mit der tönenden anklingt; es ist gleichsam das Echo ihrer liebenden Verehrung Göthe's in ihrer Weiblichkeit. Darum fallen auch diese sekundären Empfindungen größtentheils in die Kategorie der verborgenen Fehler, die uns weiter nicht angehen

würden, sofern sie sich nicht selber verrathen hätten, und eine Beurtheilung heischten. Ueber diesen Punkt richtet die Schriftstellerin sich selbst in einem Briefe an Göthe aus der späteren Zeit. „Ich fühl' es jetzt wohl," schreibt sie an Göthe, „daß es nicht leicht war, mich in meiner Leidenschaftlichkeit zu ertragen, ja ich ertrage mich selbst nicht, und mit Schauder wende ich mich von all den Schmerzen, die die Betrachtung in mir aufwühlt." (Bd. 2. S. 300.)

Wir kommen also auf den Hauptvorwurf wieder zurück, der diesem Briefwechsel so wie der Herzensgeschichte in ihm nach unserer Ueberzeugung zu machen ist, wie wir ihn oben schon ausgesprochen haben. Es ist nur anzudeuten, wie die Dichterin ihren Gefeierten vergöttert, da das Buch diese Eigenheit nicht verhehlt, und uns einen umständlichen Beweis nicht auferlegt. Die Abgötterei geht hier wie überall aus von der Ahnung des Göttlichen, das durch die Creatur durchscheint, besonders aber in einer genialen Persönlichkeit seine schöpferische Fülle an den Tag legt; indem nämlich diese Ahnung, durch irdischen Sinn verunreinigt, und vor ihrem getrübten Blick dann das Göttliche und Creatürliche vermischt wird. So schreibt Bettine: „Hab ich je Andacht empfunden, so war's an Deiner Brust, Freund! — Tempelduft, den Deine Lippen hauchen, Geist Gottes, den Deine Augen predigen, es strömt von Dir aus eine begeisternde Macht, Deine Gewande, Dein Antlitz, Dein Geist, alles strömt eine Heiligung aus. O Du! — Deine Kniee fest an meine Brust drückend frag ich nicht mehr, was das für eine

Seligkeit sein möge, die im Himmel dem Frommen bereitet ist. — Gott von Angesicht zu Angesicht schauen — wie oft hab' ich mit geschlossenen Augen Deiner Nähe mich gefreut. Vielleicht dringt Gott durch den Geliebten in unser Herz, — ja Geliebter, was haben wir im Herzen, als nur Gott? — Und wenn wir ihn da nicht empfänden, wie und wo sollten wir seine Spur suchen?" (Bd. 3. S. 86.) Diese irreleitende, verderbliche Vermischung spricht **Bettine** theoretisch aus mit den Worten: „Gott ist Mensch geworden in dem Geliebten, in welcher Gestalt Du auch liebst." — Wir sehen, wie sie auf diesen unchristlichen Gedanken gekommen ist durch eine tiefe Idee, die sie nicht rein entwickelt hat, indem sie hinzusetzt: „es ist das Ideal Deiner eigenen höheren Natur, was Du im Geliebten berührst." (Bd. 3. S. 106.) Allmählig läßt sie dann auch die Unterscheidung zwischen dem leuchtenden Schöpfungszeichen in dem Geliebten und seiner Erscheinung fallen. Das Tempelbild hört auf ihr ein Symbol zu seyn, und wird ihr Götze. Sie faßt sich ein Herz zu schreiben: „Ach ich will dem Götzendienst abschwören! von Dir spreche ich nicht, denn welcher Prophet sagt, daß Du kein Gott seyst?" (Bd. 3. S. 148.) Da er ihr Gott ist, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie ihn anbetet. „O, verlasse mich nicht," ruft sie ihn an, „sey mir nur so weit willig gesinnt, wie der Thau den Blumen gesinnt ist; Morgens weckt er sie, und nährt sie, und Abends reinigt er sie vom Staub, und kühlt sie von der Hitze des Tages. So mache Du es auch, wecke und nähre

meine Begeisterung in der Frühe, und kühle meine Gluth, und reinige sie von Sünden am Abend." (Bd. 3. S. 80.) Dies ist eine flehende Bitte, während die folgenden Worte als ein Lobgebet können betrachtet werden: „Während ich sorge um jeden Augenblick der Gegenwart, geht eine Kraft von Dir aus des Segens, die da reicht über alle Vernunft, und über alle Welt." (Bd. 3. S. 120.) Einmal spricht die Dichterin selber die Mahnung ihres Gewissens aus, die Bande dieser verderblichen Abgötterei zu zerreißen, mit einem recht bezeichnenden Worte: „Manchmal hab ich den Trieb, mich von Dir, wie ich Dich sinnlich erkenne, abzuwenden, und an das göttliche Geheimniß Deines Daseyns zu appelliren." O hätte sie das früh und entschieden gethan, so wäre sie von dem Geschöpf zum Schöpfer gekommen, und hätte dann im Lichte des Schöpfers diesen Götzendienst mit einer durch die Sünde verdunkelten, hohen Menschengestalt aufgegeben, um den wahrhaft Schönsten der Menschenkinder anzubeten, der den Herzen, welche ihm huldigen, nicht wie eine egoistisch dunkle Selbstheit die Sonne alles Lebens verdeckt, sondern der ihnen als der wahrhaft und ganz Durchlauchtige, Durchleuchtete (als **persona** in reiner Vollendung), als der volle Abglanz und Charakter der Herrlichkeit Gottes die ewige Sonne der Gottheit offenbart; der die Seelen zum Vater zieht, wie sie der Vater ziehen will zu ihm durch alle lockenden Scheine des Schönen, des Wahren und Guten in aller Welt.

Die Anbetung der Heiligen ist freilich in der Ka-

tholischen Kirche nichts Neues, und wir müssen uns daran erinnern, daß Bettine ein Kind dieser Kirche ist. Sie ist als Kind in der Pflege eines Klosters aufgewachsen, und hat es also frühe gelernt, wie man den himmlischen Geistern Weihrauch opfert. Aber der Klosterglaube hat ihr nichts Lebendiges und Herzgewinnendes zu geben vermocht; das geht deutlich hervor aus der heiter ironischen Art, mit welcher sie klösterliches Leben, Processionen und dergleichen zu schildern weiß. Darum grade hat sich ihre ganze, mächtige religiöse Sehnsucht, unbefriedigt durch den Kultus ihrer Kirche, hineingestürzt in die lebensfrische Verehrung, welche ihr Herz dem gefeierten Göthe weihete, so wie ein Bergstrom in seinem Anschwellen ein altes, seichtes, schlammiges Bett verlassen mag, um seitwärts in grüne, lockende Niederungen hineinzustürzen. Freilich einen wunderlichen Heiligen hat Bettine sich erwählt; einen Heiligen, den die Kirche Roms noch keineswegs selig gesprochen hat. Der negative Protestant könnte stolz seyn auf das merkwürdige Phänomen, daß die geistreichste, klösterlich gebildete Katholikin unserer Zeit ihre Kniee beugt im Namen eines protestantischen Kirchkindes, welches nicht einmal ein fleißiger Hörer der Predigten seines Pfarrgeistlichen Röhr gewesen seyn soll. Läßt dieser Umstand nicht auf ein außerordentliches Uebergewicht schließen? Ergeht es nicht den glänzenden Söhnen der protestantischen Geistesbildung im Andrang solcher Huldigungen wie es dem Pulus und Barnabas — nach Act. 14. — zu Lystra erging? „Da aber das Volk sahe, was Paulus

gethan hatte, hoben sie ihre Stimme auf, und sprachen auf Lykaonisch: Die Götter sind den Menschen gleich geworden, und zu uns hernieder gekommen. — — Der Priester aber brachte Ochsen und Kränze, und wollte opfern, sammt dem Volk. Da das die Apostel Barnabas und Paulus höreten, zerrissen sie ihre Kleider, und sprangen unter das Volk, schrieen und sprachen: Ihr Männer, was macht ihr da? Wir sind auch sterbliche Menschen, gleichwie ihr, und predigen euch das Evangelium, daß ihr euch bekehren sollt von diesen falschen zu dem lebendigen Gott." — So lebhaft hat Göthe gegen die hochpoetischen „Farren der Lippen" und gegen die Opferkränze seiner Verehrerin nicht protestirt. Einmal ermuntert er sie, sie möge ihm Folianten schreiben, es werde ihm nicht zu viel. Wohl aber trauert der christliche Gedanke über dieses ärgerliche Lykaonische Schauspiel. Welch ein Segen für diese Zeit hätte darauf ruhen können, wenn diese beiden Geister nicht in egoistisch prunkendem Götterliebeln, sondern in inniger Hingebung an den wahren Herrn und Gott im Reiche aller Schönheit und Güte als potenzirte Fenelon's und Guyon's unserer Zeit, frei von klösterlichem Wahne die frohe Botschaft des einzigen und ewigen Heiles verkündigt hätten. Aber dieser Schaden hat den erhabenen und reichen Herrn der Kirche nicht in Verlegenheit gesetzt; sein Geist ist so übermächtig, daß er sich auch mit den Kleinen, als dienenden Werkzeugen, zu behelfen weiß. Doch auch für die Dichterin selbst ist dieser verlorene Kultus zu bedauern; das Idol hat ihr keinen Frieden gegeben;

denn das Idole ist das Eitle; das Edle, durch Anbetung eitel gemachte; Idolisiren heißt also vereiteln.

Die betrübten Folgen der Idololatrie zeigen sich auch in unserem Briefwechsel und seinem Anhange. Die Dichterin findet an dem Altare, den sie Göthe'n erbaut hat, keinen Frieden. Der Schmerzensruf einer heißen, ungestillten Sehnsucht tönt durch ihre Schriften hindurch. Und wenn ihre Sehnsucht den äußersten Grad erreicht, gerade dann wird die Verehrung zur sinnlich lodernden Flamme des sträflichen Begehrens. Schade um die tiefen Seufzer, die auf diesem Wege der Selbsttäuschung sich verloren haben in die Lüfte. Wie könnte es aber anders seyn? Der Abgott führt die Seele ab, oder hält sie ab von Gott. So kommt sie nicht auf den Friedensgrund, zu der seligen Sabbathfeier, welche allen erschaffenen Geistern in Gott, und nur in ihm bereitet ist. Aber das Loos ewiger Unruhe ist nicht ihr einziger Schaden. Sie verlernt die Menschenliebe, und verliert sie in ihrer abgöttischen Verehrung des Einen. Die anderen Menschen sind ihr alle zu schlecht, als daß sie ihnen warme Herzenstheilnahme widmen sollte. Wir sind weit entfernt davon, dem Herzen der Dichterin diesen Vorwurf zu machen. Ein hoher Grad von Menschenfreundlichkeit und leutseligem Wesen spiegelt sich in ihren Blättern. Aber insofern ist auch ihr Herz inconsequent auf die lieblichste Weise. Dann aber, wenn sie die Theorie ihrer Verehrung für Göthe angibt, blickt die Verachtung der übrigen Menschen durch. Einmal sagt sie bei einer gewissen Gelegenheit: ich blickte die Menschheit über die Achsel

an. Damals that sie es wegen ihrer eigenen, hohen Einfälle — geschweige denn, wenn Göthe vor ihrer Seele stand. Und so mußte ihr ja die Menschheit verdunkelt werden durch den Aufwand von Lichtglanz, den ihr Herz dem Einen schenkte, weil sie in ihm nicht das allgemein Menschliche liebte, oder königliche Herzenseigenschaften der Liebe und Frömmigkeit, welche allen Menschen eigen seyn können, sondern die besonderste Qualität genialer Erscheinung in ihrer egoistisch isolirten Erhabenheit über die Menschenmenge. Wie so ganz anders ist es mit der Verehrung und Anbetung Christi. Er ist von der Gottheit durchleuchtet; wer sich an ihn dahingibt, fällt in den Schoß des Vaters, weil er in des Vaters Schoße ist. Wer sich aus aller Welt zurückzieht, um ihm liebend anzuhangen, den nimmt er grade wieder mit auf seinen Liebeswegen in alle Welt. In seiner Liebe wurzelt die Bruderliebe, denn sie hangen mit an ihm, und sein Bild fängt an in ihnen zu erglänzen; eben so die allgemeine Menschenliebe; denn alle Menschen haben im innersten Wesen, in ihren Anlagen die Grundzüge zu seinem Bilde, und zum Bilde Gottes; er ist für sie gestorben, und will in ihnen aufgesucht, aufgeweckt, gespeist und beherbergt werden. Eine solche Persona (nach Göschel's Etymologie), durch welche alles Göttliche und Menschliche mit reinem und hellen Klange durchtönt, ist eben Göthe nicht von weitem; obwohl wir ihm damit eine edle Persönlichkeit nicht absprechen. Die Priesterin will mit ihrem Gott allein seyn, wo dann die anderen bleiben, das gilt ihr gleich. Daher kennt

sie auch so gar nicht den Trieb der Proselytenmacherei; es ist ihr sehr ärgerlich, wenn eine große Gemeinde mit ihr das Fest halten will. Wie so ganz anders sind die Heiligenanbeter sonst dafür importirt, Proselyten zu machen, und Görres sogar dafür, daß die Wundermedaille von den Münsterländern getragen werde*). Und doch hätte Bettine schon ganz andere Ansprüche mit ihrem wunderbaren Sänger machen können, wie Görres mit seinem Fetisch von Wundermedaille. Allein da ist eben der Block der Idololatrie bei ihr durchsprengt von der Eifersucht der Liebe. Schwerlich aber kann es auch Vergötterung in reiner Masse und Form geben. Jede Idololatrie ist durchsprengt von den Willkührlichkeiten der Selbstsucht, denn sie nimmt ja die Seele des Vergötterers nicht ganz gefangen, sie wird nicht zur Hingebung, sie hat keine Kraft der Heiligung. So wird auch Bettine nicht von ihrem selbstischen Wesen befreit durch die Verehrung Göthe's. Sie hadert vielfältig mit ihrem Gott, so wie der Spanier hadert mit seiner Madonna, wenn sie ihn verlieren läßt im Kartenspiel. Rührend aber ist die erhabene Inconsequenz dieses Kindes da, wo es seinen Angebeteten bekehren will, und um ihn bekümmert ist, es möchte doch etwas daran seyn, weß ihn die Leute beschuldigen, daß er keine Religion habe, und sich vor dem Tode fürchte (s. Bd. 1. S. 320—21). Bei einer solchen Selbstständigkeit einerseits, und Leidenschaftlichkeit andererseits war denn auch der

*) S. den Athanasius, die letzte Seite.

Verfall dieses Kultus nicht zu verwundern. Die Selbstsucht war immer mit im Spiele gewesen, wie z. B. die folgende Stelle zeigt: „Sag! ist dies Leidenschaft, was ich Dir hier vorbete? — O sag's doch; wenn's wahr wäre, wenn ich geboren wär, in Leidenschaft zu verflammen, wenn ich die hohe Ceder wär auf dem die Welt überragenden Libanon, angezündet zum Opfer Deinem Genius, und verduften könnte in Wohlgerüchen, daß Jeder Deinen Geist einsöge durch mich — — und so ist es auch." (Bd. 1. S. 271.) Nach langer Trennung kehrt Bettine wieder in einigen Briefen zu Göthe zurück. Tiefe Wehmuth spricht sich aus in diesen Blättern. Wir glauben auch, daß das Verhältniß der Beiden einen ewigen, geschwisterlichen Bestand hat im Geisterreiche, der mit gerettet wird, wenn sie selber gerettet werden. In einem dieser Briefe sagt sie (Bd. 2. S. 302): „Den Tag, an dem ich dies geschrieben, ging das Komödienhaus in Brand, ich ging nach dem Platz, wo Tausende mit mir dies unerhörte Schauspiel genossen, u. s. w. In dieser andern Welt, in der ich nun stand, dachte ich an Dich, den ich schon so lange verlassen hatte, Deine Lieder, die ich lange nicht gesungen hatte, zuckten auf meinen Lippen, ich allein vielleicht unter den Tausenden, die da standen, die schauderten, die jammerten, ich allein fühlte in seliger, einsamer Begeisterung, wie feuerfest Du bist — ein Räthsel hatte sich gelöst, deutlicher und besser konnte der Schmerz, der oft in früheren Zeiten in meiner Brust wühlte, nicht erläutert werden, ja es war gut, mit diesem Hause brannte

ein dumpfes Gebäude nieder, frei und licht ward's in meiner Seele, und die Vaterlandsluft wehte mich an." — Gewiß, hier hat Bettine eine undeutliche Ahnung empfunden von der seligmachenden Kraft des Kreuzes. Wäre sie nur dieser lockenden Spur des leuchtenden Symbols gefolgt. Ja, das Komödienhaus der vielvergötterten, und dadurch vielvereitelten Erscheinungen muß niederbrennen, wenn der Geist wieder zu sich selber kommen soll und zu seinem Gott, das außergöttlich in egoistischem Wesen erstarrte und trostlose Leben muß in seinem Eigenwillen von dem Walten Gottes scharf durchkreuzt werden, und sich vernichten lassen, um seinem Urgrunde in seliger Ahnung der Auferstehung zuzustürzen, um in seinem Gott neue Lebensfülle zu gewinnen. So hat Christus für unsere Schuld in der Welt- und Selbstvergötterung den Kreuzestod erduldet, und in der ganzen Erscheinungswelt durch Schimpf und Angst und Todesschmerz vernichtet seinen Geist befohlen in des Vaters Hände. Und so sind auch wir als Christen durch die Taufe mit ihm begraben in den Tod, auf daß, gleich wie Christus ist auferwecket von den Todten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln. Und das ist das ewige Uebergewicht der Evangelischen Kirche über die Römische, daß die erstere dem Geistesgrunde zugewendet bleibt, und sich stets erholt in dem tiefen Quell des Lebens Christi; während die andere in frühreifer, übereilter Erscheinungsfülle, die vielfach des Geistes ermangelt, sich selbst bespiegelt, und darum einem ernsten Gerichte entgegen-

sieht. Aus dem geistlebendigen Grunde des christlichen Glaubens geht der „inwendige" Schmuck, die wahrhaftige Erscheinungsfülle der Kirche allmählig hervor, und am Ende der Tage steht so die Braut Christi da in ihrem vollen Schmucke; Braut, weil sich in ihrer Schönheit und äußern Anmuth und Pracht die Liebe, Treue und Geistigkeit ihres inneren Wesens spiegelt. Wo aber in der äußeren Kirche die kirchliche Scheingestalt des vollendeten Christenlebens, z. B. der heiligen Lobgesänge auf Wegen und Stegen, des Geistes und der Wahrheit ermangelt, da zeigt sich das buhlerische, mit der Schminke äußerlich aufgetragener Schaustücke kokettirende Weib in falschem Weltfrieden und Weltgepränge. Es muß eben alles mit Feuer gesalzen werden. Hätte Bettine ihr Herzensidol von Göthe und sich selber mit hineingeworfen in das Feuer der Buße über ein vielveridolisirtes, vereiteltes Leben, so hätte sie die Feuerfestigkeit ihres besseren Theils in der Gnade erfahren, und nicht bloß in symbolischer Ahnung hätte die Vaterlandsluft sie angeweht. Aber die alte Weise anzubeten tritt wieder vor. Bei der Nachricht von Göthe's Tode richtet sie die Worte an ihn: „aufgefahren gen Himmel! Die Welt leer, die Triften öde, denn gewiß ist's, daß Dein Fuß hier nicht mehr wandert. — — Ich hab' Vertrauen, daß Du mich hörst, daß mein Ruf aufwärts gehe zu Dir. — — Herr! der mich hört, dem ich vertraue, daß er mich höre: gieb Antwort." (Bd. 3. S. 206.) Also die Himmelfahrt. Sehen wir uns nun um nach einem nachfolgenden Pfingsten! „Und Du" — ruft sie später

aus — „nicht auf Erden, jenseits! wo ich Dich nicht mehr erreiche. — Ja Thränen! — alles umsonst!" (Bd. 3. S. 215.) Später scheint sie glücklicher zu seyn. „O Herrlicher, noch einmal knie ich hier zu Deinen Füßen, ich weiß, Deine Lippen träufeln Thau auf mich herab aus den Wolken, ich fühle mich wie belastet mit Früchten der Seligkeit, die all Dein Feuergeist in mir gezeitigt, ja ich fühl's, Du siehst auf mich herab aus himmlischen Höhen, lasse mich bewußtlos seyn, denn ich vertrag's nicht, Du hast mich aus den Angeln gehoben, wo steh ich fest? der Boden schwankt, schweben soll ich fortan." — Wie feierlich hört sich der Klang dieser Empfindungsseligkeit an! Wo ist nun aber ihre Beglaubigung, ihr Segen für die Welt? Welche Mission hat nun die Begeisterte? „Keinen kenne ich mehr, keine Neigung, keinen Zweck, als nur schlafen, schafen auf Wolken gebettet an den Stufen Deines himmlischen Thrones." (Bd. 3. S. 222.) Das ist das quietistische Apostolat, was sie beseligt: schlafen, schlafen; die Welt wird also höchstens Träume gewinnen von der Jüngerin dieses gen Himmel Gefahrenen, Träume, Träume, kein Heil; ahnungsreiche Träume, erbaulich für den vorsichtig, christlich Prüfenden, irre, verlockende Träume, gefährlich für Viele.

Durch die Dedikation ist die Verfasserin mittelbar in intime Beziehungen zu dem Pascha von Aegypten gekommen, indem sie einem warmen, ja begeisterten Verehrer desselben das Werk gewidmet. Denken wir uns aber die Deutsche Hellseherin, die den Harmonikaton

der Welten in ihrem Sphärenlaufe in ihre Seele hat tönen hören, die das Duften des Geistes aus den Blumen vernommen hat, das geniale Deutsche Kind, die Dichterin, welche die Noth der Tyroler Freiheitshelden, und alle Zartheit der Liebe poetisch gefühlt — denken wir uns diese durch das Verhängniß des Weltlaufs im Alter in wahlverwandtschaftliche Beziehungen gesetzt zu dem schlauen, menschenpressenden Rebell-Despoten Mehemed Ali, so mögen wir wohl ausrufen: Sic transit gloria mundi!

Das Werk mag wohl als ein schlimmes Vorzeichen betrachtet werden können, wie die Welt- und Menschenvergötterung, namentlich die Anbetung des Genies, noch überhand nehmen könne und werde. Es ist aber auch wohl ein gutes Vorzeichen davon, wie das religiöse Bedürfniß sich abwendet von dem Todten, von starren Heiligenbildern und Ceremonien, und sich hinwendet zum Lebendigen, zu solchen Erscheinungen, in denen höhere Lebenskräfte, an den Urquell mächtig mahnend, hervortreten. In dieser Beziehung scheint nun unser Geschlecht Christo näher zu kommen, nämlich seiner Erscheinung und Wallfahrt im Fleische; in einer andern Beziehung aber kommt es weiter von ihm ab. Sind wir nicht durch tiefen Sinn für das Sinnvolle der Erscheinung vorbereitet, uns die Erscheinung Christi, als des Schönsten unter den Menschenkindern, in immer klareren Bildern zu denken? Und wir haben nicht bloß die Idee, wie der ideal vollendete Menschensohn so feierlich, geistig, verschwiegen schön, so geistumschwebt müsse gewesen seyn; wir

haben auch bestimmte, einzelne Andeutungen. Wie stark und erhaben muß die Gestalt des hohen Bergpredigers gewesen sein, der im Vaterhause auf die Gipfel der Berge stieg, wie wir in die oberen Gemächer unserer Hütten; wie leicht und schwebend sein Gang, da er wie geflügelt über die Höhen und über die Wogen wandelte! Wie mächtig und strahlend muß der Blick seines Auges gewesen seyn, da er oft mit einem einzigen Blick Menschen richtete oder Menschen rettete; welch ein Silberklang muß in seiner Stimme gelegen haben, da die Verwunderung überall nicht bloß seiner gewaltigen Predigt gezollt wird, sondern auch den holdseligen Worten, die aus seinem Munde gehen! Etwas ganz eigen Feierliches und Majestätisches muß in seinen Bewegungen gelegen haben, denn einst, da ihn die Menge umdrängte, ihn in einen Felsenabgrund zu werfen: da ging er mitten durch sie hindurch. Und welche Sonnenlichter der Liebe, des Erbarmens, der Leutseligkeit müssen durch sein Angesicht gespiegelt, wie muß immer die Majestät und oft die Wolke des heiligsten Ernstes und Zornes auf seiner Stirne gethront haben, da die Fülle des göttlichen Geistes in ihm war! Warum aber ist dieser göttliche Glanz der Erscheinung der damaligen Zeit nicht frappanter aufgefallen, so daß uns genaue Darstellungen davon überliefert sind? Die Schönheit Christi war eben durch ihren Adel, ihre göttliche Reinheit so erhaben über die gemeinen Vorstellungen vom Schönen, daß sie wie ein offenbares Geheimniß am hellen Tage dahinschwebte, und nur die Besseren und Reineren im tiefsten

Gefühl wohlthuend und hinreißend ergriff. Kann es nicht selbst den immer viel niedriger stehenden Bildern hoher Meister so ergehen, daß sie von einem ganzen Zeitalter verkannt bleiben? Aber nicht bloß für die Bedeutsamkeit der menschlichen Erscheinung ist uns der Sinn geweckt, sondern auch für die Stimmen und Zeichen der Natur, und für das höhere Leben in der Natur. Wie aber hat der Geist Christi auch in diesem Punkte alle Zeiten und alle Geister so weit überflügelt! Wie er der Natur ins Angesicht geschaut, wie er mit ihr gefeiert, wie sie mit ihm getrauert, wie er ihre Zeichensprache in seinen Gleichnissen gedeutet, und ihre verborgenen Segensquellen eröffnet, wie er in ihr die Luft des Vaterlandes, ja des Vaterhauses geathmet und das Wirken des Vaters überall gesehen als Belebung zu seinem Wirken, davon zeugen die Evangelien überall. Fassen wir sein Wandeln durch die Natur besonders ins Auge. Man hat es dem Griechischen Philosophen als ein Merkmal der Geistesfrische angerechnet, daß er als Peripatetiker mit seinen Schülern auf und ab gegangen in der Halle. Wie viel erhabenere Peripatetiker waren die Jünger Jesu unter der Führung ihres Meisters, der umherging und lehrte, und Allen wohl that! Rousseau weckte den Sinn für das sinnige Wandeln durch die Natur, Göthe fühlte sich selber in seiner tapfern Harzreise; er ließ seinen Faust Ferien des Geistes halten in Wäldern und Höhlen, der Manfred des Byron kokettirt mit den Schrecknissen und Reizen erhabener Bergnatur, und den Napoleon denken sich poetische Verehrer gerne, wie er in der

Mitternacht dasteht auf der hohen Felsenwand von St. Helena, seine Arme über die Brust geschlagen, hinausblickend in die Finsternisse und Stürme des Atlantischen Meeres, nach Osten, nach dem Grabe seiner Kaiserlichen Größe. Dieses Umherwandeln in der Natur, und dieses Leben mit ihr hat Bettine besonders innig als etwas Schönes aufgefaßt; es ist ihr Herzenssache, die sie ausübt, und poetisch ausschmückt. Es ist ein Kultus und Ruhm des genialen Geistes in unserer Zeit. Aber was ihm nur selten gelingt, nur in Aufschwüngen, nur in poetischer Ausschmückung, nur mit Selbstbespiegelung, das ist blanke Wirklichkeit in dem Leben unseres Herrn, hohe vollendete Praxis und Meisterschaft, ein Adlerflug seines Wesens um die Schöpfungshöhen, der all diese schüchternen Erstlingsflüge des modernen, religiösen Geistes entschieden niederblitzt. Er stand in den Mitternächten auf den Bergen; aber nicht mit dem tragischen Trotz der Selbstsucht finster blickend in die Ferne, sondern in hohenpriesterlicher Wehmuth, die Hände in der Fürbitte zum Vater erhebend für die Niederungen der Erde, für die tief gefallene Menschenwelt. Schleiermacher meint bei einer Gelegenheit, Jesus habe eine Nacht auf dem Berge zugebracht, weil eben in der Herberge grade der Raum gemangelt habe, und die Nacht eine laue Sommernacht gewesen sey. Aber dabei hat er den ächt poetischen und dennoch wirklichen Grundtypus des Lebens Jesu entschieden verkannt; hohe durchgehende Geistesfeier seines ganzen Wesens in der Schöpfung vor dem Angesichte seines Vaters.

Wenn erst das Leben Jesu aus dem Morgennebel der mythologischen Verhüllung hervortritt und Gestalt gewinnt, so wird es in all diesen herrlichen Grundzügen einer himmlisch schönen Erscheinung und Wallfahrt „auf silberntönendem Pfad" die frischeste und innigste Verehrung und Bewunderung aller reineren, für das Heiligschöne empfänglichen Seelen gewinnen. Dann aber wird man auch immer mehr erkennen die verborgene Herrlichkeit des Kreuzes; wie es so nothwendig war, daß das schöne Christusleben dem natürlichen Menschensinn im Kreuzesleiden verhüllt, und in der Himmelfahrt ihm entrückt wurde, damit der Tröster, sein Geist, zu ihm kommen könnte; wie tiefbedeutsam das Wort war, wenn ich nicht hinginge, so käme der Tröster nicht zu euch. Als einst einige Griechen, also Menschen von jener Bildung, welche den Geist in einer vollendeten Erscheinungswelt sucht, den Herrn in Jerusalem zu sehen wünschten, und ihm dies gemeldet wurde, sprach er die frappanten Worte, die es so ganz beurkunden, wie er den Griechischen Geist verstand: „Die Zeit ist gekommen, daß des Menschen Sohn verkläret werde. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: es sey denn, daß das Waizenkorn in die Erde falle und ersterbe, sonst bleibt es allein." Die rechte Verklärung des Lebens und der Welt mußte durch den Kreuzestod in dem Geiste der Herrlichkeit erlangt werden. Darum ist uns auch Christus unbekannt geworden nach dem Fleische, damit wir vorab seines Geistes theilhaftig werden, und durch seinen Geist gebildet werden für die Erkenntniß seiner

Erscheinung, für die Erfüllung seines Wortes: Wer mich siehet, der siehet den Vater. In diesem Gedankengange erklärt sich auch das schwierige Wort, welches der Auferstandene einst der Maria Magdalena zurief, als sie niederfallend, anbetend, seine Füße umklammern wollte: Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater! Noch war in seiner Erscheinung Irdisches, was sie nicht anbeten durfte, auszusondern durch fortgehende Verklärung, oder vielmehr, noch war in ihrer Anbetung seiner Erscheinung Irdisches, Leidenschaftliches, was nicht beschwichtigt war durch Anschauen der Gottheitfülle in Christo, was also nicht genährt werden durfte. Erst droben erscheint Christus den vollendeten Gerechten in seiner Herrlichkeit; zu seiner Kirche kommt er am Ende der Tage. Erst dann ist seine Kirche die Braut im vollen Schmucke. Dann kommt die Geistestheokratie zur Erscheinung. Bis dahin ist die vollendete Erscheinung usurpirt; jede religiöse Erscheinung muß in der Kraft des heiligen Geistes wiedergeboren, oder durch die Kritik der Weltgeschichte zerstört werden. Jede geliebte Gestalt muß einmal hingegeben werden an Gott, damit sie wieder gewonnen werde für immer. Der Moder des Todes, der furchtbare Schein der Vernichtung, der Feuerglanz des Weltendes darf uns nicht irre machen, denn nichts Heiliges wird die Verwesung sehen. Die in Christo das Leben haben, die stürzen wie Bergströme, freudebrausend selbst im Kreuzesschmerz, ihrem Ursprung zu, indem sie die Vernichtung des Eigenwillens, und den Untergang ihres Erscheinungslebens erdulden. Unser

Leben ist verborgen, und wohlgeborgen mit Christo in Gott. Dieser selige Zug, den der Mensch erfährt, daß er das Leben verliere und wiederfinde in Christo durch seinen Geist, wandelte die Dichterin an, als sie das Schauspielhaus niederbrennen sah. Er ist als Ahnung in den eigenwilligen Selbstpeinigungen der Fakire, und in den Selbstkreuzigungen der Schwärmer, so wie in dem Mönchswesen der Römischen Kirche. Daher wird jener verdammliche Eigenwille, der sich vorzeitig und nach fleischlicher, eigener Wahl ein Kreuz bereitet, damit er selber, dem doch eigentlich das Kreuz gilt, ungekreuzigt bleibe, durch die irregeleitete, hohe Ahnung beseelt, zu einer mächtigen Berauschung, zu einer Schwärmerei, die mit süßen Schauern verknüpft ist. Aber so entsteht eben die verderblichste Idololatrie von allen; die mit selbstgemachtem Kreuze, mit dem todten Holze. Lassen wir nur die Wege Gottes unsere Wege durchschneiden und aufheben, lassen wir nur seine Gedanken durch unsere Gedanken vernichtend hindurchkreuzen, in fester Glaubenszuversicht zu Christo, so werden wir wohl mit ihm begraben werden durch die Taufe in den Tod. Dann aber ruht unser Leben auch im Geiste der Herrlichkeit, nicht in der Vernichtung, und die Auferstehung des Einzelnen und aller in Gott Ruhenden macht sich leicht, so wie der Frühling aus dem Wintergrabe herrlich emporsteigt zu seiner Zeit. In der Auferstehung aber wird Gott geschaut werden in Christo von reinen Herzen, und Christus wird sich spiegeln in allen Kindern Gottes; sie werden mit ihm leuchtende Bilder

Gottes seyn. Das Leben ist erschienen! jauchzt Johannes am Anfange seines Briefes. In der Mitte des Briefes tröstet er: es ist noch nicht erschienen, was wir seyn werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich seyn werden, denn wir werden ihn sehen wie er ist. Bis dahin aber gilt sein warnendes Schlußwort: Kindlein, hütet euch vor den Idolen!

Bericht über ein pantheistisches Trifolium.*)

Es ist ohne Zweifel eine durch frühere Mittheilungen hinlänglich begründete Aufgabe dieses Blattes, die bedeutenderen literarischen Produkte des Pantheismus genau in's Auge zu fassen. Aus der zerstreuten Masse solcher Erscheinungen aber treten uns drei Werke entgegen, welche wir in mehr als einer Hinsicht betrachten dürfen als zusammenhängende Leistungen, oder als ein bedeutsames Trifolium des pantheistischen Geistes. Nicht nur eine entschiedene Geistesverwandtschaft, sondern auch die höchst wahrscheinliche Grundlage persönlicher Wechselwirkung der Verfasser bilden diesen Zusammenhang. Die geistige Einheit dieser Werke aber verzweigt sich zum Kleeblatt dadurch, daß wir in dem ersten eine pantheistische Dogmatik, in dem zweiten eine phantheistische Poesie, und in dem dritten eine phantheistische Praktik vor uns haben. Wir geben Bericht von dieser merkwürdigen literarischen Erscheinung, nämlich zuerst von Petrick's Schriften,

*) Aus der Ev. Kirchenzeitung, Jahrgang 1836.

dann von Schefer's Laienbrevier, und endlich von Semilassos Weltgang.

Johann Friedrich Petrick's, weiland Superintendenten, Consistorial-Assessors und Fürstl. Pückler-Muskauschen Hofpredigers nachgelassene Schriften. 3 Bände. Stuttgart 1834, Halbergersche Verlagshandlung.

Dieses Werk hat ungeachtet des Titels „nachgelassene Schriften" die bestimmteste Einheit; es enthält ein allseitig durchgeführtes und geschlossenes pantheistisches System. Obschon es nun bis jetzt keinen besondern Ruf erlangt hat, so scheint es uns dennoch beachtenswerth, nicht nur wegen seines Zusammenhangs mit den bereits erwähnten literarischen Notabilitäten, sondern auch wegen des hervorstechenden Charakters, der ihm selber eigen ist. Mag es wunderlich seyn und höchst schwerfällig in seinem philosophischen Ausdruck, so fehlt es ihm doch nicht an Merkzeichen und Schlaglichtern des deutschen Tiefsinns. Vielfältig bewegt es sich in dürren Terminologien mühselig fort, dann aber treten plötzlich anmuthige Parthien hervor mit poetischem Grün geschmückt, so wie etwa die Muskauschen Parkanlagen reizend und überraschend hervortreten mögen aus den Lausitzer Sandstrecken. Es ist in hohem Grade dazu geeignet, das Verhältniß des Phantheismus zum Christenthum, und sein Verhalten gegen dasselbe zu charakterisiren, da es sich selber unverholen zu dem phantheistischen Standpunkte bekennt, und

nun in dieser deklarirten Stellung auf das Entschiedenste feindselig gegen die positiven Lehren und Mysterien des Christenthums auftritt. Das Märtyrerthum, welchem sich der Verf. hingibt, ist nicht bedeutend, da seine Schriften nach seinem Tode als nachgelassene erscheinen. Der Verf. hat sein Werk nach seinem Standpunkte klar disponirt, in dem er im ersten Bande den Geist aller Religion, im zweiten den Geist des Christenthums, und im dritten den Geist der Zeit in Beziehung auf religiöse Bildung darzustellen bemüht ist.

Zuerst also beschreibt der Verf. das Wesen der Religion. „Sie bezeichnet Alles, was sich auf Erkenntniß und Verehrung Gottes bezieht. Sie ist theils Anschauung, religiöse Welt- und Lebensanschauung, theils Selbstthätigkeit, Religiösität. Im ersteren Falle sind Vernunft, im letzteren der Wille ihre Basis. Phantasie, Vernunft und Wille im weitesten Sinne bilden das Prisma, in dem sich das weiße, reine Urlicht des Göttlichen bricht, und in den zarten Gestalten des Schönen, Wahren und Guten auf Erden zur Erscheinung kommt." — Eben darum ist auch „die Frage nach dem Wesen der Religion nur eine Frage nach der Ausbildung der Idee eines Göttlichen im Gemüth des Menschen. — Dies geschieht aber so, und es entsteht also die Religion folgendermaßen: „In demselben Augenblicke, in welchem der Mensch zum Bewußtsein seiner selbst, das Reale in seinem Ich zur Selbstanschauung gelangt, schaut er sich auch an als ein Bedingtes, d. i. als ein in seinem Streben nach persönlicher Vervollkommnung, nach Befriedigung

seiner Triebe von wo anders her bestimmtes, beschränktes und begünstigtes — kurz als ein begränztes, endliches, von etwas außer ihm Vorhandenen und von ihm wesentlich Verschiedenen abhängiges Wesen. — „Nun wird sein Streben ein Streben, dieser sein Subjekt bedingenden, objektiven Potenz auf die Spur zu kommen, und diese erste dreiste Frage nach der sein thierisches Ich bedingenden Potenz, nach dem zureichenden Grunde subjektiver Bedingtheit, sie ist die erste Frage nach dem Inbegriff aller zureichenden Gründe, nach der Ursache aller Ursachen u. s. w. — Das ist die Frage nach dem Unbedingten, Einen, Absoluten, die Frage nach Gott." So kommt also der Mensch zur Religion, indem er die Instanzen erkennt, von denen er abhängig ist. Was ihm als das Bedingende seines Lebens erscheint, darin erscheint ihm das Göttliche, denn darin meint er das Unbedingte gefunden zu haben, wenn es sich auch hinterher selber wieder als ein Bedingtes kund giebt, so daß dann die Nachfrage nach Gott, nach dem letzten Grunde wieder fortgesetzt werden muß. Auf diesem Wege des Aufsteigens zu Gott verliert sich nun der Verf. in das göttliche Weltlabyrinth, und kommt zum Bekenntniß des Pantheismus mit folgenden Worten: „Indem das Bewußtseyn, suchend nach dem zureichenden Grunde subjektiver Bedingtheit, d. i. nach einem sein Subjekt bedingenden Absoluten, fortschreitet von dem Bedingten zu einem Bedingenden, von diesem wiederum zu einem höheren, mittelbaren Bedingenden in Bedingten, erweitert sich ihm das Bedingte zu einem Unendlichen in Raum und Zeit.

Unter dem Bestreben, aus dem Bedingten herauszukommen, und zu finden das Absolute, dehnt sich das Bedingte immer weiter aus, und das Ich wird gewahr, daß es ein Unendliches sey in Raum und Zeit. Da nun das Ich über Raum und Zeit nicht hinaus kann, so sieht es sich genöthigt, den zureichenden Grund subjektiver Bedingtheit, der hier als zureichender Grund aller Dinge, d. i. alles Bedingten angeschaut wird, entweder gar aufzugeben, oder in Raum und Zeit zu setzen. Nun ist das erstere unmöglich, folglich das letztere nothwendig, und so findet das philosophirende Ich, daß die Subsumtion des Realen unter die Categorie eines Absoluten als Erweiterung des das Subjekt unmittelbar Bedingenden zu einem absolut Bedingenden nichts Anderes sey, als Potenzirung des Bedingten überhaupt zu einem durch sich selbst bedingten Unbedingten. Das Ich findet also, daß das Reale entweder als ein den zureichenden Grund seines Seyns und Werdens in sich selbst Enthaltendes, als unendliche Wirkung und als unendliche Ursache zugleich Seyendes — als ein sich als Alles in Einem, und als Eins in Allem selbst Anschauendes, als ein Gott Seyendes, und als ein Gott Werdendes, alle Anschauungen mithin nur als Categorien einer unendlichen Selbstanschauung, d. i. als die — eine unendliche Analysis, und eine unendliche Synthesis in sich begreifende Selbstanschauung gedacht werden müsse, oder ohne auf die absolutesten

Widersprüche zu stoßen, gar nicht gedacht werden könne."

Der Verf. geht von der Voraussetzung aus, die Religion entstehe nicht anders als dadurch, daß der Mensch sich emporarbeite aus seiner thierischen Dumpfheit in die Regionen des Bewußtseyns. Er muß hinaufsteigen in den Himmel oder hinabfahren in die Tiefe, um sich seine Religion herbeizuschaffen. Dies ist der erste Grundirrthum, denn die Religion entsteht vielmehr dadurch, daß Gott vom Himmel herabkommt zu den Menschen, daß sie besucht werden von dem Aufgang aus der Höhe. Der Pantheist hat die Kühnheit, der Geschichte des Reiches Gottes dreist zu widersprechen, der heiligen Geschichte, nach welcher das Menschengeschlecht seinen Lebenslauf im Lichte einer göttlichen Uroffenbarung begonnen, und erst fallend und entartend aus dem reinen, paradiesischen Monotheismus in das Verderben heidnischer Polytheismen sich verloren hat. Er setzt die zarte, edelfeine Sensibilität des frischgeschaffenen Urmenschen für göttliche Einflüsse, Stimmen und Boten gleich der hornhäutigen Rohheit und Stumpfheit des allmählig unter Verhältnissen des Fluchs entarteten Wilden. Das große Nebeneinander des rohen Fetischismus, des Hellenisch verschönten Götterglaubens, des naturphilosophischen Stern- und Himmelskultus, des Monotheismus endlich macht er mit der augenscheinlichsten Fälschung der Geschichte, und Confundirung der ethnographischen Erscheinungen zu einem erkünstelten Nacheinander, worin der Mensch erst eine Pflanze anbetet, dann ein Thier,

dann zu den Menschen, zu den Sternen, zu den Kräften und himmlischen Gewalten emporsteigt. Es ist eine seltsame Chronologie, wenn ein Götzendiener in Afrika, welcher jetzt lebt, als Vorgänger Homer's, und wenn Homer wiederum als ein Vorgänger Abraham's betrachtet werden muß.

Abgesehen aber davon, daß sich der Pantheist in Widerspruch setzt mit der heiligen Schrift und mit den Thatsachen der Weltgeschichte, indem er annimmt, der Mensch komme erst auf einer langen Stufenleiter, aufsteigend von unten nach oben, zu der Erkenntniß Gottes, so ist dies auch ein Widerspruch in der Idee selber, daß sich Gott gegen den Menschen nur passiv verhalten sollte, während dieser mit schmerzenreicher Aktivität darauf aus wäre, ihn zu suchen. Nach dieser Voraussetzung ist der Mensch in seiner religiösen Richtung ein Kind, welches die Brust einer ewig schlafenden Mutter sucht, die ihrerseits keine einzige Bewegung macht, ihm Nahrung zu geben. Oder es verhält sich der göttliche Lebensgrund, auf welchem die einzelnen menschlichen Individuen beruhen, indifferent gegen diese seine edelsten Erzeugnisse, während doch die Erde die geringsten Gewächse, die sie hervorbringt, mit geheimnißvollen Springquellen aus ihrem Inneren erquickt und belebt. Aber wenn man, selbst abgesehen von der unendlich hell bewußten Persönlichkeit Gottes, in ihm nur den tiefen Lebensgrund des menschlichen Daseyns anbeten wollte, so müßte man dennoch annehmen, daß die mächtigsten religiösen Erregungen von diesem Lebensgrunde ausgehen, und den

Menschen erfassen werden. Namentlich aber darf man sich das Innerste des Menschen nicht so atheistisch von dem göttlichen Wesen geschieden denken, wie es hier wenigstens nach der pantheistischen Ansicht geschieht. Der Geist wehet wo er will; denn er ist überall den Menschenseelen nahe, obschon sie sich größtentheils in Selbstsucht ihm verschließen. Das Licht scheinet in der Finsterniß, und die Finsterniß hat es nicht begriffen. Dieses Licht aber ist der Logos, der als Lebensgrund auch noch die Verfinsterten mit seinem Scheine berührt, durch die Gemüther der Empfänglichen aber quellend hervorbricht mit Strahlen des Lichtes und des Lebens, und sich ergießt in die dunkle Welt. Der Gedanke an einen Gott, welcher sich durch seine Schöpfung nicht erschöpft hat, sondern unendlich reich ist für Alle, die ihn anrufen, führt zu der freudigen Erkenntniß seiner Offenbarung, einer Offenbarung, durch welche er sich dem rechtschaffenen Menschen mittheilt, und ihm nicht nur irdische Gaben bringt, sondern auch die himmlische der Religion. Ohne Zweifel aber muß der Mensch seinerseits wirksam seyn in der höchsten Thätigkeit seines Lebens, um in die Religion einzugehen, welche Gott ihm entgegenbringt. Nun aber fragen wir billig: erkennt er das Göttliche nur in der Categorie des Bedingenden, oder nur vermittelst seines Abhängigkeitsgefühls? Wenn der reine Urmensch in dem Säuseln der Bäume das Walten des Allgegenwärtigen innig vernehmen mußte mit einem zujauchzenden Gefühl, so könnte man fragen: wie that sich ihm denn in diesem Säuseln der Bäume das Bedin-

gende kund? Oder wie wurde durch diese zarten Spiele der göttlichen Weisheit auf dem Erdboden sein Abhängigkeitsgefühl erregt? Doch wir wollen es nicht verkennen, daß der Mensch dem göttlichen Wesen und Walten in allen seinen Erweisungen untergeben bleibt, und daß die Herrlichkeit des Herrn auch in den Strahlen der Schönheit ihn beherrscht, daß er mit seinem Schönheitssinne daran gebunden bleibt, ihr mit freier Ehrfurcht und Ergebung anbetend zu huldigen. Wenn man also die Idee des Abhängigkeitsgefühls vertieft und erweitert nach Gebühr, so wird sich auch in jeder möglichen religiösen Empfindung der Kern dieses Gefühls nachweisen lassen. Aber es ist eine ganz andere Frage diese: ob denn der Mensch wirklich nur durch die reflektirende fortschreitende Erkenntniß des ihn überwaltenden Bedingenden zu seiner Religion komme? Dies müssen wir läugnen, sowohl nach der biblischen, als nach der philosophischen Idee des Glaubens. Der Mensch kommt zu seinem Gott durch den Glauben; in dem Glauben aber steckt nicht der einseitige Philosoph, sondern der allseitige Mensch; er selber, der Glaube, ist nicht reflektirende, sondern divinirende Erkenntniß, an welcher Phantasie, Gefühl, Gesinnung und Gewissen mit der Vernunft gleichen Antheil haben. Der Glaube ist nicht eine kriechende, sondern eine fliegende Erkenntniß; ein lebendiges Vorgefühl aller Argumente, mit denen sich ein heiliges Dogma dem Gemüthe kund gibt und ein heroisches Ergreifen des Dogma in seiner religiösen Macht, bevor seine Argumente zur Entfaltung gebracht sind. Darum müssen wir das als den

zweiten Grundirrthum der Petrickschen Ansicht bezeichnen, daß er die Religion nur auf dem Wege einer solchen von dem niederen Bedingenden zu dem höheren Bedingenden fortschleichenden Reflexion läßt gefunden werden. Der entscheidende Grundirrthum aber ist der dritte, mit welchem er sich zum Pantheismus entschließt, indem er nämlich behauptet: „Unter dem Bestreben des Menschen, aus dem Bedingten herauszukommen, und zu finden das Absolute, dehnt sich das Bedingte immer weiter aus, und das Ich wird gewahr, daß es ein Unendliches sey in Raum und Zeit. Da nun das Ich über Raum und Zeit nicht hinaus kann, so sieht es sich genöthigt, den zureichenden Grund aller Dinge in Raum und Zeit zu setzen." — Daß das Ich über Raum und Zeit nicht hinaus könne, ist eine willkührliche Satzung, zu dem Zwecke gemacht, um dem Pantheismus dieses Systems zum Grundpfeiler zu dienen. Freilich ist das Ich vermittelst der Dampfschiffe, oder der Luftschiffe, oder der Fernröhre noch niemals über Raum und Zeit hinausgekommen. Aber schon das philosophirende Ich versetzt sich auf verschiedene Weise darüber hinaus, namentlich aber vermittelst der Negation. Wie vielmehr das religiöse Ich; dieses ist sich sogar bewußt, in seinem Innersten an sich schon über Raum und Zeit hinaus zu seyn. Es macht aber auch den Weg hinaus über Raum und Zeit vermittelst des Glaubens und des Gebetes, überhaupt in jeder wahrhaft religiösen Bewegung. Kann doch selbst unser Verf. nicht umhin, sich die Idee des Raumes aufzulösen in der Idee des

Unendlichen, und so die Idee der Zeit zu versenken in die Idee des Ewigen, obschon er selber auf den äußersten Vorsprüngen des Endlichen im Raume und in der Zeit nicht wagt, den Heldensprung des menschlichen Geistes vorzunehmen im Glauben, jenen Heldensprung, durch welchen man in den beseligenden Schoß des Ewigen fällt. Ihn ergreift ein Grauen vor dieser göttlichen, heiligen Tiefe, und so wirft er sich denn verzagend zurück in den Schoß der Welt, mit dem Wahne, er habe in ihr seine Gottheit gefunden. Nun aber wäre es seine Aufgabe gewesen, alle Aeußerungen des wahren Gottesglaubens, alle seine Züge in das überzeitliche und überräumliche Gottesgebiet, und alle seine Kunden aus diesem Gebiet, z. B. die Lehren von der Ewigkeit und von der Unveränderlichkeit Gottes, von der Unsterblichkeit des Menschen, von dem ewigen Leben und ähnliche, als täuschende Fiktionen darzustellen und zu erweisen. Das aber vermochte er nicht. Dieser eine pantheistische Grundirrthum, als könne das menschliche Ich über Raum und Zeit nicht hinaus, führt nun gleich den anderen herbei, nämlich die Annahme, das unendlich Bedingte und das unendlich Bedingende sey eins, das Reale sey unendliche Wirkung und unendliche Ursache zugleich, es sey Alles ein Gott Seyendes und ein Gott Werdendes in steter Selbstanschauung begriffen. Durch diese Zauberformel wird die Anschauung der großen Weltharmonie in die große pantheistische Brouille verwandelt, der große Strom des Lebens verwandelt sich in einen Alles offenbarenden, Alles verschlingenden kreisförmi-

gen Strudel, in welchem jede Persönlichkeit, jede Klarheit, jede Hoffnung untergeht, und der Menschengeist wird mit ewiger Selbstverwirrung geschlagen, indem er das Bedingte als das Unbedingte, das Unbedingte als das Bedingte, indem er die Ursache als die Wirkung und wieder umgekehrt die Wirkung als die Ursache, also Erstes als Letztes, und Letztes als Erstes anzusehen genöthigt wird. So wird er, in unauflösliche Widersprüche verstrickt, zum geheimen, holden, romantischen Wahnsinn verdammt.

Der Verf. gibt nun eine Beschreibung der pantheistischen Gottheit. Sie ist das Reale. Dieses Reale ist ein Absolutes, ein Gott Seyendes. Dieses Absolute aber ist einerseits ein sich selbst Anschauendes im Raum und Zeit, und andererseits ein Selbstthätiges in Raum und Zeit, und so ist es ein Gott Werdendes. Nachdem der Verf. vorab eine Skizze gegeben hat von der Selbstanschauung des Realen, und von der Selbstthätigkeit des Realen in aufsteigender Stufenfolge, geht er zur Ausführung dieser beiden Partien über. Mitten unter den Irrthümern dieser vorläufigen Exposition stößt man auf interessante ansprechende Einzelheiten. Schön ist das, was von der Einheit der fünf Sinne gesagt wird, namentlich von dem Uebergang der sinnlichen Anschauung in die geistige durch's Gehör; eben so die Subsumtion der mathematischen, geometrischen und arithmetischen Anschauung unter die religiöse.

Zuerst ist also von der religiösen Selbstanschauung des Realen die Rede. — „Die erste Gestalt," sagt der

Verf., „in der das Göttliche zu dem Menschen tritt, ist die Gestalt des inorganischen und organisch vegetabilischen Lebens, weil es diese Gestalt ist, in der die Außenwelt, als eine sein Subjekt zunächst und unmittelbar bedingende, objektive Potenz von ihm wahrgenommen wird. Die Quelle, die seinen Durst löscht, die Pflanze, die seinen Hunger stillt, der Baum, der ihm Schutz und Schirm gewährt, die Sonne, die ihm leuchtet, und seine Glieder erwärmt, die Luft, die ihn kühlt und erfrischt — kurz, alles im Gebiet der ihn umgebenden inorganischen und organischen Schöpfung, was auf die Befriedigung seiner beschränkten, thierisch-sinnlichen Triebe einen unmittelbaren Einfluß hat, ist ihm ein Göttliches, so lange er ein darüber hinausliegendes, höheres Bedingendes nicht kennt, und nicht bedarf." — Hierauf entwickelt der Verf. in ähnlicher Art die Entstehung der Thieranbetung, dann der Anbetung des Göttlichen in der menschlichen Gestalt, namentlich zuerst in den Kraftgestalten herkulischer Thierbändiger, und gigantischer Riesen u. s. w. Diese Vermenschlichung des Göttlichen wird nun aber auch auf die Kräfte der Natur übertragen, indem der Mensch die Natur nicht nur als das Gepräge physischer Macht, sondern auch als das Gepräge eines denkenden Verstandes, und einer Alles umfassenden Liebe erkennt. Nun also wird das Göttliche anthropomorphistisch als eine intellektuelle und sittliche Potenz angeschaut. Aber jetzt erkennt der Mensch, daß das Göttliche als ein Bedingendes auch in der höchsten Categorie seines Daseyns in Raum und Zeit

(nämlich in der menschlichen Erscheinung) immer noch ein Bedingtes sey, und daß das Absolute als solches ein über das Ich Hinausliegendes seyn müsse. Jetzt entsteht der Theismus. Aus diesem Theismus aber geht endlich der Monotheismus hervor. „Bald sitzt nur ein Einziger, der Ueberwinder Aller, auf dem Throne, als höchster Herrscher der Welt und der übrigen Götter." Mit der fortschreitenden Ausbildung des Menschlichen aber veredelt sich die Idee dieses göttlichen Alleinherrschers. „Macht, Weisheit und Güte bildet den Dreiklang göttlicher Vollkommenheit; der oberste Gott, der Herr aller Herren, der König aller Könige kann nicht gedacht werden ohne diese Prädikate. — Hier nun ist die religiöse Welt- und Lebensanschauung moralischer Universalmonarchismus. Der Universalmonarch wird endlich ein Schöpfer Himmels und der Erde — ein Allmächtiger — Allweiser — ein liebender Vater u. s. w." — Jetzt aber, sagt der Verf., ist die Trennung des Objekts und Subjekts im Realen vollendet, und nun wird das Streben des Realen nach Vergöttlichung ein Streben nach Vereinigung des ob- und subjektiven Unendlichen, ein Streben des Realen, sich selbst als absolutes Objekt in sich selbst als absolutes Subjekt zu vernichten. Das heißt: jetzt muß sich das System des Pantheismus entwickeln. Der Pantheismus entsteht nach dem Verf., indem die Sinnen- und Verstandesanschauung des Realen zur Phantasie und Vernunftanschauung potenzirt wird.

Daß dieser Stufengang der Entwickelung des religiösen Lebens keine Wahrheit habe, ist schon oben ge-

zeigt worden. Wenn diese Construktion wahr wäre, so müßte sich ein solches Nacheinander der niederen und höheren Religionsstufen bei allen Völkern nachweisen lassen; auch dürfte nirgends ein Ueberspringen einzelner Entwickelungsstufen bemerkbar werden. Zudem müßte man alle Völker auf derselben Linie des religiösen Schneckengangs von der Pflanzenvergötterung nach den Höhen des Pantheismus antreffen. Die wirkliche Religionsgeschichte aber zerreißt dieses erschlichene System der Religionsgeschichte in tausend Fetzen. Noch mehr aber müssen wir gegen die vorgegebene Nothwendigkeit eines solchen Stufengangs protestiren. Der Verf. kann auf seinem Standpunkte die biblische Idee einer heillosen Abgötterei nicht anerkennen. Nach seiner Theorie konnte der Mensch nicht umhin, zuerst in den Pflanzen, dann in den Thieren u. s. w. das Göttliche anzubeten. Da diese Vorstellung eine in der pantheistischen Betrachtungsweise herrschende, und vielfältig ausgesprochene ist, so muß vorab bemerkt werden, daß sie in einem direkten Widerspruch steht gegen die Lehre der heiligen Schrift, wie sie namentlich Paulus im ersten Capitel des Briefes an die Römer aufgestellt hat. Da heißt es von den Heiden: Sie wußten, daß ein Gott ist, und haben ihn nicht gepriesen als einen Gott, noch ihm gedanket; sondern sie sind in ihrem Dichten eitel geworden, und ihr unverständiges Herz ist verfinstert. Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden. Und haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen, und den

Vögeln, und den vierfüßigen, und den kriechenden Thieren. — Der Apostel stellt also die Idololatrie dar als einen Fluch des menschlichen Verderbens, und zeigt ihren innigen Zusammenhang mit der Sünde, indem er fortfährt: Darum hat sie auch Gott dahingegeben in ihrer Herzen Gelüste, in Unreinigkeit, zu schänden ihre eigenen Leiber an ihnen selbst. So sinkt also der Mensch von der Höhe des Monotheismus durch eine lebendige Folge von Verschuldungen unter zunehmender Verfinsterung in die Tiefen der Vielgötterei und des Götzendienstes herab. Dieser Weg des Absteigens in der religiösen Erkenntniß oder der Religionsverschlechterung auf dem Gebiete des natürlichen Menschenlebens ist wenigstens bei weitem der vorherrschende; obschon nicht zu läugnen ist, daß sich bei den Griechen und Römern eine Art des Aufsteigens in der Mythologie von der Vielgötterei zu einem philosophischen Monotheismus kund gibt. Selbst auf dem christlichen Lebensgebiet gibt es noch Erscheinungen, welche jenes allmählige Versinken des natürlichen Menschen in die Idololatrie auf eine höchst betrübende Weise offenbaren. Namentlich zeigt dies der Mariendienst in Spanien. Da streiten die Bewohner einer Stadt mit den Bewohnern einer anderen Stadt über den Vorzug ihrer Marien. Sie sagen: „Was thun wir mit eurer lumpigen Marie, u. s. w. — unsere Marie, das ist die rechte." Man bemerke die Abstufungen, welche solche Anbeter durchgemacht haben. Erst ward Maria, die verklärte Mutter Jesu, verehrt im Lichte des christlichen Gottesglaubens. Dann

ward sie schwärmerisch verehrt und weiterhin angebetet. Die Angebetete ward abgebildet, und nun verehrt im Bilde. Endlich aber kam es in Spanien dazu, daß die himmlische und eine Maria ganz vergessen ward über den verschiedenen Marienbildern, die man verehrte, so daß jede Stadt ihre besondere Marie hatte, nämlich ein gemaltes oder geschnitztes Bild, an welchem die Verehrer idololatrisch festhingen. Eben so finden wir bei den Hindus und bei den Chinesen Götzendienste, welche tief unter dem philosophischen Gehalt ihrer alten religiösen Vorstellungen stehen; sie sind immer tiefer in die Finsterniß versunken. Dieses stufenweise Herunterkommen der Heiden durch die Symbolisirung des Göttlichen zu immer schlechteren Götzendiensten hat auch Paulus in dem angeführten Spruche deutlich bezeichnet. Zuerst wird die Herrlichkeit Gottes angebetet im Bilde des vergänglichen Menschen. Dann im Bilde der Vögel, dann der vierfüßigen Thiere. Zuletzt beten sie die kriechenden Thiere und ihre Bilder an. Dieses Versinken der Heiden aber in die Tiefen der Idololatrie hat eben so wenig eine absolute Nothwendigkeit, wie die Sünde überhaupt. Nothwendig ist nur das ethische Anwachsen des Fluches der Verfinsterung, nachdem einmal die Richtung in's Arge genommen ist. Doch ist auch hier noch im Verlauf des Uebels selbst diese Nothwendigkeit keine absolute geworden, sondern der Verlauf knüpft sich fort und fort an das Maaß der Verschuldung bei den einzelnen Völkern, und es gibt Heidenvölker, die dem Segen des Monotheismus näher blei-

ben als andere, und bei denen sich das Ringen und Streben nach seinem Lichte deutlich offenbart. Die Darstellung unseres Verf. aber macht die Idololatrie zu einer unschuldigen, naiven Erscheinung der frühsten Menschenreligion, zu einer schönen und nothwendigen ersten Instanz wahrhafter Frömmigkeit, und so charakterisirt sie sich selber als Erzeugniß eines finsteren pantheistischen Fatalismus.

Der Verf. geht nun zur Darstellung der religiösen Selbstthätigkeit des Realen in Raum und Zeit über. Diese Selbstthätigkeit beginnt, indem das Streben nach Selbstvergöttlichung in dem Ich sich entwickelt. Das Streben des Ich nach persönlicher Selbstvervollkommnung ist ein Streben nach Absolutheit. Die religiöse Selbstthätigkeit ist Kultus. Zuerst ist der Mensch mit dem ihn umfangenden göttlichen Chaos auf's Allerinnigste eins vermittelst des religiösen Instinkts. Dann beginnt die erste Stufe seines Kultus — Essen und Trinken. „Wie sich der Mensch hungrig und durstig über die lockende Frucht, über die erfrischende Quelle herstürzt, und die erquickenden Gaben als etwas Göttliches genießt, und jauchzend und tanzend den Götterbaum, der ihn sättigte, die Götterquelle, die seinen Durst löschte, verläßt, so begrüßt er jauchzend und tanzend das wohlthätige Sonnenlicht, genießt seines verklärenden und erwärmenden Strahls als eines göttlichen Einflusses." Der Verf. macht, nachdem er den ersten Kultus als Essen und Trinken bezeichnet hat, die bedeutsame Parenthese: „ich kann bei dieser Wahrneh-

nehmung nicht umhin, den Leser auf die Wahrheit, daß die Extreme einander berühren, aufmerksam zu machen." — Das heißt: auch die Menschen der letzten Zeit, der höchsten pantheistischen Lebensstufe, werden essen und trinken, werden freien und sich freien lassen, und werden das als ihren Kultus bezeichnen. (s. Matth. 24, 38). — Darauf, heißt es, wird der Kultus des Menschen Thierdienst. Endlich denkt sich der Mensch die Götter menschlich, und bietet ihnen, was dem Menschen schmeichelhaft ist; so entstehen die Opfer, die Ceremonien, die Gebete, die Tempel, die heiligen Gefäße. Mit der gesellschaftlichen Ausbildung des Lebens wird der Kultus immer mannichfaltiger und schwieriger, d. i. allmählig aus einem rein natürlichen ein künstlicher, auf Traditionen, göttliche Offenbarungen gegründeter, in Tempeln eingeschlossener, von Priestern und Priesterinnen verwalteter Ceremoniendienst, d. i. Kirche. Endlich wird der Kultus ein Streben nach Gottähnlichkeit.

Der Verf. geht nun schnell zur Kritik dieser Kultusstufen über, und zeichnet ihre Licht- und Schattenseiten, wobei er es besonders auf den Alttestamentlichen Kultus abgesehen zu haben scheint. Hier leitet ihn ein finsterer, feindseliger Geist bei der Wahl seiner Worte. Er sagt: „Hier ist Gott als Nationalgott Despot, der Mensch Sklave. Herrschsucht, Stolz, Mißtrauen, Rachsucht und Grausamkeit machen hier die Grundzüge im Charakter des göttlichen Tyrannen. Der Tempel Gottes ist hier ein Pallast, sein Altar ein Thron, mit aller Pracht eines morgenländischen Luxus

ausgestattet. Darin herrscht der Tyrann gewaltsam, lieblos und furchtbar, von seinen Ministern, Günstlingen und Ceremonienmeistern umgeben. Alle religiösen Erweisungen sind hier nur Beweise der tiefsten, sklavischsten Unterwürfigkeit, die geräuschvollste Feier des Despoten die glänzendste, reichste und prächtigste Verherrlichung seiner Majestät. Hier wird das Anreden, das Bitten ein Anbeten mit allen Zeichen der tiefsten Erniedrigung vor einer äußeren, sinnlichen und bürgerlichen Größe und Machtvollkommenheit. Daher das Knien, das zur Erde Fallen rc. Die Gaben verwandeln sich hier in eigentliche bürgerliche Abgaben, in Tribut; sie werden Opfer im eigentlichsten und strengsten Sinne u. s. w. — „Doch nicht selbst darf sich der anbetende, opfernde Sklave dem Throne des Allerhöchsten nähern, und sein Angesicht schauen, weil die Erhabenheit des Tyrannen entheiligt werden würde. Daher bedarf es eines Mittlers zwischen beiden. Nur dem Vertrauten, dem Günstlinge, dem ersten Minister ist es verstattet, dem Throne zu nahen, zur Rechten des Herrn zu stehen, sein Antlitz zu schauen; nur ihm ist es erlaubt, in's Allerheiligste zu gehen." — In solcher Weise fährt der Verf. fort, in den scheußlichsten Karrikaturen den Alttestamentlichen Gottesglauben zu verunglimpfen. Der Despot, heißt es, fordere das Blut seines Feindes, seines Beleidigers, Gott wolle den Tod des Sünders auf dieser Kultusstufe, darum müsse der Sünder auf Mittel und Wege denken, den fürchterlichen Zorn seines Herrn zu stillen; so entstehe das Sündopfer. Gott werde vor=

gestellt als ein im Augenblick der Strafvollziehung im höchsten Zorne handelndes Gemüth, und müsse sich der elektrischen Flamme seines Zornes an irgend einem Gegenstande entladen, um so wiederum zur Besonnenheit zurückzukehren, darum sey für den Augenblick nichts zweckmäßiger, als die Unterschiebung eines Gegenstandes, an dem er seine erste Flamme abkühle. Sey dies nun geschehen durch das Sündopfer, dann gebe der Besänftigte im Verfolge auch der priesterlichen Fürbitte Gehör. — Hierauf skizzirt der Verf. das Christenthum. Es hat auch nach ihm seine Schattenseite, die er aber im zweiten Theile erst ausführlich darzustellen sucht. Dann geht der Kultus durch einen Theismus, der ohne äußeren sinnlichen und sinnbildlichen Gottesdienst ist, in den Pantheismus über.

Verweilen wir einen Augenblick vor dieser feindseligen Skizzirung des Alttestamentlichen Glaubens, welcher jedenfalls in der erwähnten Charakteristik gemeint, wenn auch nicht ausdrücklich genannt ist. Die Unwissenheit hat einen großen Antheil daran — eine verschuldete Unwissenheit, wie sie in Betreff des A. T. unter den Theologen dieser Zeit ziemlich verbreitet ist. Viele kennen den Gehalt der Alttestamentlichen Schriften nur in der krassen Verunstaltung, in welcher der Unglaube ihn darzustellen bemüht ist. Sie kennen im Grunde nur das böse Gerücht des A. T., und nehmen herzinnigen Antheil an der Fortbildung und Fortpflanzung der Vorurtheile dieses Gerüchts, welche sich zu einer finsteren Tradition des Unglaubens gefestigt haben. Demnach behaupten sie denn, im A. T.

wäre von einem Nationalgott die Rede, während der Herr Zebaoth nach den Propheten alle Sterne mit Namen nennt, und beherrscht, geschweige denn alle Völker. Sie geben sich ein Ansehen des philantropischen Entsetzens vor den Donnern des A. T., als ob jede Seite von Zornesblitzen erhellt wäre, und wissen nicht, wie viel zum Preise der Gnade, der Barmherzigkeit, der Gedüld und großen Güte Gottes von Moses und den Propheten gesagt wird. Sie gebährden sich spiritualistisch vornehm in ihren Voraussetzungen, das A. T. rede größtentheils nur von den sinnlichen Attributen, dem prachtvollen Kostüm des Königs aller Könige, und schmähen also das lebendige Buch von dem Allgegenwärtigen, den alle Himmel nicht einschließen, und dessen Geist mit den empfänglichen Menschengeistern in tiefen Offenbarungen sich verbindet. Sie verläumden das heilige Volk des Alten Bundes als eine servile, religiöse Sklavenschaar, hingeworfen in knechtischem Zagen vor dem Throne des donnernden Jehova, und sie sollten doch etwas wissen von den innigen Tönen des Seelenfriedens, des Gottvertrauens, der seligen Hoffnung in den Psalmen, von dem geistlichen Leben Abraham's und seiner Kinder.

Diese Gelehrten haben ein eigenes umgekehrtes A. T. in ihrem Kopfe. Sie sagen im Gegensatz gegen die göttliche Wahl: den Esau lieben wir, den Jakob hassen wir. Der König Saül ist ein Mann nach ihrem Herzen, den David aber haben sie verworfen. Joseph ist in ihren Augen ein despotischer Fürstenknecht, Samuel ein finsterer Hierarch. Und

wenn der Prophet Ezechiel im Geiste des Alten Bundes betheuert: Gott will nicht den Tod des Sünders, so imputiren sie dem A. T. dreist die entgegengesetzte Lehre. Besonders aber ist ihnen das A. T. um deswillen verhaßt, weil es hin und wieder Zeugniß gibt von dem Zorne Gottes. Hier treten sie eben so ungläubig als unwissend nicht nur der heiligen Schrift, sondern auch der Verkündigung von einem lebendigen, göttlichen Walten in der Weltgeschichte entgegen. Denn was die Schrift vom Zorne Gottes sagt, das spricht sie immerdar aus mit großen historischen Belegen. Daß eine Sündfluth über die Erde gewüthet hat, daß große Schreckenszeiten über die Völker gekommen, daß Jerusalem und der heilige Tempel ein Raub des Feuers geworden sind, daß der Glanz von Tyrus und Sidon vernichtet, daß Babel in einen Schutthaufen verwandelt worden ist, und daß das Alles verbunden gewesen ist mit großen Stürmen des Todes für zahllose Menschen, mit unsäglichem Menschenjammer: diese weltgeschichtlichen Thatsachen können doch nun einmal unsere Gegner nicht läugnen. Sie nehmen aber lieber an, hier sey überall der wüste Grimm des Chaos thätig gewesen, als der hehre Zorn Jehova's. Sie sehen lieber die dumpfen, schauerlichen Verheerungen ihres gedankenlosen Zufalls in allen diesen großen Katastrophen der Weltgeschichte, als das heilige Walten der weisen, vergeltenden Gerechtigkeit Gottes, wie sie in ihrer Art nach langen Zeiträumen der Geduld gleich den Adlern kommt über das Aas, über die höchsten Instanzen des Völkerübermuths oder großer natio-

naler Verschuldungen. Daß der Zorn Gottes nichts Anderes sey, als die innere Seite der weltkundigen Völkerkatastrophen, die hehre Poesie in dem Walten seiner Gerechtigkeit, die hohe Glorie seiner Gerichte, die lebensreiche und darum feurige Offenbarung seiner in Liebe rächenden Gerechtigkeit, und in Gerechtigkeit rettenden Liebe — davon mögen sie nichts ahnen, und lieber glauben sie an das gespenstische Hindurchschreiten des grausamen Schicksals durch die Mitternächte der Weltgeschichte, als an ein richterliches und rettendes Zürnen des Allerhöchsten. Weil sie sich aber durch knechtische Furcht und Flucht vor der Idee des göttlichen Zorns das A. T. verschließen lassen, so können sie sich auch das N. T. nicht aufschließen lassen durch die Botschaft der Gnade.

In der dritten Abtheilung des ersten Theiles beschreibt nun Petrick die pantheistische Religion. Er nennt sie: religiöse Genialität in Beziehung auf die Welt- und Lebensanschauung. Die geniale Welt- und Lebensanschauung, sagt er, ist Phantasie- und Vernunftanschauung, inwiefern ihr das Reale überhaupt gegeben ist als ein absolut Vollkommenes. — Sie ist Phantasieanschauung, inwiefern es ihr gegeben ist als ein absolut Vollkommenes in der Erscheinung; Vernunftanschauung, inwiefern es ihr gegeben ist als ein absolut Vollkommenes in Beziehung auf seinen zureichenden Grund, und in Beziehung auf den Endzweck seines Seyns. Das Absolute ist also gegeben theils als ein sinnliches, theils als ein intellektuelles, theils als ein sittliches — oder es ist ein Absolutes

in Beziehung auf Phantasie, Vernunft und Wille. Und so ist die geniale Welt- und Lebensanschauung theils eine künstlerische, theils eine philosophische, theils eine moralische, oder die Absolutheit des Realen ist theils Schönheit, theils Wahrheit, theils sittliche Güte. — Auf der Stufe des Pantheismus, sagt der Verf., auf welcher das Reale als ein Absolutes in Raum und Zeit sich selber anschaut, wird die ästhetische Welt- und Lebensanschauung eine geniale, oder eine romantische. „Wo also die Phantasie die Natur in's Wunderbare verklärt, da ist ihr in der Erscheinung ein sich offenbarendes, den Sinnen ewig verborgenes Unendliches gegeben. Eine Naturscene, eine Erscheinung ist also romantisch, inwiefern sie das ahnende Gefühl eines hinter der Erscheinung sich verbergenden Unendlichen, mir Nahen, Gegenwärtigen in meiner Seele erregt. Eine Erscheinung, die dieses Namenlose meinem innersten Gemüth vergegenwärtigt, nicht meinen Sinnen, sondern meiner Phantasie offenbart, bei deren Anblick mich ein Unsichtbares ergreift, der Schauer einer unbekannten Gegenwart mich überwältigt, der Schauer eines Göttlichen mit einem Wort, mithin der Schauer eines Wunderbaren, in seiner Absolutheit mir Unbegreiflichen, und mich deshalb in Verwunderung setzenden, ist ächt romantisch.“ Mit diesen Worten scheint uns der Verf. die Idee des Romantischen, abgesehen von dem Irrthum der pantheistischen Selbstanschauung, tief und schön bezeichnet zu haben. Dieses heidnisch religiöse Gefühl des Romantischen müßte aber in einem höheren, christlichen Sinne wiederum klassisch gebildet

werden durch die Beziehung der wunderbaren Eindrücke der hehren Erscheinungswelt auf die bestimmte christliche und heilige Gotteserkenntniß. So wie die Poesie nothwendig in ihren Stoffen romantisch seyn muß, aber klassisch sich gestalten muß durch Sinn, Maaß und reine Form, so müssen auch die religiösen Gefühle, welche das Schöne erweckt, zur Bestimmtheit und Gestaltung gebracht werden durch den Sinn des christlichen Geistes, durch das Maaß des göttlichen Gesetzes, durch die Form der Wahrheit, oder mit einem Worte durch das Wort Gottes.

Die philosophische Welt- und Lebensanschauung, sagt der Verf., besteht auf der höchsten pantheistischen Stufe darin, daß sie das Reale erkennt als Idee. Die moralische aber ist gerichtet auf den letzten Endzweck des Seyns. Hier ist der Selbstanschauung das Reale gegeben als schrankenlose Vollkommenheit. Diese Vollkommenheit ist theils absolute Freiheit, theils absolute Güte. — In diesem Capitel mußte nun natürlich das tiefe moralische Grundübel der pantheistischen Ansicht hervortreten, und dafür hat denn auch der Verf. gesorgt. Er sagt: „Alles Unvollkommene ist nur werdende Vollkommenheit, werdende Güte. Alles sinnlich Unvollkommene, d. i. alles Unangenehme, aller Schmerz mithin nur werdende Lust; alle intellektuelle Unvollkommenheit, d. i. aller Irrthum nur Wahrheit im Werden, wie alles sittliche Unvollkommene, alles Böse als solches nur werdende sittliche Güte. Es gibt und kann daher keine Sünde wider den heiligen Geist geben. – Für einen Teufel gibt's im Gebiete

des Absoluten keinen Raum." Hierauf entwickelt der Verf. unter der Ueberschrift: Absolute Nothwendigkeit, den fürchterlichsten Fatalismus. — „Mit Nothwendigkeit," sagt er, „thut der Mensch das Gute, wie das Böse." —

Wir wenden uns ab von diesem prunkenden Wahnsinn, der von der werdenden Lust im Schmerze, von der werdenden Wahrheit im Irrthum, und von der werdenden Güte im Bösen redet.

Dem Verf. aber, oder dem Pantheisten, der sich rühmt, als ein Gottwerdender zu stehen auf der Höhe des Lebens, und der von diesem Standpunkte aus nicht nur die Harmonie der Sphären hört, sondern auch die Harmonie der Götzengelage, und der in fanatischem Tumult verhallenden Wehklagen der Menschenopfer: ihm wäre wohl zuzumuthen gewesen, daß er auch den harmonischen Klang des Christenglaubens, auch des historischen Kirchenglaubens zu fassen und zu genießen gewußt hätte. Aber hier verliert er in der Beurtheilung die hohe, geniale Haltung, die Hindufeier der pantheistischen Seele, die in tiefer Gelassenheit Alles ausgeglichen sieht mit Allem, die friedselige Stimmung panegyrischer Welt- und Lebensbetrachtung. Hier wird er wild und manchmal wüst in seiner Erbitterung. O wenn er nur halb so viel Zorn ausgegossen hätte über die Götzendienste der Heiden, wie hier über die Lehre und Geschichte des Christenthums, dann dächte man vielleicht, er selber habe an die werdende Wahrheit auch in den christlichen Irrthümern von Herzen geglaubt.

Im zweiten Theile seines Werkes redet er über den Geist der christlichen Religion. Er unterscheidet hier zwischen dem Geiste des biblischen und dem Geiste des kirchlichen Christenthums. Seine Ansicht in diesem kritischen Theile seines Systems kann man als eine ultrarationalistische bezeichnen, obschon er sich, wohl mit Unrecht, hier vielfältig auf Herder beruft. Doch treten hin und wieder aus der grauen Verwüstung der rationalistischen Negation Glanzscheine des pantheistischen Positiven hervor. So sagt er z. B. in auffallender Uebereinstimmung mit Strauß in Würtemberg von dem Messiasberuf Christi: „Ich halte es für einen großen Irrthum, zu glauben, er habe den Beruf eines Messias nur auf seine eigene, d. i. überhaupt nur auf eine besondere Person, auf ein bestimmtes Individuum beschränken wollen. — — Denn seine Messiasidee ist durchaus nur eine rein sittliche, der Beruf des Messias mithin nach seinem Sinn nur ein Beruf des Menschen überhaupt; in diesem Sinne nennt er sich Menschensohn, d. i. einen reinen Menschen. — — Dies ist um so anschaulicher, je weniger das Messiasgeschäft als ein Geschäft religiöser Veredlung auf Erden ruhen darf, und je einziger das Geschäft des Genius als solches nur ein Messiasgeschäft ist, und seyn kann.“ Der Verf. ist überhaupt weit entfernt, selbst das biblische Christenthum als ein unfehlbares darzustellen, oder zu schonen. So bezeichnet er z. B. die biblische als eine jüdische Versöhnungsidee, welche für uns entweder gar keinen, oder nur einen allegorischen Sinn haben könne. Der

allegorische Sinn aber ist dieser: „Wir Alle sind gesendet, Erlöser unseres Geschlechts zu werden, Retter desselben aus der Nacht der Unwissenheit, des Irrthums und des Lasters durch Anstrengung, durch Entbehrung und Aufopferung, durch innige Liebe, durch Blut und Tod, wie Jesus Christus." — Der Verf. ist also auch ein Erlöser der Welt nach seiner Meinung, und da nun die religiöse Welt- und Lebensanschauung Christi erst eine theistische war, nicht aber eine pantheistische, eine zur genialen Vollendung sich entwickelnde (zum Pantheismus sich hinneigende), nicht aber eine vollendet geniale, so wäre wohl der Verf. Erlöser in einer höheren Categorie als Christus. Doch scheint ihn hier ein gewisses Gefühl zur Inconsequenz in seinen Abstufungen zu verleiten, um Christum möglichst hoch zu stellen. Er sagt nämlich: „Christus rückte die Religion seiner Zeit dicht an die Gränze wahrer Genialität. Ja, es ist gar sehr die Frage, ob seine eigene Welt- und Lebensanschauung nicht vollendete Genialität, d. i. Pantheismus war." „Die christliche Religion," sagt er, „ist ihrem ächten Geiste nach eine solche, die sich zur genialen zu entwickeln beginnt. — So ist wahre Genialität nur Christenthum in der höchsten Potenz."

Mit diesem Anspruch auf ein Christenthum höchster Potenz, auf einen Erlöserberuf von der besten Categorie, zieht nun der Verf. gegen das kirchliche Christenthum zu Felde. Seine Methode ist hier diese, daß er zuerst immer ein möglichst entstelltes Bild der kirchlichen Dogmen gibt, und dann mit einer Wild-

heit dagegen eifert und geifert, die nicht selten in's Pöbelhafte sich verliert. So beschreibt er zuerst das Dogma von der Offenbarung, sagt dann, es sey völlig vernunftlos, ja es sey antichristlich. Dann bekämpft er die Lehre von der Trinität, und gibt eine Menge Paragraphen erst von der „Vernunftlosigkeit," dann von dem „Antichristenthum" dieses Dogma. Dann spricht er eben so über die Lehre von der Erbsünde: sie ist ihm erstlich vernunftlos, zweitens antichristlich. Eben so kommt das Dogma von der heilsamen Gnade Gottes unter die Rubrik Antichristenthum zu stehen. Fernerhin andere Dogmen, z. B. von der heiligen Taufe, vom heiligen Abendmahl, vom Ende der Welt. — Daß der Verf. aber bei dieser radikalen Feindseligkeit gegen das kirchliche Christenthum nicht etwa blos superstitiöse Verunstaltungen der Lehre im Sinne hat, sondern die christliche Lehre selber mit verdammt, wird sich aus einer Probe ergeben. So beschreibt er das Dogma über Offenbarung folgendermaßen: „Nach den Ansichten der protestantischen Kirche wird der Begriff einer Offenbarung dahin bestimmt, daß sie eine übernatürliche, in der Vernunft des Menschen keineswegs gegründete Erkenntnißquelle des ewigen Rathschlusses der Gottheit sey. Eine Erkenntniß also, zu der der Mensch, sich selbst überlassen, auf dem Wege seiner naturgemäßen geistigen und sittlichen Ausbildung nimmermehr gelangt seyn würde. Nach ihrer Ansicht mußte die Erkenntniß des göttlichen Rathschlusses dem Menschen auf eine von der eigenen Vernunft unabhängige Weise mitgetheilt werden, sollte er sie jemals empfan-

gen. Inwiefern die heiligen Schriften nun die Bekanntmachung dieses Rathschlusses enthalten, nennt sie dieselben theopneustische, d. i. von Gott selbst eingegebene, d. i. solche Schriften, deren Verfasser nicht durch den Beistand ihrer eigenen Vernunft und Erfahrung, sondern durch den Beistand eines ihrem Gemüth völlig fremden, äußeren, magisch=theurgischen Dämons oder Geistes unterstützt, schrieben, und vermöge desselben selbst bis auf den Buchstaben unfähig waren zu irren." Man sieht hier Beides, sowohl wie der Verf. die biblische Lehre von der Inspiration selber bestreitet, als wie er gegen ihren Gehalt erboßt ist in einem solchen Maaße, daß er nicht umhin kann, sie in der krassesten Verunstaltung vorzuführen. So ergeht es aber den übrigen Dogmen auch. Hier folgt eine Philippica auf die andere. Hier wird die Inspirationslehre bezeichnet als eine Tollheit, hier wird es dem Verf. „schwer und ekelhaft über die Vernunftlosigkeit des durchaus Vernunftlosen zu reden," indem von der Trinität die Rede ist. Hier meint er die Lehre von dem Sitzen Christi zur rechten Hand Gottes zu beseitigen mit dem rohen Spaß, wenn das buchstäblich genommen werden sollte, so müßten wir ja auch Etwas annehmen, worauf und womit er sitze. Die Lehre vom Abendmahl charakterisirt er als eine Lehre von der Nothwendigkeit eines Fleischfressens und kapernaitischen Blutsaugens, und nennt sie einen gräulichen Wahnsinn. Und damit meint er nicht etwa die katholische Lehre von der Transsubstantiation, sondern die Lutherische Lehre von dem Ge-

nuß des Leibes Christi in, mit und unter dem Brodt und Weine.

Besonders bemerkenswerth scheint uns der Umstand, daß der Verf. den Gebrauch einführt, von phantheistischer Seite her die christlichen Glaubenslehren als antichristliche zu bezeichnen. Darin liegt nichts Geringeres als ein ernstes Signal des Pantheismus in seiner antichristlichen Entschiedenheit. Er will sich setzen an die Stelle des Christenthums, darum nennt er das Christenthum selber antichristlich. Der Pantheist will selber die Ehre des Messias, des Welterlösers haben, darum nennt er die kirchliche Lehre von dem Erlöser antichristlich. Mit einem Worte, dieses System ist sich in seiner consequenten Durchführung eines radikalen Gegensatzes gegen das bestehende Christenthum bewußt, und hier ist er bereits ausgesprochen. So wie sich aber ein Kronprätendent oder Gegenkönig nicht selber Gegenkönig nennt, sondern den rechtmäßigen Fürsten als seinen Gegenkönig bezeichnet, so liegt es auch in der Natur des antichristlichen Wesens, daß es auftritt mit dem Anspruch, ein Christenthum zu seyn von der höchsten Potenz, und mit dem lästernden Vorwurf, die Kirche Christi trage in ihren Bekenntnissen das Brandmark der Antichristlichkeit an der Stirne. Nun aber beschuldige man uns auch nicht der Lieblosigkeit, der Uebertreibung, der apokalyptischen Ausdrucksweise, wenn wir die Schmähung auf den Gegner zurückwerfen, und seiner deklarirten Richtung als einer antichristlichen entschieden entgegentreten.

In der Lehre von der Unsterblichkeit ist der Verf.

nicht eines Sinnes mit andern Pantheisten unserer Zeit. Er läßt eine gewisse Unsterblichkeit gelten, welche freilich von der seltsamsten Art ist. Der Verf. gibt nämlich zu verstehen, daß nach dem Tode die Vereinigung mehrerer Ichs nothwendig seyn dürfte, um ein Ich in höherer, dem Unbedingten näherer Potenz zu constituiren; nur durch die Verschmelzung mehrerer Individuen möchte ein erweitertes jenseitiges Ich können zu Stande kommen. Er sagt, für eine solche geistige Vereinigung spreche auch unverkennbar die geistige und sittliche Sympathie der Individuen. „Daher kommt's vielleicht, daß, wenn edle Geister auf Erden einander zum ersten Male begegnen, es ihnen scheint, als hätten sie einander längst gekannt, und als wäre ihr Erkennen nur ein Wiedererkennen. Eine heilige Magie umschlingt sie, und läßt sie ahnen, daß sie dereinst in einer anderen Welt Eins seyn werden." Was den Verf. verhindert hat, dem Ich jenen bekannten Trost der pantheistischen Religion zu geben, daß es durch den Tod unmittelbar in die Lebensfluth des Absoluten hinabtauchen, und sich in seliger Auflösung mit dem All wieder vereinigen werde, darüber mögen wir nicht grübeln. Ein gewisses Behagen an dem speciellen Fortexistiren scheint ihn von diesem **Salto mortale** zurückgehalten zu haben. Doch ist ihm natürlich die biblische und kirchliche Unsterblichkeitslehre zu ordinär, darum stiftet er diese abentheuerliche Hoffnung, daß jeder Einzelne wenigstens in Compagnie mit Mehreren jenseits noch eine Zeit lang fortdauern werde in einer besondern Individualität. Dabei mag sich einstweilen

das vor der Auflösung schauernde Ich beruhigen: es wird sich jenseits in einem Menschenknäuel wiederfinden, der eine höhere Ichheit bildet. Vielleicht ist diese Hoffnung in den Indischen, pantheistischen, vielköpfigen, vielgliederigen Götter- oder Menschenbildern bereits abgebildet? Wie reizend müssen diese Monstra der hier beschriebenen pantheistischen Hoffnung als Bilder der Unsterblichkeit erscheinen! Was erwählt man nicht für Ungeheuer und Fratzen, wenn man an den herrlichen reinen Bildern der christlichen Hoffnung einmal durchaus vorbei will!

Die christliche Eschatologie mit ihrer Lehre von der Vergeltung, namentlich von der Hölle, ist dem Verf. ein wahrer Gräuel, da nach seiner Voraussetzung der Mensch nicht eigentlich sündigen kann, und der Tod an sich den Menschen verübersinnlicht, d. h. über die Geneigtheit, gewissenlos zu handeln, und über die Gefahr, Gewissensbisse zu fühlen, erhebt. Er setzt an die Stelle der christlichen Eschatologie seine Erwartung, daß sich zuerst die Menschen auf Erden vergöttlichen werden in religiöser Genialität, daß hierauf das Menschengeschlecht aussterben werde aus Mangel an Kraft und Trieb zur Fortpflanzung, und daß dann endlich die Erde sich auf die Sonne stürzen werde, um sich mit ihr zu vereinigen. Auch hier wieder erwählt der Pantheist lieber das Abentheuerlichste, als die christliche Wahrheit, lieber das Unwahrscheinlichste, als die Wahrheit, lieber einen krassen, radikalen, chaotischen Weltuntergang, als das weltverjüngende, weltverklärende christliche Weltende.

Der Verf. räumt der Kritik der kirchlichen Lehre über das christlich Wunderbare einen weiten Raum ein. Hier wie überall, wo er als Theologe verfährt, zeigt er, daß es ihm fehlt an reiner Erkenntniß und Auffassung der kirchlichen Lehre und des Inhalts der Schrift. Er verschmäht es nicht, alle Wendungen und Künste der Sophistik zu benutzen, um seine Resultate zu gewinnen. Bald soll Jesus etwas Anderes gelehrt haben als seine Apostel, bald soll sein Ausspruch nur eine Folge seiner Accommodation seyn; bald weist der Verf. eine Erzählung mit der Erklärung reiner Unwissenheit zurück, sie stehe nicht im Urevangelium; bald nimmt er auch seine Zuflucht dazu, ein Wunder natürlich zu erklären. Mit einem Worte, die verschiedensten und entgegengesetztesten Methoden schlechter Rationalisterei finden sich hier alle vereinigt, und der Verf. unterscheidet sich nur von den radikalsten Rationalisten dadurch, daß er den Tempel, den er kritisch zerstört hat, eben so wie Strauß pantheistisch wieder aufzubauen vorgibt, hier nämlich so, indem er das Natürliche selbst als das ächte Wunderbare darstellt. Schon der Hebräer selbst, sagt er, habe keinen andern Wunderbegriff gehabt als diesen, in den natürlichen, namentlich bedeutsamen Erscheinungen selbst das Wunderbare und Göttliche zu sehen. Besonders aber gilt ihm das von Jesu, dem er hier, im Widerspruche mit früheren Darstellungen, einen Standpunkt anweist auf dem „Riesengebirge" des Phantasie- und Vernunftglaubens, also auf der Stufe der Genialität. „Die Natur," heißt es hier, „war ihm ein Göttliches auch

in der Erscheinung, d. i. sinnlich anschauliche Offenbarung eines Absoluten. Ein Blick wie der seinige konnte in ihr nichts Anderes sehen, als einen heiligen Schleier um die Sonne des Absoluten, Göttlichen. Vor seiner Phantasie (denn seine Anschauung der Erscheinung war Phantasieanschauung im eigentlichsten Sinne) verklärte sich die Welt als Schönheit in der höchsten Potenz, d. i. als eine romantische, d. i. als Gestalt eines, den Sinnen nicht gegebenen Absoluten, Göttlichen. Ein romantisches Gedicht lag sie vor ihm, die heilige Erde mit dem sie überbreitenden Himmel voll Sonnen und Sternen; eine himmlische Lyra, vom Hauche des Unendlichen gerührt, säuselte um sein Ohr; als hohe, heilige Symbole einer übersinnlichen Welt, eines den Sinnen verhüllten, schrankenlosen Daseyns gingen ihre großen Gestalten an seinen Sinnen vorüber. Liebend und selig fühlte er das Herz der ganzen Schöpfung an dem seinigen schlagen, und sein Denken, Fühlen, Träumen, Sehnen, Ahnen und Hoffen ganz harmonisch mit den Klängen der großen Natur über das bedingte Leben der Zeit hinüber zu den Paradiesesgebirgen der ewigen Freiheit. Wie seine Welt- und Lebensanschauung eine wahrhaft poetisch-romantische war, so war sie auch eine hohe, ächt tragische, wie seine gesammte Selbstthätigkeit. Vernichtend das Bedingte im Unbedingten, war sein Streben Lösung der beengenden Schranken mit dem eigenen Blute, und als solches wahrhaft ein geniales Streben nach Selbstvernichtung, d. i. nach Selbstvergöttlichung. Durch Thäler des Todes sah er das Leben ziehen, und einen

Phönix sich neu erheben aus seiner Asche, und sich emporheben zur Vergöttlichung u. s. w." — „Und so war und ist er uns in seinem Daseyn und Wirken, in seinem Schauen, Lieben, Dulden und Vollenden selbst ein Wunder in der höchsten Potenz, ein romantisch-tragischer Heros, sein Leben ein romantisch-tragisches Epos, insofern sich uns in seiner Person und in seinem Leben überall die Idee eines Absoluten, eines Göttlichen in der in Raum und Zeit möglichst höchsten Potenz verklärt, was durch die romantische Zeitenferne durch den Paradiesesschein des Morgenlandes, und durch das Fortwirken seines Genius auf die Geschlechter der Menschen durch Jahrhunderte noch zarter verklärt wird." —

Trotz diesem pantheistischen Hymnus auf Christum will ihn der Verf. nicht im mindesten für einen eigentlichen Wunderthäter gelten lassen. Zuerst redet er von den Wundern, welche an der Person Christi geschehen sind. Er beseitigt sie auf allerlei Art; die Auferstehung z. B. wie gewöhnlich durch die Hypothese vom Scheintod. Die buchstäbliche Auffassung der Himmelfahrt bestreitet er schließlich mit einem buchstäblichen Pfui! Dieses Pfui wendet er überhaupt mehrmals als ein schlagendes Kraftwort an, obschon es eigentlich für den Pantheisten kein Pfui geben sollte, sondern nur zu guter Letzt bei dem Untergang seiner Persönlichkeit oder seines Systems ein fui — fuimus Troes, fuit Ilium. Die von Jesu vollbrachten Wunder klassificirt er in drei Arten, erstlich in ärztliche Heilungen, welche nämlich durch Anwendung ärztlicher Mittel bewirkt

worden seyen, zweitens in Glaubenswunder, welche Jesus durch magnetische Mittel vollbracht habe, drittens in solche, welche als Folge von einem günstigen Zusammentreffen der Umstände zu betrachten seyen. Für die Bedeutung der magnetischen Heilungen gibt er dem Leser eine ausführliche Theorie, welche wohl für die Betrachtung des Magnetismus manches Brauchbare enthalten möchte. Mit dem Zusammentreffen der günstigen Umstände sucht er diejenigen Wunder zu vernichten, die er unter den beiden ersten Rubriken nicht begraben kann. So ist ihm z. B. die Verwandlung des Wassers in Wein zu Cana ein unschuldiger, höchst bedeutsamer Scherz Jesu, bei welcher Gelegenheit er mit großer Frechheit redet gegen die buchstäbliche Auffassung, Jesus solle Wasser in Wein „verhext" haben. Lazarus soll nach seiner Annahme auch nur scheintodt gewesen seyn. Bei diesem ganzen kritischen Verfahren schiebt er der kirchlichen Lehre die Voraussetzung unter, das Wunder sey als ein absolut übernatürliches oder als widernatürliches zu fassen. Der christliche Begriff des Wunders beruht aber auf einer festen Basis, nämlich auf der Glaubensgewißheit, daß es eine neue Welt gibt in der alten, oder mit andern Worten, daß die alte Welt verwandlungsfähig, verklärungsfähig ist unter der Herrschaft des neuen Menschen, daß es demzufolge auch latente, höhere Naturgesetze gibt in den niederen, welche die gewöhnliche Erscheinungswelt bilden, darauf ferner, daß die Anlage eines zweiten Lebens vorhanden ist im ersten Menschenleben, und endlich darauf, daß der lebendige Gott in der Welt allgegen-

wärtig wirksam und frei, durch keine Gesetzmäßigkeit der Natur in seinen neueren und höheren Offenbarungen gebunden ist. Hier ist der Punkt, wo der Christ dem Pantheisten die Verwandtschaft mit dem Atheismus zum Vorwurf machen kann, und wo er sich rühmen dürfte, pantheistischer zu seyn als jener, wenn dies nicht ein zu gewagtes Paradoxon wäre. —

In dem dritten Theile seiner Schriften redet Petrick über den Geist der Zeit in Beziehung auf Religion. Hier fragt er zuerst: Welch ein Geist ist der Geist unserer Zeit in Beziehung auf Religion im Allgemeinen? Zweitens: In welchem Verhältniß steht sein Streben zu dem, was wir religiöse Bildung in der höchsten Potenz, religiöse Genialität nennen? Nun macht er dem Geiste unserer Zeit den Vorwurf, daß er ein Geist kirchlich religiöser Gleichgültigkeit, Geringschätzung und Verachtung, ein Geist des empörendsten Unglaubens, der freventlichsten und himmelschreiendsten Irreligiosität sey. Dies führt er in einer sehr lebhaften Schilderung aus, wobei besonders die auch in's Volk gedrungene Verachtung der Orthodoxie und des Bibelglaubens, die Kirchenscheu, und die Sonntagsentheiligung durch Arbeiten und Schwelgereien zur Sprache kommen. Dies ist aber nur der erste Vorwurf, den er dem Zeitgeiste macht; der andere besteht darin, daß nicht nur „Kinder des Pöbels, sondern selbst poetisch-philosophische Gemüther u. s. w. die grünen Auen des Protestantismus verlassen, und den wahren Lebens- und Jakobsbrunnen unter den Hallen der Katholischen Kirche suchen.“ Aber sehr bald lenkt der Verf. mit

seinen Beschuldigungen ein, und wenigstens verwandelt sich der gegen den Zeitgeist selber ausgesprochene Tadel in ein glänzendes Lob. „Alle hier dargelegten Thatsachen," sagt er, „nämlich jener verurtheilte Unglaube, jene Geringschätzung des bestehenden Bibel-, Christen- und Kirchenthums, was bezeichnen sie Anderes, als das Bestreben des Zeitgeistes, die Religion auf Vernunft und Natur zurückzuführen?" — „Es ist ein Streben, die religiöse Welt- und Lebensanschauung zu einer philosophischen zu potenziren." — „Die Absicht des Zeitgeistes ist gut, und er erscheint gleichgültig gegen die bestehende christliche Religion aus Religion, und er wendet sich von ihr aus Sehnsucht nach einer besseren." So, sagt er, gebe sich auch in den gezeichneten Männern, welche ein mißverstandener Drang wieder unter die Gewalt des zerfallenden Pantoffels (des Papstthums) hingeworfen habe, das Streben kund, die religiöse Welt- und Lebensanschauung zu einer poetischen zu potenziren. Der eine Trieb also, der sich im Indifferentismus kund gibt, sucht die philosophische Lebensanschauung, der andere, der sich zum Katholischwerden verirrt, sucht die poetische Lebensanschauung, beide also suchen die Stufe der religiösen Genialität, der pantheistischen Religion.

So erscheinen also unsere Indifferentisten und Irreligiösen als Bahnbrecher für eine bessere Religion, obschon auch der Verf. zugibt, es könne der Beweggründe, Bibel-, Christen- und Kirchenthum zu verachten, eine unendliche Menge geben, die mit Philosophie nicht das Geringste gemein haben. Der Zeit-

geist aber ist vollends nach dieser Darstellung ein Engel des Lichts, und man begreift nicht, warum ihm der Verf. früher etwas „Himmelschreiendes" zur Last legen konnte. Aber der Zeitgeist hat sich seit der Schriftstellerei des Verf. deutlicher erklärt über die Religion, die er sucht. Er hat es deutlich ausgesprochen, daß er das Christenthum nicht reformiren, sondern abschaffen wolle. Und wie viele Kinder des Zeitgeistes legen nicht bei jeder Gelegenheit ihres Herzens Meinung deutlich genug an den Tag, nämlich die radikale Absicht, daß sie das Christenthum abschaffen wollen. Vielleicht giebt es auch unter den Indifferentisten wohl noch solche, die sich nach schöneren und freieren Entfaltungen des kirchlichen und individuellen Christenlebens sehnen mögen; obwohl die ächten Leidtragenden über den traurigen Zustand des kirchlichen und christlichen Lebens sich unmöglich draußen als Verächter, sondern nur innerhalb als Beter und Arbeiter finden können. In dem Sinne aber, wie auch das Uebel ein Segen für die Kirche ist unter dem Walten des Herrn, und wie auch das unchristliche und antichristliche Wesen dem Christenthum förderlich werden muß, wird auch der Indifferentismus und die Unkirchlichkeit insbesondere der Kirche dienen, und sie nöthigen, höhere Stufen der theologischen, der kirchlichen, der liturgischen, der christlich gläubigen und christlich werkthätigen Bildung zu erstreben.

Endlich skizzirt der Verf. die zur Befriedigung des Reformationsbedürfnisses zu ergreifenden Maaßregeln. „Diese Reformation,"

sagt er, „hat es theils nur mit vollständiger Reinigung des kirchlich-christlichen Lehrbegriffs zu thun, theils mit Läuterung und Erweiterung des kirchlich-christlichen Kultus zu wahrer Religiosität." Zuerst fordert er eine Reinigung der kirchlich-christlichen Symbolik von Allem, was nach „„Uebernatur und nach Uebervernunft schmeckt."" Die auf solche Art neu entstehenden pantheistischen Glaubensbekenntnisse müssen vollkommene kirchliche Auctorität bekommen. Dann soll eine neue Bibelübersetzung gemacht und die Bibel eingetheilt werden in Cursus, wovon jeder seinen begleitenden Commentar bekommt. Diese Bibel darf dann in keiner Familie fehlen. Drittens soll der Religionsunterricht verbessert werden. Das Ziel desselben ist natürlich poetisch-philosophisch-moralische Genialität. Zu diesem Gipfel gelangt aber der Mensch nur in einer bestimmten Reihe von Abstufungen. Wir dachten daher, der Verf. werde feststellen, der Religionsunterricht müsse mit seinen Zöglingen durch die Pflanzen- und Thieranbetung allmählig emporsteigen, um so durch das Heidenthum, Judenthum und Christenthum mit ihnen endlich auf dem Gipfel des Pantheismus anzukommen; allein diesen Grad von Consequenz hat er nicht bewiesen. Er giebt eine Abstufung an von dem sinnlichen zum verständigen, und von diesem zum vernünftigen Leben. Die Ausbildung zur vollendeten Genialität gehört für die Universitäten; nur soll auf allen Stufen die Tendenz zu diesem Ziel festgehalten werden. Die Schule soll besucht werden bis zur Zeit der Entwickelung des Geschlechtstriebes. Dann soll

die Katechismuslehre beginnen und bis zur Verheirathung sollen die Jünglinge und Jungfrauen daran Theil nehmen. Daran schließt sich der Religionsunterricht auf der Kanzel. Der Kirchenbesuch soll Zwang seyn. Und in der Kirche soll man die Leute nicht nur zu Hörern des Wortes machen, sondern auch zu Thätern. Die Sonntage müssen verwandelt werden in schwere Werkeltage dadurch, daß man das Volk zwingt zur Erfüllung seiner übernommenen christlichen Verbindlichkeiten. Auch in diesem phantheistischen System liegt also der Trieb zu einem weltförmigen aber gewaltigen Papstthum, eben so wie im St. Simonismus. Und wie weit geht dieses Petricksche Papstthum über das Römische hinaus, da es nicht nur den entschiedensten Kirchenzwang, sondern auch den moralischen und religiösen Thatzwang einführen will! Man hat diesen Keim in einer neuen furchtbaren Hierarchie, wie er sich bereits in dem Embryo der pantheistischen Weltreligion zeigt, sehr wohl zu beachten.

Nun sollen aber auch alle Staatshandlungen liturgische oder kirchliche werden, denn der Staat soll Kirche werden. Alle Aeußerungen der Staatsthätigkeit muß man in Religionshandlungen verwandeln, z. B. alle Staatsfeste, oder alle Wirksamkeit der Polizeien, der Magistrate u. s. w. Dagegen müssen im Staate selbst noch alle bürgerlichen Einrichtungen abgeschafft werden, welche jener höheren Bestimmung des Staats widersprechen. Der Verf. eifert hier sehr nachdrücklich gegen das Institut der Accise, und gegen die Militärisirung des Staats. Doch erreicht er hier die Höhe

des St. Simonistischen Pantheismus nicht, der seine Losung: ewiger Völkerfriede! weit entschiedener ausgesprochen hat. Auch bleibt er in seinem positiven Theile hinter demselben zurück, nämlich in den Vorschlägen, wie alles Staats- und Gesellschaftsleben zur Religion müsse erhoben werden. — Möge nun aber die Christengemeinde nicht darin zurückbleiben, diesen phantheistischen Reformationsversuchen gegenüber das wahre Bild eines christlich geheiligten Staats- und Weltlebens siegreich zu entfalten, durch Wort und That alle Institute des Lebens und alle Funktionen der Gesellschaft dem Herrn zu weihen, und darnach zu trachten, daß Alles, was im Großen und Kleinen geschieht, ein lebendiger und vernünftiger Gottesdienst im christlichen Geiste werde, und andererseits eben sowohl mit Ernst und Weisheit Alles zu bekämpfen, was der Entfaltung des Reiches Gottes im Wege steht; namentlich auch die Neutestamentliche Friedenslosung mit Alles duldender, Alles hoffender und Alles besiegender Liebe zu verkündigen.

Laienbrevier von Leopold Schefer. Erstes Halbjahr. Berlin, Verlag von Veit und Comp. 1834. — Zweites Halbjahr 1835.

Der Dichter Leopold Schefer hat der Welt ein Laienbrevier zum Geschenk gemacht. Und die Welt hat sich nicht abschrecken lassen durch den scheinbar finsteren Titel; sie hat das Werk mit begeistertem Dank

aufgenommen, obschon es gewidmet war den Laien, und diesen Laien als Brevier. Ohne Zweifel aber wußte sie zum voraus, wie es mit der Ankündigung gemeint war, daß ihr nicht ein vergelbtes, mönchisches, beräuchertes Gebetbuch, sondern ein rosenrothes, frühlingsduftiges Werk weltfrommer Poesie sollte zu Theil werden. Das Brevier ist eingeführt worden und aufgenommen von vielen Seelen als das Buch ihres Glaubens, ihrer Liebe, ihrer Hoffnung: damit hat denn das neue Weltpriesterthum, der geniale Geisteskultus im großen, schönen Welt-Pantheon begonnen. Mit einem anmuthigen Scherz über das begrabene Zeitalter der eigentlichen Breviere wurde die Zeit der neuen Andacht eingeleitet.

Man muß es innig bedauern, daß Schefer's Laienbrevier in die Reihe der entschieden pantheistischen Schriften gehört; daß es eine Probe davon abgibt, wie reizend und bezaubernd der Pantheismus wirken kann in dem Gewande, das ihm so besonders wohl steht, im Gewande der Poesie. Denn es ist dieses Werk die Frucht eines sehr bedeutenden Tiefsinns, das Erzeugniß einer wahrhaft hindogermanischen Geisteskraft. Mit dieser bedeutenden philosophischen Gabe des Verfassers ist aber eine große Innigkeit des Gemüthes, und Sinnigkeit der Phantasie verbunden. Daher ist er wie Schiller ein philosophischer Dichter; seine Gedanken verwandeln sich in Anschauungen, und hinwiederum seine Empfindungen entfalten sich in Reflexionen. Schiller hat freilich eine viel größere lyrische und ethische Kraft. Der Verf. hatte sich allerdings

innerhalb dieses Werkes einmal an eine monotone Jambenform gebunden, wie sie sich auch für die vorherrschende, ruhige Betrachtung sehr wohl eignet. Aber auch in diesen Schranken noch hätte sich der lyrische Geist viel bedeutender erheben können, wenn er überhaupt in dem Schillerschen Maaße wäre da gewesen. Wie mächtig und wie leicht kann sich Schiller's Gemüth von dem ruhigen Fortschritt der Betrachtung in der Jambenform erheben zu den lebhaftesten lyrischen Ergüssen in geflügelten Versmaaßen. Diese rhythmischen Modulationen, diese Schwingungen des geflügelten Seelenlebens treten bei dem Verf. sehr zurück. Und schon deshalb darf man keine Psalmen, keine Hymnen oder gar Dithyramben bei ihm suchen. Wohl mag sich aber auch hier schon eine Schuld des Pantheismus offenbaren. Der Verf. sagt gleich im ersten Gedicht:

„Wie mischen die Gefühle sich im Herzen
Zum schönen Ebenmaaß und Götterruhm!
Der Geist des schönen Alls ist mir geworden,
Von Freud' nnd Schmerz gleich fern steh' ich bereit,
Was auch das Leben bringt, recht zu empfangen."

Wenn man alle Farben durcheinandermischt, so entsteht ein unerquickliches Grau; nicht glücklicher möchte das Ergebniß einer solchen Mischung aller Gefühle seyn. Diese Neigung aber entsteht dem Verf. daher, weil er in allen Welterscheinungen etwas Mährchenhaftes erblickt, wie wir später sehen werden. Die Mährchennatur des Lebens läßt das Herz nicht kommen zu den hohen, brennenden Momenten, in denen Psalmen und Hymnen reif werden, und nicht zu dem Todesernst,

der sich in tief elegischen Klagen aushaucht. Auch daran ferner kann der Pantheismus des Verf. mitbetheiligt seyn, daß er nicht die ethische Kraft entfaltet, welche der philosophischen Dichtung Schiller's eigen ist. Ihm nämlich ist die menschliche Freiheit zu sehr in der Nothwendigkeit untergegangen. Schiller konnte darum so ergreifende Tragödien dichten, weil seine Muse nur die größere Hälfte der Schuld seiner Helden den Unglückssternen, d. h. versuchenden Lebensverhängnissen zuschob. Wer aber, wie der Pantheist, die ganze Last der Schuld eines Menschen seinen Sternen zuschiebt, dem fehlt der ethische und darum der epische und tragische Genius. Er läuft Gefahr, im fünften Akt seiner Tragödien durch einen lustigen Dämon des großen Weltspiels die welternste Katastrophe in eine spöttische Karrikatur zu verwandeln. Wir würden jedoch dem Verf. Unrecht thun, wenn wir seiner Dichtung den sittlichen Ernst überhaupt absprechen wollten. Derselbe tritt im Gegentheil in seinem Werke überall hervor, und bildet die schöne Inconsequenz seines Systems, so wie er ihn von den profanen Pantheisten, welche das Fleisch anbeten, unterscheidet. Nur hat dieser sittliche Ernst mehr nur einen individuellen Charakter, keine epische Größe, keine Basis in der Erkenntniß des großen Kampfes zwischen Licht und Finsterniß in der Welt. Und das eben verdankt er seinem System, welches zwar viel von Göttern redet, aber die sittlichen Heroen der Weltgeschichte eben so wenig wie ihre Ungeheuer zu würdigen im Stande ist, und weder von einem Fallen schauerlicher Art, noch von

einem Aufstehen feierlicher Art unter den Menschenkindern zeugen mag. — Andererseits scheint uns der Verf. über Schiller'n zu stehen; nämlich was die Kraft des Tiefsinns, die originelle Frische seiner Gedanken, die wunderbare Neuheit seiner Anschauungen, die gedrängte Fülle und Sinnigkeit seiner Geistesäußerungen, so wie die Zartheit und schlichte Einfalt seiner Poesie anlangt. Aber auch an diesem Lobe hat der Pantheismus seinen Antheil; denn an Tiefe und poetischem Zauber ist er weit erhaben über das Kantische System, welchem Schiller huldigte.

Außerdem ist dem Verf. unverkennbar ein frommer Sinn gegeben, der sich durch den Anblick alles Göttlichen in der Welt nährt und stärkt, und den zerstörenden Consequenzen des radikalen Pantheismus einen starken Widerhalt leistet. Die Frömmigkeit des Verf., wie sie sich in dem Laienbrevier ausspricht, hat einen starken Ausdruck der Wahrheit, einen Hauch der inneren Erfahrung, den eigenthümlichen Ton, worin sich treuer Herzensernst kund gibt. Darum darf man hoffen, daß sich von diesem sittlichen und religiösen Lebensgrunde aus sein System reformiren werde. Und vor dieser Hoffnung möge denn die Befürchtung zurücktreten, die Consequenzen des Pantheismus möchten den trefflichen Dichter, dessen Gaben nach ihrem poetischen Werthe eine Ehre der Deutschen Muse sind, zu den verderblichen Grundsätzen der Heineschen Schule fortreißen. Wie viel gewaltiger, erhabener, reicher und ergreifender würden die Gaben eines so ausgezeichneten Talents seyn, wenn sie nicht pantheistisch von dem

göttlichen Wetterleuchten der Welt, sondern christlich von dem göttlichen Lichte der Welt Zeugniß gäben.

Das Laienbrevier ist in zwei Halbjahre getrennt; jedes der beiden Halbjahre ist in seine sechs Monate eingetheilt, und für jeden Tag der einzelnen Monate findet der Leser eine Betrachtung. Auch für den Schalttag ist gesorgt. Daß in diesen Betrachtungen nur die Jahreszeiten durchscheinen, nicht aber die festlichen Zeiten des Kirchenjahres, läßt sich leicht denken. Obwohl in der Reihenfolge der Betrachtungen etliche unbedeutende mitunter laufen, so ist ihre Zahl doch sehr gering, und die wahrhaft prägnanten Stücke folgen sich mit so geringer Unterbrechung durch das ganze Buch, daß ein anerkennender Referent in große Verlegenheit kommen kann, wenn er Einzelnes als Probe hervorheben will. Manche dieser Betrachtungen sind überaus ansprechend; nämlich solche, die aus einem schlichten Gefühl der göttlichen Allgegenwart oder der Gottesweihe in der Schöpfung, aus dem Liebes- und Friedenshauch der als unaussprechlich nah empfundenen Gottheit, und aus der religiösen und sittlichen Stimmung, welche ein solches Empfinden zur Folge hat, entsprungen sind. Wir möchten diese einzelnen Gedichte als solche bezeichnen, welche von der Lichtseite des Pantheismus herrühren, wenn dieser Ausdruck nicht zu mißverständlich wäre. Sie sind nämlich vielmehr die Früchte einer innigen Empfindung des nahen Göttlichen, die sich als aufleuchtender Theismus dem Strudel des Pantheismus in naiver Inconsequenz mehr oder weniger entzogen hat. Solche Goldfrüchte feiernder

Andacht oder mahnender Weisheit sind aus dem Laienbrevier bereits in manche Sammlungen auserlesener Poesien übergegangen. Zu dieser Gattung zählen wir Gedichte wie die folgenden:

Januar XV.

„Die Sterne wandeln ihre Riesenbahn
Geheim herauf, vorüber und hinab,
Und Göttliches vollbringt indeß der Gott
Auf ihren Silberscheiben so geheim! u. s. w.

Hier weiß der Verf. aus der heiligen Sabbathstille der Schöpfung eine Mahnung abzuleiten gegen den Ehrgeiz. Eben so tiefsinnig entnimmt er aus dem Naturleben eine Anschauung, welche den Neid richtet:

Februar IX.

Beneidest du den Tropfen Thau dem Veilchen?
Beneidest du dem Tropfen Thau die Sonne,
Die bunt darin sich spiegelt? und der Biene
Das purpursammtne, süße Distelhaupt,
Das sie mit Kunst und Fleiß und Müh beschwebt? —
Du thust das nicht! — Wohlan, so thu das Gleiche
Dem Menschen: gönn' ihm Alles! Nichts beneid' ihm! u. s. w.

Der Verf. kommt oft darauf zurück, in seinen Lesern das stille Festgefühl zu erwecken, welches unserem Wohnen im Schöpfungstempel, den eine ewige Sonntagsherrlichkeit erfüllt, gemäß ist. So auch in der folgenden Betrachtung:

Mai XV.

Halt deine Tage ja nicht für so wenig,
Weil sie dir gar so einfach, so verschwiegen,
So ungekannt verlaufen. Kennst du

Sie doch! Erkenne sie, laß sie im Herzen
Und Geiste dir sie recht lebendig glühen.
Du wohnest auf dem Grund der alten Welt,
Am alten Webstuhl sitzest du, und hältst
Das volle Webschiff jetzt in deiner Hand;
Die fernen Berge senden dir die Bäche,
Den Fluß zu, der dir deine Wiesen wässert; u. s. w.

In der folgenden Betrachtung wird das mystisch-tiefe, fürstliche Verhältniß des Menschen zur Natur in Uebereinstimmung mit den tiefen Andeutungen des Wortes Gottes — mit Ausnahme einer Abweichung — mit sehr schönen Zügen dargestellt:

August X.

Ein Jeder ist sich selbst der größte Feind
Und lebt erst glücklich, wenn er den versöhnt.
Und ist ein Jeder erst sein eigner Freund,
Erkennt, versteht er recht, der auch zu seyn,
Dann kennt er keinen Feind da draußen mehr,
Selbst nicht sein eignes Himmelspiegel-Bild
Den Menschen — und nun lebt Ein Mensch auf Erden —
Und zu dem frommen Menschen kommen einst
Die Vögel aus dem Himmel alle wieder,
Das Reh im Walde kommt mit seinen Kindern,
Die Fische kommen zu ihm um sein Schiff,
Und selbst der Fuchs lernt Treue seiner Treue;
Die Fabeln und die Mährchen werden einst
Erst wahr, so wie sie nimmer wahr gewesen:
Durch Liebe, Sanftmuth, Ehre, Kraft und Freiheit.
So ist das Evangelium denn auch
— Vermittelnd durch das Mittel schöner Menschen —
Dem Lamm, dem Reh, dem Roß, dem Ochsen selbst
Gegeben, der schon jetzt am Sabbath ruht —
Dem Eisen, und dem Hanfe, und den Blumen,

Den Meeren und den Wäldern und den Bergen
Gegeben durch des Einen Menschen Herz,
Daß Frieden .... aus dem Born des Alls geflossen ....
Auf alle Welt durch ihn zurücke fließt.

Wir können nicht dafür bürgen, die schönsten Gedichte dieser Art mitgetheilt zu haben. In manchen anderen möchten sich tiefe Weltanschauungen noch origineller, überraschender und prachtvoller entfalten. Die mitgetheilten erschienen uns jedoch als besonders charakteristisch. Der Verf. besingt in vielen Liedern die hehre Gottesfeier in der Schöpfung, die Licht- und Liebesfülle, welche sich durch das All ergossen hat, dann die seligen Stimmungen und Gesinnungen, welche die Erkenntniß des göttlichen Lebens erzeugt, manchmal mit solcher Innigkeit, daß sie den Erfahrungen des inneren Christenlebens überaus ähnlich sehen, und dringt auf Sitten, wie sie dem schönen Menschenleben im heiligen Gotteshause gemäß sind, besonders auf Genügsamkeit, Zufriedenheit, Verachtung des Prunks und der Titelsucht, auf Menschenliebe, Neidlosigkeit, Mitleid und Erbarmen. Nun möchte man freilich auch an diesen erbaulich ansprechenden Gaben seiner Sammlung ohne große Mühe die Muttermale der pantheistischen Abkunft nachweisen können. Aber es ist wohl besser und edler, wenn wir uns der Rosen frommer Gemüthspoesie einfach erfreuen, und wenn uns auch dabei die Dornen eines feindlichen Systems hin und wieder verletzen. Leider bleibt dann auch immer noch zur Klage und zur Fehde Zeit, und wir dürfen ja auch unseren Stachel nicht zurücklassen, in-

dem wir als Bienen die „Distelhäupter" pantheistischer Ergüsse zu beschweben haben.

Das pantheistische Muttermal des ganzen Werkes aber gibt sich in einer gewissen, eigenthümlichen Ausdrucksweise zu erkennen. Wenn nämlich von Gott die Rede ist, so heißt er bald „der Gott," bald „ein Gott," oder es ist auch wohl von „den Göttern," oder von „den schönen Göttern" die Rede. Der Mensch tritt in diesen Gedichten auf als „der Göttersohn," oder als „der Götterhafte," in ihm wohnt ganz deutlich „der Gott, die schöne Seele Gottes selbst." Jeder Mensch wird hier gepriesen als der Gottmensch, denn der Verf. ruft seinem Leser zu: „Kann sterblich der Unsterbliche erscheinen? Und er erscheint — du bist! Der Gott wird Mensch." Die Menschenköpfe werden gepriesen als „die Stadt der Götter," worin mit jedem neuen Kinderhaupt ein neuer Pallast gebaut wird. Die Welt ist der Leib Gottes. Wir reden hier nur von der Ausdrucksweise, darum heben wir genauere, dogmatische Bestimmungen des Werkes auf für die Folge. Ein anderes Merkmal des Pantheismus findet man in den Widersprüchen, welche hin und wieder heraustreten, und sich als solche charakterisiren, in denen sich der Irrwahn, die innere Nichtigkeit des pantheistischen Systems beurkundet. So lehrt z. B. der Verf. unter dem 22. Juli: Der Mensch sey nichts Besseres, als nur der Stein — „denn mehr als göttlich kann nicht etwas seyn." Güte unterscheide ihn von den Bäumen, von den Blumen, doch ohne ihn darüber zu erheben. Dagegen lehrt er unter dem 3.

Oktober: „O wahrlich, wir sind besser als die Blumen — doch glücklicher sind Blumen als die Menschen." Unter dem 26. Februar heißt es: „Wenig sind die Dinge, wenig ist das Leben selber; Am Ende ist, und war es nichts, ja gar nichts Als unser Traum davon." Dagegen heißt es am 11. März: Das Leben ist ein unermeßlich Gut, So lang es währt." Am 14. April will uns der Verf. nicht nur persönliche Unsterblichkeit, sondern sogar eine Auferstehung versprechen:

„Der Mensch ist
Und wird das, was er will; hier jetzt nur geistig,
Zum Dank vielleicht in jenem Seyn auch leiblich —
Und auf die Auferstehung freu' ich mich!
Nicht um der Argen Ungethüme da
Zu schaun, nein, um der himmlischen Gebilde,
Der hohen, göttlichen Gestalten willen,
Die hier erniedrigt, unterdrückt und arm,
Als Leider dieses Lebens, stumm vor Qual,
Aus Bauern sich zu Himmelsbürgern machten
Durch ihres Willens Kraft."

Aber wie oft nimmt der Verf. sein Versprechen wieder zurück. Er läßt uns die schöne Hoffnung, die er uns gegeben hat, kaum vierzig Tage. Schon unter dem 26. Mai wird sie vernichtet:

„Der Mensch . . . das menschliche Geschlecht . . . als solcher
Ist ein Vergängliches, ein Licht, ein Scheinbild,
Ein Geist, der Schatten eines Geistes, Gottes."

Unter dem 15. August wendet der Verf. den Grundsatz: „Das, was nicht immer war, vergeht auch einst," auch auf den Menschen an. Es würde

uns nicht schwer fallen, diese Beispiele mit manchen anderen noch zu vermehren. Wie könnte sich auch ein so tiefgehendes und dennoch falsches System, wie das pantheistische, vor Widersprüchen retten? Je tiefer, bedeutender und größer eine Erscheinung ist, desto gehäufter und stärker sind die Gegensätze, welche in ihr verknüpft sind. Verknüpfte Gegensätze sind aber nur scheinbare Widersprüche. Die große, tiefe Schöpfung ist voll von gewaltigen Gegensätzen. Jeder gesunde Sinn aber fühlt unmittelbar die tiefe Harmonie dieser scheinbaren Widersprüche; er fühlt sich angeweht von dem reinen Schöpfungsfrieden. Die Bibel ist das große Wunderbuch der göttlichen Offenbarung, unendlich tief und reich; darum treten auch die stärksten Gegensätze in ihr hervor, z. B. Gesetz und Evangelium, Erwählung und allgemeine Gnade, Vorherbestimmung und menschliche Freiheit. Darum ist also auch die Bibel reich an scheinbaren Widersprüchen, und so entstehen Sekten, indem sie einen ihrer mächtigen Gegensätze ergreifen, und in selbstsüchtiger Uebertreibung zu einem wirklichen Widerspruch gegen den gegenüberstehenden Gegensatz verderben. Aber das ist göttlich groß an der Bibel, daß sie keine wirklichen Widersprüche enthält, obwohl freilich die Einheit ihrer Gegensätze oft in den Tiefen des Geheimnisses verborgen liegt. Daß sie auf's Innigste mit sich selber übereinstimmt, macht schon der Umstand klar, daß sie ein charakteristisch einziges Buch ist, obwohl entstanden in einer großen Zeitfolge von Jahrhunderten, und zusammengesetzt aus vielen Schriften. Wie fühlbar

ist ihr Geistesfriede, ihre innerliche Harmonie allen Gläubigen! In dem Maaße aber, als irgend ein menschliches System von der biblischen Gotteslehre oder von der Wahrheit abweicht, läuft es auch in das Gebiet der Widersprüche hinein. Kleine, beschränkte und oberflächliche Systeme mögen allerdings diese innerlich nichtige Natur verbergen, oder in ihren obersten Grundsatz zusammenfassen können, so daß die Uebereinstimmung der Folgerungen mit dem obersten Grundsatz nicht geläugnet werden kann. Allein je mehr ein irrendes System zugleich ein bedeutendes ist, und sich in die Gründe des Natur- und Geisteslebens versenkt, desto mehr ist es dazu verurtheilt, sich selber zu widerlegen, besonders in solchen Wortführern, denen die eigene Wahrhaftigkeit völlig fehlt. Darum kann Börne von Heine urtheilen, man solle sich nur nicht die Mühe geben, ihn zu widerlegen, denn das thue er immer selber auf die schlagendste Weise, nachdem er irgend eine Behauptung niedergeschrieben, gleich auf der folgenden Seite. Freilich haben wir es hier mit einem ganz anderen, edleren Geiste zu thun. Aber die Wahrheit seines Gemüthes kann ihn nicht bewahren vor Widersprüchen, da er sich versenkt in die Unwahrheit der pantheistischen Weltanschauung, in die Schwindeltiefen der romantischen Anschauung, worin das ganze Weltall und Weltleben nur noch als ein großes Mährchen erkannt wird. Im Mährchen sind ja auch die ungeheuersten Widersprüche ganz natürlich und an ihrem Orte. Wie nahe die Gefahr des Widerspruchs überhaupt schon dem philosophischen Tief-

sinn liegt: dies zeigt sich auch wohl im Großen in dem merkwürdigen Umstande, daß zwei Richtungen aus der Hegelschen Schule hervorgegangen sind, welche sich geradezu widersprechen, z. B. was die Lehre von der persönlichen Fortdauer nach dem Tode anlangt, und zwar mit bestimmter Berufung auf die Sätze ihres Meisters, woraus jedoch nicht folgt, daß der Widerspruch schon in den Sätzen des Meisters selbst liege. Darum wird man bei sorgfältig prüfendem Lesen besonders in der hohen, pantheistischen Region unserer heutigen Literatur, vielfältig auf Widersprüche, d. h. auf Nichtigkeitszeichen, stoßen. Bei Göthe möchte dies freilich schwieriger seyn, denn er hielt sich an das Reelle, und mied das Systematisiren. Doch war sein Verhalten gegen das Christenthum mit einem großen Widerspruch behaftet, immer theoretisch zusagend, praktisch absagend*). Nur der Logos sichert den strengsten Verstand in den dunkelsten Welttiefen, den heiligsten Schöpfungsernst in dem heitersten, buntesten Spiele der Wesen; nur der Logos, als göttliche Vernunft, als Gotteswort, das allem „Götterhaften" entgegengesetzt ist, in den Tiefen der Gottheit verborgen, aber offenbar geworden in Christo. Fehlt der Glaube an diesen Logos, so fehlt der Glaube an die unendliche Bestimmtheit, Klarheit, Gewißheit, Absichtlichkeit im Weltall und Weltleben. Und dann

*) Bei Schiller zeigte sich beinahe umgekehrt philosophische Abneigung, poetische Zuneigung im Verhältniß zum Christenthum.

freilich verliert sich der Irrende in lauter Widersprüche, und aus seinen Visionen und Extasen brechen unter den schönen Lichtern und farbigen Flammen des Tiefsinns zugleich trübglänzende Irrwische des (systematischen) naheliegenden Unsinns hervor. Der Verfasser kommt auf die Mährchennatur der Welt oft zurück, das folgende Gedicht z. B., welches übrigens außerordentlich reizend und lieblich ist, ist dieser Anschauung gewidmet:

Wie ist des Lebens Grund so zauberisch!
Aetherischer weit als das Malertuch,
Der Farbenschmelz zu Raphael's Verklärung. u. s. w.

Hätte der Verf. sich die materielle Welt in ein Gedankenreich aufgelöst, und sie dadurch als ätherisches Gebilde anzuschauen gesucht, so müßte man ihm beistimmen, denn alsdann hätten die Dinge eben als Gedanken ihre Realität behalten. Auch hätte er einen Schritt weiter gehen, und dieses Gedankenmeer der Welt darstellen können als Poesie; denn ohne Zweifel ist das ganze Weltall und Weltleben Poesie im erhabensten Sinne. Dann aber hätten in dieser Poesie auch die Hymnen nicht gefehlt, nicht die Psalmen, nicht die didaktischen, symbolischen und parabolischen Capitel, nicht die epischen, tragischen und idyllischen Momente. Es wäre eine ernste Poesie dem Leser entgegengetreten aus dem Allleben, wie sie für männliche Geister paßt, nicht aber die spielende, das geringste Genre der Poesie, das Mährchen, diese wesenleere, phantastische Dichtung, welche dem kindischen Alter gewidmet ist. Mährchenartig sind allerdings die

leichtesten Spiele der Erscheinungswelt, aber die ernsten Momente des Lebens, die großen Werke der Schöpfung, die gewaltigen Hauptbegebenheiten der Geschichte berühren doch, oder ergreifen viel mehr den Menschengeist mit einem ganz anderen Eindruck der gewissesten Realität und Wesenhaftigkeit im tiefsten Bewußtseyn. Ueber diese schöne Mährchenhaftigkeit der Welt läßt sich aber der Verf. noch weit hinaus verlocken durch die Zauberkraft des pantheistischen Phantasirens in das Reich des Ungeheuerlichen, der gespenstischen Schemen, welche bald Zwerge sind, bald Riesen. Es heißt im April unter der 23sten Nummer: „Wer sagt: Wie groß der Mensch ist! Denn die Welt besitzt kein Maaß." Das ist eben eine pantheistische Grundlüge. Gott hat die Welt gemacht nach Maaß und Zahl, und auch das gehört zu ihrem Geschaffenseyn durch den Logos. Sie hat die Bestimmtheit höchster, klarster Vernunft, nicht die Unbestimmtheit und Gaukelnatur unendlicher Phantasterei. Den vorhin angeführten Satz führt der Verf. dann weiter aus: „Die ungeheuersten der Ungeheuer (nämlich Infusionsthierchen) ißt und trinkt der Mensch. Hätt' er Götteraugen — wie groß sie ihm erschienen! Und wie groß dem Menschen dann der Mensch."

„Das Menschenantlitz
Wie eines Riesenmondes Zauberscheibe
Ein Wald von hohlen Schlangenbäumen deckt es!
Wie ferne sonnerhellte Schneegebirge
Glänzt seine Stirn, aus Elfenbein ein Himmel,
Ein heiliges Gewölbe deckt die Werkstatt
Der Seele, wie der Erde brütend Innres

Der weiße Schnee im warmen März bedeckt;
Des Mundes Grotte mit den Tropfsteinsäulen
Der Zähn' erscheint — und in ihr wohnt Chimäre,
Die Zunge frei, im Abgrund angefesselt,
Draus, wie aus Delphis Heiligthum herauf ....
Tief aus der Welt verborgnem Geisterschloß
Orakelspruch und Götterstimme tönt." u. s. w.

Dies ist ohne Zweifel eine ultima Thule in der Region des besonnenen oder verständigen Denkens. Das Gedicht geht gegen das Ende wieder aus den maßlosen Phantasien in überaus tiefe Anschauungen über. Der Verf. gibt offenbar den mikroskopischen Größen dieselbe Bedeutung, die wir den wirklichen Größen geben, wie sie dem unbewaffneten Auge erscheinen. Dadurch setzt er sich die Wirklichkeit in Phantasmen um. Wie ganz anders respektirte Göthe die Heiligkeit der wirklichen Erscheinung, da er sogar eine Abneigung äußerte gegen den Gebrauch der Brillen, und sich derselben nur zur Noth bedienen mochte, geschweige denn, daß er der vergrößernden Kraft der Gläser eine Auctorität gegen die Wesenheit der Maße hätte zuschreiben können. Der consequente Pantheismus führt aber ganz natürlich in die Unnatur des Maßlosen hinein, bald in maßlose Romantik, bald in maßlose Skeptik, einmal in maßlose Verzweiflung, dann in maßlose Ruhe, unfehlbar aber in ein Labyrinth von Widersprüchen, die zuletzt in dem Zauberpallast der Welt als wilde Larven durcheinander tanzen und ein tolles Spiel treiben, freilich nicht in gemeiner Art, sondern so erhaben und rührend, wie der König Lear.

Das Verhältniß des vorliegenden Werkes zum Christenthum tritt hin und wieder deutlich hervor, und besteht in einer freundlichen Zuneigung und Annäherung, und in einem sehr freundlichen Abschied. Die Ausdrucksweise für sich schon zeigt diese Doppelnatur. Sie verwandelt sich mitunter in den biblischen Ton bei einer unsicheren oder willkührlichen Bibelkunde. So ist z. B. die Rede von der „Zauberschlange“ des Moses, oder wir stoßen auf den Spruch: es ist nur eine Ruh' vorhanden, oder es heißt: die heiligen drei Könige hätten nur das Kind (schlechthin) besucht. Die biblische Geschichte des heiligen Abendmahls wendet der Verf. in folgender Art auf die Raupen an:

Nun spinnen sich die bunten Raupen ein,
Und bei der Abend-Sonne goldner Ampel
Noch halten sie das letzte Mahl am Tische,
Im heil'gen Prachtsaal — und von diesem Grünen
Nun werden sie in dieser ihrer Welt
Nicht wieder essen, von dem Purpurthau
Nicht wieder trinken, bis sie neu es thun
In einer andern .... ihrer neuen Welt.

Der Verf. ist über den Verdacht erhaben, als ob er diese Worte so gewählt hätte mit einem spöttischen Seitenblick auf das Abendmahl, und es ist um so weniger daran zu denken, da sein Hinblick auf die Verwandlung der Raupen von tiefernster poetischer und religiöser Natur ist. Wo aber der Glaube an das Maß fehlt, da fehlt leichtlich auch die Moral des Taktes. Und wenn auch dem begabten Dichter und seinem schönen Gemüth die Taktlosigkeit nicht als etwas Durchgehendes zum Vorwurfe zu machen ist, so hat ihn doch

hier, und auch wohl sonst mitunter sein System takt-los gemacht. Von der Annäherung dieser Dichtungen zum Christenthume haben wir früher schon geredet, auch wohl Proben davon angeführt. Diese Proben ließen sich durch andere noch vermehren, z. B., durch goldene Worte gegen den Krieg, oder für die Hingebung des Menschen an Gott. Allein es liegt in der pantheistischen Natur des Werkes, daß von einem christlichen Grundwesen desselben und den entsprechenden Erzeugnissen nicht die Rede seyn kann. Ueberall trennt sich die Theologie des Verf. von der Theologie der Schrift, und dabei nimmt sie mitunter auch einen rationalistischen oder negativen Charakter an. Der schöne Juliusmonat grade hat manches Widerwärtige dieser Art erzeugt. Nr. 22. scheint die Hoffnung des Menschen auf ein höheres Seyn in der Zukunft niederschlagen zu wollen. Der Verf. parodirt die Aussichten dieser Art, indem er die geringen Wesen versuchsweise mit ihren Ansprüchen vor Gott hinstellt:

„Und höre, was die Wesen taubblind sprechen:
Herr, ich — ich bin ein Dornenstrauch gewesen,
Mir ist es wie dem Dornenstrauch ergangen —
So fordr' ich meinen Lohn mit Recht dafür! —
.... Und ich, ich bin ein Dromedar gewesen,
Schwer ist mir's, wie dem Dromedar ergangen —
So fordr' ich meinen Lohn mit Recht dafür! —
.... Und ich, ich bin ein stummer Hecht gewesen,
Und muß fortan mit Engelszungen reden!" u. s. w.

Endlich kommt der Mensch, und weiß nicht recht, wie er seine Ansprüche stellen soll. Gott aber gibt allen Wesen den Bescheid: So bleibt und seyd in

mit. Das Bleiben des Menschen in Gott wird also nicht unterschieden von dem Bleiben des Dornenstrauchs und des Hechtes in ihm. Unter der Nr. 24. heißt es: „So hat noch kein Gedanke Gott geschaut, Der Leben=strahlend sich im Strahl verbirgt — So stammt aus der Natur der Bilderdienst.“ Hier ist, wie in Petrick's Schriften, die Abgötterei zu einer schönen und unschuldigen Nothwendigkeit erhoben. Auch schon früher einmal heißt es in demselben Sinne: „Welch hohe Wonne hat nun Gott an uns, Die wir uns von der Wiege an bis hin, Zum Grabe Kindisch=kindlich Tag und Nacht, mit seinen Sachen abmühn, schleppen, selber Sie uns entreißen, liebend daran üben.“ Wie beschönigt wird hiermit sogar der Geiz und selbst der Raub und Krieg, wogegen sonst doch der Verf. so köstlich strafend aufzutreten weiß. Mit der 25sten Nummer stellt der Verf. das Vergeben als etwas Vergebliches dar:

„Das Mittel gegen Unversöhnlichkeit:
Im Herzen fühle niemals dich beleidigt!
Du sollst auch keinem Menschen je vergeben,
Das Kleinste nicht, am wenigsten das Größte!
Ein stolzer Thor ist, wer vergeben will.“

Zu dieser stolzen Thorheit bekennt sich der Christ. Ja auf solche göttliche Thorheit gründet sich das Christenthum. Der Herr gibt uns nicht diesen Rath, uns von der Barbarei der Rachsucht loszumachen durch die andere Barbarei der Gefühllosigkeit. Der Verf. sagt freilich gegen das Vergeben zum Menschen: „Du bist ja nicht das himmlische Gesetz, Das nur

dein Feind, dein Mörder übertreten." Aber ihm hätte es doch nicht entgehen sollen, daß dieses himmlische Gesetz auch in dem reinen Lebensgefühl des Beleidigten sich ausspricht. Und nun hat er uns das „Unser Vater" beinahe schon um eine Bitte ärmer gemacht; wenigstens dürfen wir nach ihm nicht mehr geloben: als auch wir vergeben unseren Schuldigern. Als eine rationalistische Glosse zu der evangelischen Erzählung von der Hochzeit zu Cana könnte man Nr. 26. betrachten: „Aus Wasser Wein zu machen — kann der Weinstock; Er thut nicht Wunder, er ist das Wunderwerk. — Dem Weinstock gleich nun thut der Mensch, Nicht Wunder, doch ein größer Wunder gibt es: Der Mensch ist selbst das größte Wunderwerk." Diese negative Natur des Laienbreviers in seinem Verhältniß zum Christenthum läßt sich jedoch noch viel bestimmter in seinen bedeutsamsten positiven Ansichten nachweisen.

Zuerst also zeigt sich dieses Abweichen von dem biblisch Christlichen oder diese pantheistische Natur in der Lehre von Gott. Der Verf. spricht:

„Was seyn kann, ist; was werden kann, das wird.
So kann es Einen geben, und drum ist er:
Der Alles, was die kaum getrennten Wesen
Genießen, was sie schauen, sind, und denken
Durch eine unsichtbar gezogene Kette
In seinem eignen Wesen mitgenießt,
Mitschaut und fühlt, das Alles ist, was Alle,
Und doch zugleich noch unermeßlich mehr."

In den Worten: Und doch zugleich noch unermeßlich mehr — könnte man glauben, den Klang des reinen

Gottesglaubens zu vernehmen. Aber unermeßlich mehr als Alle sind, ist ja auch das All. Einen unendlich großen Theil seines Lebens und seiner Kraft hat Gott in unpersönlichen Weltgebilden und Geschöpfen abgesetzt; daher bilden die persönlichen nur einen Theil seines Lebens. So meint es ohne Zweifel der Verf. Schon hier läßt er Gott als Mitgenießenden in allen Genüssen seiner Geschöpfe zugegen seyn. Später auch als Mitleidenden in allen Leidenden, so daß ein Patropassianismus im weiteren Sinne entsteht, wie er im engeren Sinne, in Beziehung auf das Leiden Christi in gläubigen Darstellungen unserer Zeit mitunter recht bedauerlich wieder vorkommt. Der Verf. identificirt diese Gottheit bald mit der Natur, bald mit dem Geiste, bald mit dem Leben, bald mit dem Menschen. Er ruft seinem Leser zu: „Auch du hast einst an diesem Werk (der Schöpfung) geschaffen, So wahr du Geist bist, alt, uralt und ewig, Wie faßtest du sonst ein Gesetz des Werkes Als schriebst du Sternen ihre Bahnen vor.“ Erst im Selbstbewußtseyn des Menschen wird die Gottheit fertig nach den folgenden Worten: „Ich selbst bin ich. Das Wort erschafft den Menschen, Erschafft die Welt. Du bist; es ist ein Gott. — — „Nichts als die Liebe glaubet an die Liebe, und Liebe ist nur klares Selbstbewußtseyn.“ Gott liebt sich selber im Menschen. Dieser Gedanke führt den Verf. auf den ganz besonders originellen und naiven Einfall, Gott verberge sich selber im Menschen oder in der Welt, erscheine nicht als er selber, sondern als alles Andere aus Bescheiden=

heit. Dieser Gedanke tritt in den folgenden Worten hervor:

„Doch dürft' ein Mensch sich unterfangen, Gott
Zu nennen, ach dann nennt' ich ihn bescheiden:
Urquelle jungfräulicher Bescheidenheit."

Nachdem der Dichter diesen Gedanken ausgesprochen hat, befällt ihn eine große Verlegenheit. „Und nun," sagt er, „bedeck' ich meine Augen beide Mit beiden Händen und vergeh' vor Scham." Wir möchten diesen Gottesnamen, den er gebildet hat, an sich nicht antasten. Gott ist Urquell alles Guten, also auch der jungfräulichen Bescheidenheit. Auch in der Welt finden sich die Reflexe dieser jungfräulichen Bescheidenheit. Aber derselbe, der das Veilchen gebildet hat, hat auch die Rose gebildet. Und die Schöpfung ist nicht nur seine Verhüllung, sondern auch seine Offenbarung. Er ist eben sowohl: Urquell der königlichen Herrlichkeit, und will genannt seyn mit den hehrsten Namen. Hier glauben wir nun die Welt transparenter oder göttlicher zu fassen als der Verf. — Der Gedanke, alles Erscheinende sey nur eine Larve, unter welcher sich Gott aus Bescheidenheit verberge, verleitete ihn dazu, den Gegensatz zu verlieren, und das göttliche Wesen gleichsam aufgehen zu lassen in der höchsten Bescheidenheit. Gleich im folgenden Gedichte aber sagt er: „Die Erd' ist auch ein Stern .... Ein Stern ist auch ein Wort der langen Rede, die aus dem Mund der Gottheit ausgegangen, und noch geht." Möchte der Verf. diesem heiligen Gedanken nachgegangen seyn bis in die Tiefen der biblischen

Gotteslehre, bis zu der Erkenntniß des Wortes, durch welches alle Dinge gemacht sind. Dann würde er nicht die Gottheit verlieren können im Sturme des Lebens, wie es in den nachfolgenden Worten der Fall ist:

„Ein gewaltiger Sturm
Ist durch die Welt gesaust! In diesen Moder
War er gefahren, wo belebte Götter,
Erhabne Geister, götterschöne Menschen;
Hier liebte er; hier lebt' er; wohnte lange
Und baute Häuser, Gräber und begrub —
Und ist doch nicht begraben, mit dem Sturm nur
Ist er hinweggesaust —"

Wie kann der Verf. sagen: Ein gewaltiger Sturm .... ist mit dem Sturm hinweggesaust? Darum, weil er sich unter diesem gewaltigen Sturme den Geist des Alls oder die Gottheit gedacht, und im Flusse der Rede den erst gewählten Ausdruck vergessen hat. Hier trübt also der pantheistische Gedankenstrudel sogar die grammatische Klarheit der Sprache. Dieser Sturm ist ein anderes Mal wieder der Geist, der alle Verwandlungen annimmt, wie die Gottheiten der Indier:

„Das ist dem Geist des Himmels selbst wohl werth:
So klein als Kind auf Erden zu erscheinen,
Und blind als Greis durch's Grab hinwegzugehen —
Sonst käm' er ja auf keiner Mutter Schoß,
Zu keiner Lerche in das kleine Nest!
Zu keiner Blume in den armen Kelch!
Das ist das Zeugniß von der Liebe Eifer."

Dieser Geist des Alls hat auf Erden nur seine Ruhe, sein Verweilen, sagt der Verf., besonders im Menschenherzen. Darum ruft er dem Menschen zu, er

müsse stille seyn um des Geistes willen in seinem Herzen. So ruft auch die heilige Schrift: Betrübet nicht den heiligen Geist. Aber der Verf. geht weiter, und macht aus diesem Gedanken ein Gottesleiden der schwersten Art:

„Er wäre schlimmer selbst daran als du,
Wenn er nicht Ruh' und Frieden, Glück und Liebe,
Auch in dir hätte, so wie du in ihm.
Um Gottes willen also lebe göttlich,
Und ruhig, liebevoll, in Seligkeit.

Bis zu welchem Grade hat sich hier der pantheistische Schwindel gesteigert! Der Mensch erscheint als derjenige, welcher seinen Gott unglückselig oder auch selig machen kann. Nicht nur ist hier der Mensch an die Stelle Gottes gesetzt, und erscheint als sein eigener Beseliger, sondern es ist auch Gott an die Stelle des Menschen gesetzt, und erscheint als der Seligkeitsbedürftige, dessen sich der stolze Mensch erbarmen muß. Und so kommt auch Gott erst durch aller Augen zum Sehen nach den folgenden Worten: „Erst Aller Augen sind doch nur Ein Auge, Das Auge — sind das Morgenlicht der Welt: Des Gottes unbewegtes Fliegenauge." So nennt nämlich der Verf. das Auge Gottes, weil das Fliegenauge so viele Spiegel hat. „Kein Anderer wohnt im menschlichen Geschlecht," sagt der Verf., „als einzig nur der höchste Gott, und es ist deutlich, wie du darin leben sollst: als Er, der Du ist, und als Du, der Er ist."

Wir haben gesehen, wie der Verf. seinen Gott Welt werden läßt, und werden uns darum nicht

verwundern dürfen, wenn er nun auch die Welt vergöttert, oder zur Gottheit erhebt. Daß er Alles, was da ist, als ein unausstaunbares Wunder betrachtet, darin freilich müssen wir ihm beistimmen von Herzen. Dann aber dürfen wir auch Anspruch darauf machen, Licht zu bringen in dieses romantisch-religiöse Gefühl des unendlichen Staunens vor allen Erscheinungen. Wir fordern erstlich die Anerkennung des Gesetzmäßigen in der Erscheinungswelt im Interesse der christlichen Wissenschaft. Denn es gibt auch eine christliche Wissenschaft, welche die Aufgabe hat, die heidnische Superstition im Anblick der Erscheinungen zu läutern; zum Beispiel, um den Augurien in der Alttestamentlichen Zeit, und den Hexenprozessen in der Neutestamentlichen Zeit ein Ende zu machen. Und somit finden wir zweitens das unausstaunbare Wunder erst recht in der Tiefe der Erscheinungen, oder vielmehr in ihrer Unterlage in dem schöpferischen Wort, in den Tiefen der Gottheit. Und so grüßen und küssen wir nicht, wie der Verf. einmal fordert, die Rose „im Namen Gottes," sondern wir erheben uns zu einer fröhlichen Anbetung Gottes beim Anblick der Rose. Ferner halten wir fest, daß es ein höheres Wunderreich des göttlichen Waltens gebe in dem niederen, und im Geiste dieses Gegensatzes betrachten wir das niedere Wunderreich der Natur, als einen Stufengang, welcher uns zu einem Moria und Tempel der höheren Reichswunder Gottes hinanführt. Bei diesen christlichen Unterscheidungen aber bleibt der Verf. uns nicht zur Seite. Er behauptet nämlich:

„Nichts ist als Gott, und außer ihm ist nichts,
Er ist allein, und Alles kommt aus ihm,
Was kommt; was geht, das geht in ihn zurück."

Besonders aber hat er den Menschen bedacht bei dieser Darstellung der Götterhaftigkeit der Wesen. Was er aber den Menschen gewinnen läßt durch den Ruhm seiner Göttlichkeit, das nimmt er ihm wieder mit dem Troste seiner Persönlichkeit. Wir müssen uns dabei beruhigen, „dem Gotte gegenüber nur Träume" zu seyn. Der Hingang der Seligen ist dem Verf. „der Flammen Rückkehr in das alte Feuer." Er ruft ihnen nach: „Ihr Seligen, so lebt denn wohl, lebt wohl, Auf Wiedersehen überall im All." Auch auf Wiedererkennen nimmt er von ihnen Abschied, doch nur so: „wie der Goldschmied Gold an Golde kennt." Wenn nämlich auch das Gold der Menschengestalt später wieder zum Vorscheine käme in dem Golde einer Trauerweide: das Gold des göttlichen Stoffes wäre doch sich selber gleich geblieben.

Im Sinne dieser zerstörenden Unsterblichkeit hat nun natürlich der Dichter auch die ethische Natur und Stellung des Menschen zu Gott dargestellt. Im Zusammenhange mit seiner Grundansicht kann der ernste, christliche Begriff der Sünde nicht aufkommen, darum auch nicht die Lehre vom menschlichen Verderben, und nicht der Glaube an die Erlösung. Das Paradies ist nicht vergangen, lehrt der Verf., indem er uns eine Scene unter einem Birnbaum schildert:

„Der Vater aber schüttelt reife Birnen
Wie Wachs .... wie Gold .... wie — Gottes eigne Arbeit

Für Kinder, und die Kinder lesen deutlich
Wie eine Schrift, für Blinde selbst zu greifen:
In neuster Frucht des Vaters alte Liebe.
Es ist nicht wahr, das Paradies ist nicht
Vergangen — nun erst ist es, nun sind Kinder!
Und auch der Vater wandelt in dem Garten!"

Man kann dem Verf. zugeben, daß eine solche Birnbaumscene paradiesisch schön werden könne. Daraus schließt er aber viel zu voreilig, das Paradies sey nicht vergangen. Wie wäre es, wenn der Isländer an seinem schönsten Sommertage und im schönsten Thale von Island ausrufen wollte: Es ist nicht wahr, wir sind nicht fern von Italien; hier ist's, hier ist die Neapolitanische Flur, und der feuerspeiende Berg dort, das ist ja der Vesuv! Dieser Ausruf möchte als poetischer Aufschwung sein Recht haben, er wäre aber dennoch falsch, wenn er Lehrsatz seyn wollte. Eben darum müssen wir den Ausruf des Verf. hier in Anspruch nehmen, weil sein Werk didaktisch ist, und dogmatisirt. Er widerspricht der Bibel. Die Bibel aber ist keinem Priesterbrevier jemals gewichen, und wird auch keinem Laienbrevier weichen. Versetzen wir uns aber nochmals unter den Birnbaum, denn wir haben die Scene miterlebt. Der eine Knabe biß roh in eine Birne, welche wurmstichig war, weil ein unheimlicher, feinster Krankheitshauch in der Sphäre des Birnbaums, in seiner Natur, oder im Zweige, oder in der Blüthe der kranken Birne gewaltet hatte, eine Heimlichkeit des allgemeinen Fluchs der alten Erde. Der rohe Knabe schauderte und tobte, als er den dicken Wurm und braunen Wurmstaub seiner kranken Birne im Munde

fühlte, und warf sie mit einem Fluche weg. Sie traf aber den andern Knaben, der eben gute Birnen auflas, an den Kopf, und nun entstand natürlich eine wüste Balgerei. Das sah der Vater, der kletternd in den Aesten des Birnbaums hing, und vergaß sich im Zorn des leidenschaftlichen Zuchtmeisters, er vergaß seinen Standpunkt, wollte zufahren, stürzte und brach einen Arm. Wir lassen ihn noch glimpflich davon kommen, denn er hätte eben sowohl den Hals brechen können. Aber diese Birnbaumscene hat uns von neuem in der Ueberzeugung befestigt, daß das Paradies verloren ist. Denn wenn das Unparadiesische geschieht unter den grünen Birnbäumen, bei den goldenen Birnen, unter Brüdern, im Familienkreise, wie viel mehr auf den Schlachtfeldern und zwischen den feuerspeienden Kriegsschiffen feindlich entbrannter Nationen.

Gehen wir den Aeußerungen des Dichters über Nothwendigkeit und Freiheit nach, um seinen Begriff von der Sünde kennen zu lernen, so scheint zuvörderst die folgende Stelle einen Ueberfluß von menschlicher Freiheit zu statuiren:

„Glaub' ja nicht an Nothwendigkeit und Schicksal,
An Nöthigung vielleicht nur, wenn du schwach bist,
Nicht gut und recht thust, nicht Gesammtkraft ehrst.
Das Schicksal ist die Spinne in dem Netze,
Das freier Wille aller Menschen webte,
Und aller Wesen, jeder Eigenkraft;
Sie wird aus diesem Netz, und nicht das Netz
Durch sie."

Alles Einzelne ist frei, aber in seiner Gesammtheit bringt es die Nothwendigkeit hervor. Das scheint der

Verf. sagen zu wollen, doch sagt er es nicht ganz klar. Denn erstlich ermahnt er uns, nicht an das Schicksal zu glauben. Dann spricht er dennoch vom Schicksal, der Spinne im Netze. Diese seltsame Spinne aber läßt er aus ihrem Netze werden, nicht das Netz durch sie. Etwas Symbolisches ist also hier nicht im Spiel, da der Verf. die Natur umkehrt. Das Bild ist offenbar verunglückt. So ist es aber auch der Gedanke an eine lebendige Gesammtheit, die durch lauter Einzelnheiten, oder an eine Nothwendigkeit, die durch lauter Freiheiten erst constituirt wird. Will man diesem Gedanken Wahrheit abgewinnen, so muß man erst das Einzelne in seinem Ursprunge fassen, wie es die Natur der Gesammtheit hat, oder nichts Anderes will, als was sein inneres Wesen will, und dann die Gesammtheit als das Resultat, die endliche Erscheinung der einzelnen freispielenden vielen Willenskräfte und Kräfte. Wie nahe liegt aber hier die Identität von Nothwendigkeit und Freiheit! Und wie vielmehr noch liegt der ganz umgekehrte Gedanke nahe: das Einzelne geht als das Nothwendige, Bedingte von der Gesammtkraft, oder von dem Bedingenden aus. Zeigt es sich aber nicht auch hier, daß der Pantheist an die Stelle des lebendigen, freien Gottes, der über der Welt steht, und die Welt der Erscheinungen trägt, einen Gott setzt, der erst das hervorblitzende Endresultat, das Kind seiner kreisenden Weltmutter ist? Wer mag aber glauben an „die Spinne, die aus ihrem Netze geworden ist?" Wir können uns demnach auch in die Freiheit, welche uns der Dichter in dieser Gedankenfolge ein-

räumt, nicht finden. Er selber kehrt sich auch bald wieder zur Nothwendigkeit um, indem er sagt:

„Es muß der Mensch das Gute thun. Das ist
Sein Wesen, ist sein unterscheidend Merkmal
Auf Erden hier. Der gute Wille ist
Des Menschen Göttlichkeit, der freie nicht,
Sein freier Wille liegt im Irrthum nur;
So lang er irrt, so lange ist er frei."

Dagegen spricht der Herr:

Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht.

Diese Jamben sind uns lieber. Auch wohl psychologischer und rationeller. Der Gute weiß sich frei in seiner Hingebung an Gott, obschon er im höchsten Sinne das Gute thun muß. Der Böse weiß sich unfrei in seiner Hingebung an die Sünde, obschon er das Böse nicht thun sollte. Oder wäre etwa die Freiheit nur in finsterer Willkühr, und vom Uebel? Das schöne, reine Müssen mit höchster Lust nennen wir Freiheit, nicht das häßliche, unreine Müssen mit höchster Unlust.

Daß des Verf. Begriff von der Freiheit den strengen Begriff der Sünde nicht zuläßt, gibt er mannichfach zu erkennen. Er sagt, Verbrechen werde des Menschen Irren irrig getauft. Er ermahnt uns: „So sey auch mit der Menschen Streit zufrieden, Und reinem Haß! — er ist nur Liebe auch." Die Hauptstelle über das Böse ist folgende:

„Das Böse kennst du nicht. Es ist unmöglich
In dieser Welt —: der ausgesprochnen Liebe.
Nur das Bedauernswürdige, das kennst
Du wohl, recht wohl, des Sonnenlichts Verblendung,
Des Eilens hastiges Verirren. Ja,
Ich kenne auch das Jenseit jedes Herzens,

— Der Andern eignen Heerd erkenn' ich an —
Das, was für dich und andre Menschen: Haß
Und Raub und Schandthat, Mord und Frevel scheint
Auf dieser Seite scheint — auf jener Seite
Des Lebenden und Liebenden ja auch
Nur: Gabe, Ehre, Treu' und Liebe ist
Auf ihre Weise, auf des Menschen Stufe,
Wie, oft verdunkelt, er die Welt begreift,
Den eignen Heerd, das eigne Herz versteht,
Vertheidigt und sein Gutes lechzt zu thun.
Und willst du das Nothwend'ge: Böses nennen?"

Umgekehrt lautet die letzte Frage: Und willst das Böse du Nothwend'ges nennen? Das Gewissen antwortet erschrocken: nein; das Gesetz donnert: nein; das Wort Gottes ruft: nein, und das Gute in seiner ganzen sprechenden Erscheinung spricht: nein! Es ist ein schweres Wagniß, diesem Sturm von göttlichen Zeugnissen gegenüber ein ergrübeltes, erschwindeltes Ja zu sagen. Der Verf. hat allerdings eine tiefe Wahrheit bezeichnet mit dem erhabenen Wort: „Des Eilens hastiges Verirren." Der unendliche Glanz der Welt wirkt mit unsäglicher Macht auf den Menschen; nur Gott im Herzen kann diese Eindrücke so temperiren, daß sie nicht sinnverwirrend, herzberauschend wirken. Ist aber erst die kleinste Confusion des Menschen entstanden unter den Glanzlichtern der Welt, so ist auch die Sünde da, so wie derjenige unfehlbar anstößt in einem glänzenden Saale, der durch die imponirenden Erscheinungen in demselben sich alteriren läßt. Selbst die Knauserei eines Geizigen möchte insofern ein „hastiges Verirren" genannt werden; eben so, wie ein Bestürzter bei einer entstandenen Feuersbrunst leicht das schlechteste

Geräth rettet, so bringt sich der Geizige von den großen Feuerstätten des Lebens nicht Gottesfrieden, nicht Menschenherzen, nicht geistige Lebensgüter, sondern Mineralien, todte Erdstücke in Sicherheit. Aber aus alle dem folgt ja nur, daß der Ursprung des Bösen sehr tief liegt, und daß der Anfang desselben sehr fein ist, wie nämlich auch die menschliche Natur sehr tief und fein ist. Allerdings ist das Böse in seinem Ursprung pantheistisch: Mangel an Gottinnigkeit, oder wuchernde Weltseligkeit; Mangel an Sammlung, oder eitle Zerstreutheit; es ist Abgötterei in seinem Ursprunge: ist es darum aber minder böse? Außerdem aber möchte mit jenem hastigen Verirren nur eine Art innerer Uebertretung bezeichnet seyn; schwerlich kann jede Geistesdumpfheit und Trägheit und jede Verschuldung des Stumpfsinns aus erregter Eile erklärt werden. Der Verf. bezeichnet das Böse als einen diesseitigen Schein, der in dem Jenseits der Herzen lauter Löbliches ist. Was ist aber das Jenseits der Herzen? Das Jenseits der Herzen, sofern sie geschaffen sind, ist Gott; sofern sie göttlich schlagen, ist's der heilige Geist; sofern sie sündigen, ist's das Reich der Finsterniß sammt dem Teufel. Oder meinte der Verf. unter diesem Jenseits den tiefsten Herzensdrang nach Gott oder Seligkeit, der in allen Sünden des Menschen verirrt, verwirrt und verderbt erscheint? Diese Verwirrung eben, diese gräuliche Verderbniß nennt man ja das Böse. Nach seiner Darstellung sind die Sünden der Menschen gleichsam nur das häßliche Farbengesprenkel einer umgekehrten Tapete. Wo ist aber das

Jenseits, wo man sich der bilderschönen Hauptseite dieser diesseitigen häßlichen Klecksseite erfreuen kann? Freilich finden wir die schönsten Farben des Lebens verschwendet in diesen widrigen Erscheinungen: schimmernde Verstandeslichter, feuerfarbene Gemüthsbewegungen, alle Schattirungen des Schmerzes, bläuliche Grundtöne schlechtverwendeter Treue, frisches Grün trunkener Hoffnungen, und viel rothes, edles Blut: folgt aber daraus, daß unter der finsteren Oberfläche der wüsten Mischung dieser Farben klassische Gemälde müssen verborgen liegen? Die Sünde drückt sich aus in der häßlichen Verfinsterung des menschlichen Angesichts. Alles was sie stiftet, ist disharmonisch, unnatürlich: wo wäre denn die leuchtende Kehrseite dieser häßlichen, disharmonischen, unnatürlichen Erscheinungen? Es ist wohl wahr, daß Gott dem Verderben steuert zur Gerechtigkeit, daß er es beherrscht mit überfliegender Kraft, und daß er es lenkt zu seinen Zwecken, so daß die herrlichsten Erscheinungen des Guten aus dieser göttlichen Wendung des Bösen hervorgehen. Aber dies ist eben die höchste Ehre Gottes, wovon nichts weggenommen werden soll, um die Grundschmach des Bösen selbst zu verschönern.

Bei dieser Betrachtung des Bösen muß denn auch die Forderung der Reue wegfallen. Das deutet der Verf. schon an mit den Worten: „Hast du zu viel gesündigt, betest du zu viel." Dann ermahnt er uns: „Verdunkle dir dein ewiges Leben nicht durch Thränen, noch verschütte dir den Weg der heimlichen Erinnerung durch Reue." Endlich noch deutlicher:

„Gedenke deiner Fehler nicht mit Leid —
Mit Rache gegen dich, du strafst sonst Jemand,
Der damals noch nicht war: den Besseren!
Heut lebst du — sie sind nicht mehr deine Fehler.
Gedenke deiner Fehler nicht mit Freude —
Dann sind sie, dann begingst du sie noch heut.
Ungöttlich ist die Reue, die versteinert!
Die dich zu allen Höllengeistern stößt!
Denn in dir, tiefgeheim, und seligrein,
Lebt immerfort ein heiligstiller Geist,
Viel edler, reiner als ein Wille je."

Eine gewisse Art der Reue scheint der Verf. gelten zu lassen, nämlich, wie er's an einer andern Stelle ausdrückt, ein Gotterzürnen, womit man das Böse von sich ausstößt. Wenn er aber lehrt: gedenke deiner Fehler nicht mit Leid, so wollen wir ihm diesmal nichts entgegen halten als einen Namen, in welchem die Reue als rührende, hehre, heilige Schönheit auftritt: Maria Magdalena!

Wie das einzelne Menschenherz betrachtet wird, so die ganze Weltgeschichte. Der Verf. kennt demnach das Verderben des menschlichen Geschlechts nicht. Die Menschenheerde geht sicher wie die Sterne am Himmel, so lehrt er. „Und fragt dich ein Begegnender, und schüttelt sein Haupt und spricht: wie ist die Heerde schlecht! So sieh ihm klar in's Aug', und biete ihm Die Tageszeit; und nach der Tageszeit Sprich: „„Ja es regnet heut."" Klagt er dann weiter: „„Die Wölfe heulten die letzte Nacht ... Heut war ein Lamm verirrt ... Die Hunde sind uns schlecht, sie jagen seitwärts,"" so räth uns der Verf. zu antworten:

„„„Heut fiel ein Nebel . . . Heut erhitzt die Sonne . . . Sie zieht dort Wasser . . . bald wird Frühling seyn! Denn sieh' die Vögel kommen schon mit Macht.""

Als ein solcher Wetterprophet tritt etwa Spinoza dem Propheten Jesaias entgegen, wenn dieser die Lasten der Völker weissagt aus ihrem Verderben, wenn er also den Jammer der verirrten Menschenheerde beschreibt. „Heut fiel ein Nebel," fällt etwa der Verf. mit der Selbstgefälligkeit des vermeinten Besserwissens ein, wenn Christus klagt: Mich jammert des Volks — und sich darstellt als den rettenden Hirten der zerstreuten und verlorenen Menschenheerde. Gewöhnlich läugnet der Verf. die Qualität des Bösen, in den folgenden Versen läßt er das Böse böse seyn, aber um es seiner Quantität nach auf etwas höchst Unbedeutendes herabzusetzen:*)

„Wenn du ein reizendes Gemälde hättest,
So schön, so groß, so leuchtend wie der Himmel,
Wovon das Paradies dich täuschend anglänzt.
Doch auf dem goldnen Rahm desselben saßen
Drei Fliegen — wirfst du das Gemäld' in's Feuer?
Du hättest einen Korb voll süßer Trauben,
An welchen kaum drei Beeren noch nicht reif sind,
Willst du die Trauben vor die Säue schütten?
Zehntausend ganz vollkommen schöne Jungfraun
Umschwebten dich, sie lächelten dich an,
Doch Sieben hätten sieben graue Haare,
Willst du sie alle in die Hölle stoßen?
Das willst du nicht. — Doch thust du Schlimmeres,
Wenn du nicht sagst: „„Der Mensch ist gut; u. s. w.""

*) Peccatillo, Bagatelle, Sündchen. (Reminiscenz aus Vorlesungen.)

Mit dem stärksten Bannspruch will uns der Dichter hier in einen Ultrapelagianismus hineinängstigen. Schweigen genügt ihm nicht einmal; wir sollen's bekennen! der Mensch ist gut. Schon unser Schweigen über diesen Punkt ist Schlimmeres, als hätten wir zehntausend vollkommen schöne Jungfrauen zur Hölle gestoßen um sieben grauer Haare willen. Wie vielmehr wenn wir sagen: das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Wie nehmen sich aber zehntausend ganz vollkommen schöne Jungfrauen aus, unter denen sieben sind mit sieben grauen Haaren? Etwas abentheuerlich, etwas gespenstisch, wie in einem „Mährchen." Diejenigen aber, welche also beruhigt sind über das Verderben in der Menschenwelt, sollten billig neben den sieben grauen Haaren die christliche Lehre vom Sündenelend auch noch als das achte graue Haar hingehen lassen. Aber nein, hier verlieren sie die pantheistische Contenance, wie wir an Petrick gesehen haben. Auch der ruhige edle Verf. geräth bei dieser Veranlassung in einen herben Verdruß. Er sagt nämlich: „Wenn Tadeln weise, reich und glücklich macht, Dann will ich auch mir meine Augen blenden, Und meinem Geiste sagen:, „„schweig du Hund!"" Möge er das auch nur keinem andern Geiste sagen, der die Welt straft um die Sünde. Wie sprechend wahr tritt dem phantastischen Gleichnisse von den zehntausend Jungfrauen mit den sieben grauen Haaren das heilige Gleichniß von den zehn Jungfrauen, von den fünf thörichten und fünf klugen Jungfrauen, entgegen!

Auf eine solche Ansicht von dem natürlichen Zustande des Menschengeschlechts ist nun natürlich kein Schatten von Erlösungslehre zu bauen. Der Dichter weiß für gewiß, abgesehen von der Erlösungsfrage, daß es „mit Allen ein gutes Ende nimmt,“ daß „Alle an einen guten Ort“ kommen. Freilich spricht er mit tiefer Ehrfurcht von Christo.

„Der hatte viel gedacht, und viel gelitten,
Dem ihr als König Palmen streut zur Burg.
Er hatte eure Schmerzen überwunden
Und seine Schmerzen. Er sah, was ihr thatet,
Daß ihr voll Freuden ihn zum König weihtet.
Er ist es noch! Er ist es allen Völkern,
Selbst allen Königen, die vor ihm knien —
Und untergehen .... wenn sie sein Wort verachten,
Sein Testament, das er der Welt verlassen.“

Und doch scheint der Verf. diesem Könige, dessen Testament man nicht verachten soll, wenn man nicht untergehen will, nicht einmal den Ruhm des reinen, vollendeten Menschenlebens einzuräumen. Er spricht nämlich einmal von einem schönen, göttlichen Sterben, und ruft dabei aus: „Und einst, nur einst wird Tod und Sterben seyn: Wenn Einer wahrhaft menschlich je gelebt, nicht nur gelehrt, geahndet und gewirkt — Und Einer nicht kann wahrhaft-menschlich leben, Bis Alle menschenwürdig sterben können.“ Hier bricht schon deutlich dieselbe Vorstellung von Christo hervor, welche der Würtemberger Strauß verkündigt hat. Mit seltsamer Verhüllung scheint er die Entbehrlichkeit Christi anzudeuten in folgenden Worten, womit er dem, der sich betend seine Stelle zum Tabor verklärt,

zuruft: „Was soll dir Moses und Elias, † †, Wenn Gott bei dir ist, in dir, um dich rings, Laut und geheim, umfangend und umfangen.“ Unter der 15ten Nummer des Decembers aber wird der pantheistische Christus oder Gottmensch gerade in derselben Fassung poetisch verkündigt, wie ihn der Dr. Strauß in dem dogmatischen Theile seines Werkes dargestellt hat:

— — „Drum traue nicht dem Mann, der dir den Menschen,
Dies wachsende Gebild versteint, zerreißt,
Vereinzelt in die Wurzeln seiner Kraft,
Entseelt es festbannt auf den Martertisch —
Er hat nur einen Todten dir gezeigt!
Nicht den Verein zusammenwirkender,
Zusammen herrlich lebender Gewalten!
Nein! weise glaubst du dem, der spricht: Nicht Einer
Der Menschen Alle war der Menschen Höchster,
Noch was er lehrte, wird das Letzte seyn,
Noch was er schuf, das wird das Schönste bleiben;
Du glaubst dem, und liebest den, der groß
Im großen Geist: den großen Menschen dir
— Wenn jetzt auch in Gedanken nur — erbaut
Zum Wundermahl, Geduld daran zu lernen,
Die große, heilige Geduld der Menschheit,
Die Menschen-arbeit! und die Menschenhoffnung! u. s. w.

Es ist klar, daß der Verf. die sich entwickelnde Menschheit als einen idealen Messias oder Gottmenschen an die Stelle Christi setzt. Diese antichristliche Idee scheint also hin und wieder bereits aus den pantheistischen Systemen hervorzubrechen. Sie liegt in dem Wesen dieser Weltvergötterung; in Grundvoraussetzungen, wie z. B. in folgender: „Aus Vieler Schicksal lernest du den Gott. Wer nur sein Leben kennen

lernen wollte, Der könnte eben ungeboren bleiben — Aus Aller Leben blickt der Gottheit Antlitz." Auch der Verf. erwartet deswegen noch eine bessere, große Zukunft: „Die Wachenden nur kann der Gott erlösen Von aller Nachtqual aller schwerer Träume; Wie ringt die Menschheit völlig zu erwachen!" Die Verkündigung der goldenen Zeit aus seinem Herzen lautet so:

„Nichts, nichts auf Erden ist noch elend als
Der Mensch! und Niemand, nichts auf Erden war
Je elend als der Mensch, wie lange noch!
Der Erde prophezeih' ich schöne Tage,
Doch dann erst, wenn ein Jeder klar durchschaut:
Des Menschen Leben ist auf Erden kein
Vergängliches, es ist ein Bleibendes,
Ein Fest zu dem die Millionen kommen
Vom blauen Himmel rings, ein stehend Fest,
Ein Feiertag der Geister und ein Sabbath. u. s. w.

Es läßt sich nicht läugnen, daß man in diesem Gedichte Simonistische und Heinesche Anklänge hört. Aber man hört eben sowohl christlich apokalyptische Anklänge darin. Nach Anklängen dürfen wir indeß nicht urtheilen, weder nach der einen Seite noch nach der anderen. Wir haben früher gesehen, welch eine große Aehnlichkeit besteht zwischen dem Pantheismus und dem lebendigen Gottesglauben. Diese Aehnlichkeit besteht denn auch insbesondere zwischen dem christlichen und pantheistischen Chialismus. Aber noch findet eine große Gährung statt auf diesem geistigen Gebiete. Noch haben sich die großen Gegensätze nicht klar und starr und streng fixirt. So giebt es nämlich nach der pantheistischen Seite hin große Fraktionen, und man würde

unserem Verf Unrecht thun, wollte man seine Stellung für dieselbe halten, welche z. B. die Wiederhersteller des Fleisches eingenommen haben. In seinem Zeugniß gegen: „Mord .... und Krieg ..... und .... Drohen" stimmt er mit den neuesten Stimmen; aber schon das Alte Testament, geschweige denn das Neue Testament, zeugt eben so; das Reich Gottes nimmt die Ehre dieses Zeugnisses mit dem höchsten Rechte in Anspruch, nur daß es nicht oberflächlich gemeint hat, der Krieg der Menschen könne gründlich geschlichtet werden, ohne daß erst der Krieg der Herzen geschlichtet werde. Was aber die beiden antichristlichen Spitzpunkte des jungen Deutschlands anlangt, nämlich die Lehre von der freien Fleischeslust, und von der Abrogation des Christenthums: darin tritt der Dichter seinen pantheistischen Genossen entgegen. „Die zehn Verbote," sagt er (die zehn Gebote meinend), stehen himmelhoch noch über uns." Er meint, dreimal dreitausend Jahre seyen noch nöthig, das Sechste der Verbote abzuschütteln — zu erledigen durch Erfüllung. Diese Erfüllung aber soll darin bestehen: „Die Liebe von der Schönheit unterscheidend: Wer mir gefällt, ist mein! — nicht mehr zu sagen; Wem ich gefalle, der ist mein! — nicht denkend." Diese Skizze des heiligen, idealen Ehelebens ist freilich matt und schwach, zudem unbestimmt. Aber da der Verf. neuntausend Jahre fordert für diese Bildung der Menschheit zum höchsten Eheleben, so müssen wir dennoch vermuthen, daß er das strengste, höchste Ideal ehelicher Gemeinschaft (wonach sich die für einander Geschaffenen unzertrennlich finden)

im Sinne hat. Auch ist sein Fürwort für das Bestehen des Christenthums sehr kühl und untröstlich.

„Drum bitt' ich, vor der Hand den Prediger
Auf seinem Berge ungekränkt zu lassen.
Doch das beschwör' ich, so gewiß das Alte
Der Alten nicht mehr neulebendig wird:
Der Mann, in welchem Gott war — Gott wird leben! —
Der Mann, wenn er dereinst zu Euch herabsteigt,
Und zweifach, dreifach, millionenfach
Bei Euch als Mensch, als alle Menschen lebt:
Er wird nicht dreifach goldne Kronen tragen,
Er wird in's Knopfloch keinen Orden knüpfen,
Er wird der Herr von Bethlehem nicht heißen,
Er wird nicht weibesbaar im Kloster singen." u. s. w.

Hier waltet Confusion, ganz gewiß. Meint Schefer etwa, daß „der Herr von Bethlehem," daß der Herr der Herrlichkeit, geboren zu Bethlehem, herankomme mit einem Ordensmeister zur Rechten, und mit einem Mönche zur Linken, oder gar mit einem dreifach gekrönten Papste, der vorangehe. Auch er begeht das Unrecht an dem reinen, historischen Christenthum, dasselbe mit rohen, historischen Mißbildungen, oder gar mit feindlichen Verunstaltungen seiner Ideen zu vermengen. Das darf er nicht. Ferner darf er uns die Zukunft Christi in seiner Herrlichkeit zum Weltgericht nicht durch Symbolisirung verflüchtigen, denn auch ein millionenfaches Kommen christlicher Gottesmenschen kann diese richterliche Zukunft des Gottmenschen nicht bedeuten und nicht ersetzen. Auch darf er uns nicht unter der Hand einen idealen Bergprediger in seinem System einführen wollen, während vor der Hand das historische Christenthum oder Christus noch fungiren

soll auf dem Berge. Denn darum handelt sich's eben, um den historischen Christus; daß er bleibe, als der Gekommene, als der Kommende, als der Zukünftige; als der Gekommene, so daß die Fülle der Gottheit in ihm war, in seinem Einigen Leben Gottes Antlitz; als der Kommende, in dem sein persönliches Walten von droben her die große Menschenerweckung, und die goldene Zeit herbeiführt; als der Zukünftige, der Richter über die Lebendigen und die Todten. Alsdann, wenn der König nach dem Gerichte sich niedersetzt auf den goldenen Stuhl unter den Seinen, werden auch die Gäste der neuen Erde sich lagern können auf ihre goldenen Stühle zum Mahle, und als göttlich Große in reiner Harmonie stehen mit dem göttlich großen All. Dann haben sie eben ganz „gesättigt von dem Geiste" die Edelsitte des Himmels, das geistsinnige, ätherisch zarte Genießen gelernt. Auch jetzt wird ja doch bei dem Mahle des Lebens gegessen und getrunken, leider wild gezecht! Darum eben, nicht unter dem Fluch der Enthaltsamkeit, sondern unter dem Fluche eines rohen, tölpischen Wirthschaftens in dem Gottessaale, erscheinen die Gäste meist als „Traurige, Lahme, Krüppel und Bettler." Darum, weil man des Herrn Mahl gemein macht und zum Gelage, „sind so viele Kranke unter uns, und Viele schlafen." Und darum wird's auch wenig helfen, ob „ein Nachbar dem andern in's Ohr sagt: Wir sind die Gäste, unser ist der Saal." Kein Gaudeamus igitur wird helfen, kein schallendes altes, kein geflüstertes neues. Nur Wiedergeburt durch den Geist Christi des Menschensohnes kann lebensfroh machen im himmlischen

Styl, und eine Lebensart geben, die dem herrlichen Saale und Mahle gemäß ist. Nur das Gold des Christenglaubens im Herzen stellt den Adel des Lebens wieder her, welcher den „goldenen Stühlen" gemäß ist. Freilich der Anbeginn dieses Lebens war schon einst, und die Entwickelung und Ausbreitung desselben ist eins mit dem historischen Christenthum. Nicht in verstohlenem Geflüster, sondern von den Dächern gepredigt worden ist schon längst das Evangelium: „Kommt und lasset euch versöhnen mit Gott; werdet Christi Miterben, Gottes Kinder, Gottes Erben; Alles ist euer; alle Kreatur Gottes ist gut, und nichts verwerflich, was mit Danksagung genossen wird; sorget nicht für den andern Morgen, schauet die Vögel unter dem Himmel an, und die Lilien auf dem Felde u. s. w." Und auch wir glauben an eine glorificirte Menschheit, wie sie durch die Wirkungen dieses Evangeliums im Werden ist, an Gäste des großen Abendmahls, gesalbte Menschen, die ein Leib sind, also ein Mensch, und die unter dem Vatersegen Gottes „Söhne und Töchter" genannt werden. Aber das Haupt dieser gerechten, werdenden, zukünftigen Menschheit ist Christus, bleibt Christus. In ihm ist die Menschheit herrlich, durch ihn w i r d sie herrlich. Auf dieses Dogma kommt Alles an; wir dürfen unseren Herrn nicht verlieren in der Menschenmasse. Denn erstlich nur seine Person ist unsere Versöhnung, zweitens unsere belebende Kraft, drittens unser Urbild. Sind wir die alten Menschen noch, so würden wir verloren gehen, wenn wir nicht in ein persönliches Verhältniß zu ihm

träten. Sind wir im Werden der Wiedergeburt: so bedürfen wir seiner Person bei jedem Schritt: seiner Gerechtigkeit für uns, die uns das Vaterantlitz entwölkt, seines Geistes, der uns den Sieg gibt, seines bildenden Vorbildes. Und sind wir einst neue Menschen: werden wir dann den Dank ihm schuldig bleiben, schuldig bleiben das Hallelujah dem Lamme, in welchem „der sanfte Geist des Alls" erschien zu unserem Heil? Und sollten wir denn verkennen den höchsten Abglanz der Herrlichkeit Gottes in seiner Geschichte, in seinem Siege und in seinem Antlitz? Um die Würde und um die Fahne des großen Menschenkönigs herum entsteht ein großer Streit. Dem reinsten, göttlichsten Royalismus gegenüber entwickelt sich die Meuterei eines nicht politischen, sondern religiösen Republikanismus. Diejenigen aber, welche sich alle in die Majestät des Gottmenschen und Weltheilandes, nicht christlich ihn als das Haupt ehrend, sondern antichristlich theilen wollen, werden einen erzbösen Despoten bekommen, desgleichen nicht gewesen ist „das Kind des Verderbens, der da ist ein Widerwärtiger, und sich erhebt über Alles, das Gott oder Gottesdienst heißt, also daß er sich setzt in den Tempel Gottes, als ein Gott, und gibt sich vor, er sey Gott." (2 Thess. 4.) Denn es individualisirt sich jede geistige Bewegung, auch der praktische Pantheismus wird sich individualisiren in einem Großen. Das jetzige Geschlecht aber hungert nach einem Großen, was er auch bringen mag.

Noch aber ist große Gährung. Die reinsten, christlichsten Ideen und Erwartungen wogen noch mit den

trübsten, antichristlichsten durcheinander. Edle, tief=blickende, fromme Geister werden berauscht in diesem Ahnungsbrausen, bei diesem Schimmerglanz von Gesichten der Zukunft; denn schon wirken die Kräfte, durch welche, wenn's möglich wäre, auch die Auserwählten verführt würden. Man würde sehr Unrecht thun, wenn man diese Geister, die im Ahnungsblick auf christliche Ideen, oder zu erwartende Evolutionen, theilweise durch antichristliche Aehnlichkeiten getäuscht und befangen werden, aufgeben wollte. Was der Verfasser der Lucinde später der Katholischen Kirche wurde zu ihrer Weiterbildung, und der Verfasser der Briefe über die Lucinde der Evangelischen: das können für eine höhere Lebensphase der Kirche solche Geister werden, welche, jetzt zum Theil pantheistisch befangen, auch von Zauberscheinen des praktischen Pantheismus bereits eingenommen, doch im Grunde für die göttlichen und christlichen Urbilder empfänglich und bestimmt sind, die sie noch nicht von den Karrikaturen derselben in der Ansicht zu unterscheiden, im Herzen zu scheiden gelernt haben. Das Merkmal dieser rein Irrenden ist wohl dies, daß sie an die Identität ihrer Richtung mit dem Christenthum glauben, und ächte Begeisterung und sittlichen Ernst zeigen. Andere bilden sich das System nach dem Gelüsten ihres wüsten Herzens, und nach dem Brandmal in ihrem Gewissen. Man verwechsele sie nicht, obschon eine leidige, allgemeine Sympathie unter ihnen besteht. Zu diesen besseren Geistern, welche Organe des Zeitgeistes sind, gehört ohne Zweifel Schefer. Die Dämmerung seines Werkes, durch

welche finstere Larven schweben, ist auch von schönen Lichtblitzen erhellt und geröthet. Sind es Lichter des scheidenden oder des kommenden Tages? Wir hoffen, des kommenden, denn Schefer sagt: selbst Könige gehen unter, wenn sie sein Wort verachten, sein Testament. Auch von Königlichen Dichtern muß er dies gemeint haben.

Vorletzter Weltgang von Semilasso. Traum und Wachen. Aus den Papieren des Verstorbenen. Drei Theile. Stuttgart, Hallbergersche Verlagshandlung, 1835.

Nachdem wir unseren Lesern erst über eine pantheistische Theorie und Poesie Bericht erstattet haben, sollte nun auch von einer pantheistischen Praktik die Rede seyn. Allein unsere Beschäftigung mit Schefer's Laienbrevier hat so viel Zeit und Raum in Anspruch genommen, daß wir für billig halten, uns bei der Anzeige des vorgenannten Werkes, aus welchem nämlich eine solche pantheistische Praktik durchscheint, auf eine kleine Skizze zu beschränken.

Semilasso ist ein fingirter Name. Es ist „der Verstorbene," dessen Werk über England einen großen Ruf von der ephemeren Art erlangt hat, ein hochgestellter Weltmann. „Das Wort Weltgang ist nach Analogie der Worte: Kirchgang, Spaziergang, Frohngang u. s. w., zu verstehen," sagt der Verfasser. — Oder, setzen wir hinzu, nach Analogie der neuen Worte: weltgroß, Weltheilige, Weltschmerz. Die vor-

liegenden Bände enthalten Berichte von einer Reise durch Deutschland und Frankreich bis nach dem Fuße der Pyrenäen, und wieder zurück bis nach Toulon. Ueber den Charakter dieses Werkes, so wie der Briefe eines Verstorbenen und der Schrift Tutti frutti von demselben Verf., hat ein Recensent in den Leipziger Blättern für literarische Unterhaltung mit so viel geistiger Ueberlegenheit, herrlich sprudelndem Humor und sittlich strafendem Ernst geredet, daß wir bedauern, die Nummern des fraglichen Aufsatzes in jenen Blättern nicht mehr bezeichnen zu können.

Semilasso hat eine große Lust an Französischen Citaten, und eine starke Vorliebe für den Französischen Ausdruck. Als Geschmack des Einzelnen geht uns das nichts an. Wohl aber hat der Deutsche evangelische Christ ein religiöses Interesse gegen die wiederkehrende französirende Richtung, welcher sich viele Geister des Vaterlandes ergeben haben. Wenn der Deutsche Genius vor dem Französischen sich neigt: das ist allemal ein böses Omen. Denn es ist ein Zeichen, daß er seine Tiefe verlassen hat, in deren Kraft er den Ausländer geistig beherrschen könnte, um in einer spirituösen Oberflächlichkeit und Weltlichkeit mit demselben zu wetteifern. Dann verfällt er allmählig der Meisterschaft des Französischen Geistes. Paris wird seine Metropolis auch in religiöser Beziehung. Die Söhne Luther's gehen dann in die Schule bei den Söhnen Voltaire's. Einmal hat uns dieses Buhlen mit den Französischen Landesgeistern auch bürgerlich die Freiheit gekostet, und unsäglichen Jammer

bereitet. Diesmal wurde die Hinneigung wiederum stark, besonders von Süddeutschland aus. Dürfen wir sagen: sie wurde? Es ist doch eine Hoffnung vorhanden, daß der Deutsche Geist diesmal in einem tieferen und reiferen Bewußtseyn seiner herrlichen Nationalgabe und Würde und seines theokratischen Berufs, sich freimachen werde von jener falschen Scham über seine Langsamkeit, Einsilbigkeit und Bürgerlichkeit, welche das Französische Imponiren gewöhnlich in ihm erweckt. Erregen und wach erhalten lassen sollen wir uns von dorther; nicht aber fortreißen und leiten lassen. Wir bedürfen keines beschränkten Nationalwiderwillens dazu, um unsere eigenthümliche germanisch-christliche Fassung zu behaupten. Hoffentlich werden die jetzt wieder auflebenden französirenden Richtungen als Nachwuchs der älteren bald altfränkisch werden. Denn sonst leiten sie nicht nur jenseitige Moden, sondern auch verderbliche Sitten und zerstörende Dogmen herüber in einer überwältigenden Fluth.

Semilasso hat ferner eine Freude an lasciven Anspielungen, an zweideutigen Scherzen. Auch das gehört an sich nicht hieher. Wie viele Bücher von dieser unreinen Natur muß man unbeachtet den Weg des Fleisches gehen lassen. Möge nur dieser Ton des lüsternen Anspielens durch solche Beispiele nicht wieder angebahnt werden in der gebildeten Welt! Was uns aber veranlaßt, diesen Ton hier zu berücksichtigen, überhaupt auf das Werk zu kommen, das ist die Vermischung solcher verwerflichen Aeußerungen mit ernst-religiösen; der leise Durchschein eines dogmatischen

Systems, einer pantheistischen Richtung. So drängt z. B. der Verf. beinahe in einem Athem den grellsten Widerspruch religiöser Erhebung und strafbarer Lüsternheit zusammen (S. 74. Bd. I.): „Werdet Menschen im edleren Sinne, werdet ächte Christen! dann hören die Vornehmen, wie Krieg und Pest, von selbst auf— so lange ihr aber dazu weder den Muth, noch den Willen habt, so lange fügt euch den Vorurtheilen, und vorzugsweise denen, die euch am wenigsten schaden, und die am wenigsten unsinnig sind. So würde ich den Liberalen zurufen, wenn ich ein constitutioneller Minister wäre, als legitimer würde ich sie erst gar nicht so weit kommen lassen. — Deiner Empfehlung gemäß führ' ich nach Franzensbrunnen, das freilich wenig Erwähnungswerthes darbietet. Der Brunnen schmeckt jedoch vortrefflich, und macht Appetit, was ich Beides sehr hoch schätze. Ueberdies gibt es in dieser Gegend eine große Menge hübscher Grisetten, die nicht für grausam passiren, und deren originelle Tracht, mit dem kokett um den Kopf geschlungenen schwarzen Tuche, doppelt anzieht — alles große Vortheile eines Badeortes." Was kann dieser Prediger des ächten Christenthums mit dem Wohlgefallen an koketten Grisetten, welche nicht grausam sind, anders meinen, als ein neues, anderes Christenthum, welches kein Christenthum ist, sondern fluchvolle Verirrung und Verführung, namentlich auch zu den Sünden der fleischlichen Lust!

Darüber läßt er uns denn auch nicht in Zweifel. Seine Hoffnung auf eine neue Religion ruht auf

einem skeptischen Grunde, wie überhaupt bei denen, welche diese Hoffnung hegen. „Du lieber Gott, dachte ich, wer uns alle freiwilligen und unfreiwilligen Lügen der Geschichte aufdecken könnte, würde uns gewiß einen schlechten Dienst erweisen. Mancher käme dabei um seine Lieblingshelden, und Mancher gar um seine Religion. In diesem Lande der Täuschung, was ist am Ende an ein Bischen mehr oder weniger Wahrheit gelegen." Die Hoffnung selber spricht er in der folgenden Stelle aus (Bd. II. S. 82.): „Sie kennen Frau v. Constant. Ich habe sie ganz verjüngt wiedergefunden, und sehr mit ihrem Aufenthalt in England zufrieden, von welchem Lande sie eben zurückkam. Ihr eigenes Verdienst, und der große Name ihres verstorbenen Mannes öffneten ihr dort alle Thüren, und verbürgten ihr die zuvorkommendste Aufnahme. Ich erzählte ihr, was Rahel von Constant so treffend, so geistreich erschöpfend wie immer sagt, und frug sie nachher, was eigentlich ihres Mannes Ansicht vom Christenthum gewesen sey? „„Er glaubte,"" sagte sie, „„daß die göttliche Offenbarung auf der Erde nie aufhöre, daß Christus zu seiner Zeit Eins der auserwählten Organe für dieselbe gewesen sey, daß jedoch die Zeit abgelaufen schiene, wo diese Erscheinung hinreiche."" Herr Neumann wird ihm das nicht passiren lassen, ich halte aber die Ansicht um so wahrer, da Christus selbst keine andere gehabt zu haben scheint,*) und die Erfahrung bestätigt sie

*) So wie Röhr sagt in den Briefen über den Ratio-

auch, denn verändert sich die Auslegung des Christenthums nicht fortwährend sichtlich in sich selbst? Ich für meine Person vernahm mit Vergnügen eine so große Auctorität für meinen eigenen Glauben." Er vernahm mit Vergnügen die große Auctorität von Benjamin Constant, um noch fester zu glauben, daß die Auctorität Christi im Erlöschen sey. Darum erschien ihm auch in Baiern, als er binnen einer halben Stunde an drei Klöstern vorbei kam, die sämmtlich in Fabriken verwandelt waren, in diesem Umstande „gewissermaßen schon ein stiller Sieg des St. Simonismus über den Katholicismus."

Semilasso's Hoffnung auf eine neue Religion geht also nach der pantheistischen oder St. Simonistischen Seite hinaus. Eine religiöse, irrende Sehnsucht nach der Herrlichkeit der Welt scheint auch seinen Zügen zum Grunde zu liegen. Daher ist seine Reise ein Weltgang, eine ächt moderne Pilgerfahrt, wenn auch noch nicht mit durchgeführtem pantheistischen Bewußtseyn. Dieses Genre fängt überhaupt erst an, und zeigt daher auch nur Anfänge. Das Augenmerk Semilasso's auf seinen Reisen ist alles Bedeutende, am meisten aber sind es hochstehende Geister oder berühmte Geistesprodukte, schöne Landschaften, schöne Weiber, merkwürdige Naturprodukte, besonders aber

---

nalismus: Christus war bescheiden genug, mit dem Dichter zu sprechen:

„Wenn, was ich pflanzte, freudig sproßt,
Vergesse meiner man getrost."

auch kostbare Gerichte, Heimlichkeiten der höheren Gastronomie.

In Paris sah er die Lucrèce Borghia von Victor Hugo, ein gräuel- und grauenvolles Schauspiel, aufführen. Davon erzählt er: „Es entlockte mir Thränen der Bewunderung, denn nichts rührt mich mehr, als das Gewahrwerden des Genies. Dies ist eine Frömmigkeit wie eine andere, auch der religiösen verwandt, in der man Gott, das höchste Genie, gewahr wird.“

Am Fuße der Pyrenäen entzückte ihn die herrliche Natur. „Im Anfang zeigt sich die Natur schroffer, die Kultur verschwindet fast, und kahle Felsen, nur hie und da mit Haidekraut bedeckt, nehmen ihre Stelle ein. Aber es ist dies nur ein Uebergang, die Pforte zu dem Allerheiligsten. Man betritt endlich das Thal der Gave de Pau, und betäubt, berauscht von Entzücken, glaubt man in der Welt der Seligen zu seyn. — — Jarref, so heißt der Felsen, dessen Fuß ich außer mir, und in thörichter Inbrunst, wie den einer Geliebten geküßt. — — Dies ist die kalte, elende Beschreibung eines Anblicks, der mich, wie unbewußt, die Hände falten ließ, und süße Thränen in mein Auge drängte. Soll ich es sagen — aber ich habe jetzt unabweisliche Gedanken eines nahen Todes. O mein Gott! dachte ich, in solch einem Augenblick laß mich sterben, er gehört schon halb dem Jenseits an, und gießt himmlischen Trost in die bedrückteste Seele, einen Trost, für den die arme Menschensprache keine Worte mehr hat.“

Von seinem Zuge durch Baiern erzählt er folgende Einzelnheit. „Noch hübscher aber ist es, wenn man unter so einer vom Berge herabdrohenden Ruine zwei holde Mädchen ansichtig wird, wie es Semilasso auf der nächsten Station zu Theil ward. Es waren des Wirths Töchter, achtzehn und neunzehn Sommer alt, ein guter Grund für Jemand, der nichts zu versäumen hatte, hier Mittag zu machen. Semilasso meinte, wenn er ein hübsches Mädchen in Baiern sähe, fiele ihm immer unwillkührlich die Statistik ein, in welcher er gelesen, daß man in diesem Lande auf drei Kinder nur eins von ehelicher Natur rechne. Die beiden Grazien dieses von Weinbergen umgebenen Oertchens konnte man fast regelmäßige Schönheiten nennen, besonders die älteste mit kastanienbraunem Haar, dunklen, sich fast berührenden Augenbraunen, tiefblauen, feuchtglänzenden Augen, Zähnen wie ein Mäuschen, Lippen wie Purpur, und einem Teint, wie Milch und Blut. Als unser Freund (Semilasso) sie scherzend frug, ob ihre Füßchen unter den lichtblauen Strümpfen eben so weiß wären, wie ihr Gesicht, antwortete sie mit allerliebster Naivetät und halb pikirt: Das will ich meinen, da ich täglich Strümpfe trage."

Im südlichen Frankreich sah der Verf. in einem Königl. Gestüthof Arabische Pferde „von bezaubernder Herrlichkeit." „Es liegt," sagt er dabei, „in der Schönheit, wer Sinn dafür hat, selbst beim Thiere, wie auch bei der sogenannten todten Natur, da, wo sie ihren höchsten Grad erreicht, etwas Gött-

liches, das eine Empfindung, der Liebe ähnlich, hervorbringt."

Der Verf., welcher „immer Englischen Senf und Harveysauce" mit sich führt „pour corriger la fortune du pot," gibt unter manchen gastronomischen Notizen auch diese: „Ich melirte diesen Abend Erdbeer-Crême mit ausgekernten Kirschenkompotte, eine nicht nur für den Gaumen, sondern, wenn sie mit Kunst behandelt wird, auch für das Auge wahrhaft Lukullische Speise."

Man sieht, wie dem Reisenden in den Werken des Genies, in der Schönheit der Natur, und in dem edlen Schwung der Arabischen Rosse selbst der Blitz des Göttlichen erscheinen kann. Die genannten drei Momente zog er bis in die Theologie empor. Die Baierischen Grazien wußte er aber nur in die Mythologie emporzuziehen, und die „Lukullische" Speise nur in die Region der historischen Anschauung. Bei den letzteren zwei Momenten wurde wahrscheinlich die Betrachtung von sinnlicher Lüsternheit niedergehalten. Offenbar ist aber diese Weltschau eine pantheistische in ihrem Werden. Darin lassen sich noch ganz andere Fortschritte besorgen, so daß die Lukullische Speise in Götterduft verwandelt wird, und die Grazien werden verwandelt in Königinnen des Himmels. Worin aber alsdann bei allem Andachtsschein, bei allen schönen Bemerkungen seiner Bildung, bei allem Ausbrechen süßer Thränen das Heillose liegen wird, das ist eben das Pantheistische der Weltandacht, wie wir es früher charakterisirt haben, das Abgöttische, das Ungeistliche,

das Gesetzlose, das Maßlose, und darum auch Trostlose. So hinderte z. B. hier der Gräuelinhalt der Lucrèce unseren Verf. nicht, sich der frommen Anschauung des Genies in demselben Werke mit Thränen der Bewunderung hinzugeben. So erkannte er das Göttliche nicht durch die Schönheit, sondern in der Schönheit des Arabischen Rosses; seine Gedanken stiegen nicht von dem Geschöpf zum Schöpfer empor. Es ist gewiß zu erwarten, daß in der Entwickelung des Christenthums selbst, auf den Höhen christlicher Lebensbildung, wie die Zukunft zu ihnen hinanführt, der menschliche Sinn für die Allgegenwart Gottes ganz geweckt werden wird: daß die schönen Landschaften als wirkliche Heiligthümer, als Bethels betreten werden, daß man Gott preisen wird um jede Macht und Gabe, die er den Menschen gegeben hat, daß man die weiblichen Schönheiten loben wird mit heiligem, frommem Wohlgefallen, wie die Bibel die schöne Sara, die schöne Rahel und Andere lobt, und daß man in Adam's und Eva's Gestalt Bildungen anschaut zum Bilde Gottes, daß man von der Herrlichkeit des Herrn predigen kann mit der Hinweisung auf seine herrlichen Geschöpfe, auf das Roß zum Beispiel wie im Buche Hiob, und daß auch das Schmecken wird ein Sehen, wie freundlich der Herr ist, und alle Kochgeschirre dem Herrn geheiligt sind, wie ein Prophet verkündigt. Dann aber wird man nicht neun und neunzig Felder verachten, um das hundertste endlich zu loben als schöne Landschaft. Man wird jede Schöne geheiligt wissen, dem geweiht,

dem sie der Herr zum Ehebunde zuführen will, damit auch die Statistik nur Offenbarung des Göttlichen werde, und nicht des Gottlosen. Und alsdann wird man die Güte Gottes eben sowohl im täglichen Brodt schmecken, wie im feinsten Gewürz. Weil aber zu solcher christlichen Gotteserkenntniß die vielversuchte, sündige Menschheit berufen ist, darum geht die große pantheistische Mißdeutung und Verderbniß vieler Ahnungen jener Zukunft voran; als Verirrung, als Verführung.

Klagen eines Juden.

Mannheim. Druck und Verlag von Heinrich Hoff. 1837. *)

Klagen eines Juden — dieser Titel nimmt die Theilnahme des Christen billig in Anspruch. Wo überhaupt die Klage ertönt, da ist eine Stätte der Hoffnung für die Kinder des Evangeliums; denn die Klage ist ein Signal, daß das trotzige Menschenherz sich bewegt unter den Schlägen des Unglücks, oder unter dem Drucke des Elends, und im Begriff ist, sich in ein zagendes Herz zu verwandeln; dieses Zagen kann aber unter dem Walten des Geistes Gottes zu einer göttlichen Traurigkeit werden, die eine Reue wirkt zur Seligkeit, welche Niemand gereuet. Gott will wohnen bei den zerschlagenen Herzen. Das Seufzen der Creatur enthält in sich selber schon eine dunkle Weissagung auf die Erlösung. Den Armen wird das Evangelium gepredigt. Wenn aber die er-

---

*) Aus der Evangel. Kirchenzeitung. 1837.

schallende Klage gar eines Juden Klage ist, so geziemt es der christlichen Umgebung, mit herzlicher Theilnahme nachzufragen nach der Quelle, aus welcher sie entspringt. Der Jude ist ein Fremdling in den Thoren des Neutestamentlichen Jerusalems; ein gedrückter, armer, schmachbeladener Fremdling, und wenn er klagt, so ist ihm vielleicht ein Unrecht geschehen von fleischlichgesinnten Kindern der Christenheit, wogegen die christliche Gerechtigkeit strafend eifern muß. Der Jude ist nach dem Fleische ein Blutsverwandter des großen Königs, dem wir unsere Knie beugen, und wenn er auch das schwere Verhängniß, das auf ihm lastet, fortwährend verwirkt, so muß es ihm doch gelindert werden durch Liebe, Mitleid und Verwendung aus Zion, d. h. aus der Gemeinde der Gläubigen. Die christlichen Väter haben ihre Kinder zu schelten, wenn sie in sündigem Unverstande den Kindern der Juden etwas zu Leide thun, so daß sie klagen müssen. Vielleicht aber sind auch die Klagen eines Juden von der heiligsten Art — Klagen wie jene, welche die dreitausend Israeliten erhoben, als ihnen am ersten Pfingstfeste der Apostel Petrus die strafende Wahrheit verkündigte, daß sie den Herrn der Herrlichkeit, ihren Messias gekreuzigt hätten. Da sie das höreten, ging es ihnen durch's Herz, erzählt Lucas Apg. 2., und sie sprachen zu Petro und den anderen Aposteln: Ihr Männer, lieben Brüder, was sollen wir thun? Diese Frage kam aus tieferschütterten Herzen als Wehklage über die große Schuld im Gefühle großer Verlorenheit. Petrus sprach zu ihnen: Thut Buße, und lasse

sich ein Jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden, so werdet ihr empfahen die Gaben des heiligen Geistes. Wo solche Klagen sich vernehmen lassen, da zerreißt gleichsam immer von neuem der Vorhang zum Allerheiligsten, da ist das Evangelium zu verkündigen mit der brüderlichen Aufforderung: So lasset uns nun hinzutreten mit Freudigkeit zu dem Gnadenthrone!

Sind nun diese Klagen, die uns hier in einer literarischen Erscheinung entgegentönen, von der letzteren Art? Sie sind es beinahe. Daß von einem solchen Beinahe überhaupt wohl die Rede seyn könne, beweist das Urtheil, womit Christus einen Schriftgelehrten segnete und strafte zugleich, indem er ihm zurief: Du bist nicht ferne vom Reiche Gottes.

Zuerst wäre wohl die Frage zu erledigen, ob dieses Werk als poetisches Produkt im modernen Sinne, oder im Alttestamentlichen Sinne zu betrachten sey. In dieser Zeit der Seelenwanderungen, der Gemüthsmetamorphosen, oder der poetischen Spiele mit dem tiefsten Todesernst, und mit dem Heiligen selbst, in einer Zeit, wo sogar ein Byron in Hebräischen Gesängen über die Schmach Jerusalems klagt, wo Göthe als Sufi im westöstlichen Divan ein orientalisches Wohlleben führt, wo Victor Hugo in seinen Orientalen bald im Geiste eines Sultans, bald im Tone eines Arabischen Beduinen singt, wo Rückert als ein Bramine der Indianischen Flur Sprüche der Weisheit dichtet, und wo beinahe Claus Harms sich hätte verleiten lassen, Makamen in seine Predig-

ten einzuflechten als ein Surrogat des Redens mit Zungen — in einer solchen Zeit ist es nicht überflüssig, nach dem subjektiven Ernste in Geistesprodukten von Bedeutung zu fragen, namentlich wenn sie dem lyrischen, oder wie hier, dem elegischen Gebiete der Poesie angehören, und von einem entschiedenen künstlerischen Streben Zeugniß geben. Treten wir mit diesem allgemeinen Bewußtseyn von dem modernen Zwiespalt zwischen der Kunst und dem Leben an das vorliegende Werk heran, so bestärkt uns für's Erste der Verfasser selber noch in der Annahme, daß wir es hier mit einem künstlerischen Pracht- oder Schaustück könnten zu thun haben. Er ist nämlich der Meinung, in neuester Zeit sey wohl kein Werk in so wenigen Blättern erschienen, welches für die Form, die Darstellung und das Colorit so mannichfache Bemühungen, und so sorgsam subtile Prüfung in sich berge, als das vorliegende. Wir sind zwar weit entfernt, ihm seine Ehrfurcht für die Form zu verdenken, oder was er über das Wesen derselben Anerkennungswerthes sagt, zu mißdeuten, aber es scheint uns doch, als ob das Uebergewicht, womit er die Außenseite seines Werkes bedacht, auf ein Uebergewicht des künstlerischen Strebens über den theokratischen Trauergeist schließen lasse. Er sagt: „Mit welchen Schwierigkeiten ich zu kämpfen gehabt, wie ich die Ausdrücke gewählt, jeden Tonfall berücksichtigt, jedes Wort in die rhythmische Wendung gebracht, und wie ich oft mit Sylben gemalt, werden die Einsichtigen erkennen.“ Man findet besonders in einer Note zu der zweiten

Elegie, den limitirenden Künstler beschäftigt, obschon er sich gerade zu dieser Elegie am wenigsten schicken möchte. „Die grellen Töne" — sagt der Verf. — „und die Herbigkeit dieser Elegie bedürfen einer Rechtfertigung; denn der Schmerz erreicht in ihr jene bittere, ironische Spitze, welche der Dichter gern vermieden hätte, weil sie wie Spott klingt. Er hat aber alle Tinten des Grams über sein Gemälde gehaucht, und er durfte neben der sanften Melancholie auch den Trotz nicht zurückweisen. Bei dem Verhältnisse, in welchem eben diese Dichtung zu dem Ganzen steht, wird Niemand an einzelnen Wendungen etwas auszusetzen haben, da sie ihre Versöhnung finden. Um die Herbigkeit künstlerisch zu mildern, und die allzu dunklen Schattenpartien einigermaßen zu erhellen, hat man die nachfolgende eigenthümliche Form gewählt." Aus diesem Uebergewicht des künstlerischen Strebens hat man sich denn auch das Uebermaß von Klang und Tönen zu erklären, welches in dem Werke hervortritt, und wovon das folgende Stück eine Probe seyn möge: „Herbei, herbei, herbei! Ihr Götter, und ihr Menschen, ihr Völker und ihr Geister herbei! Es beginnt des Kampfspiels Reigen, es beginnt der Wettgesang. Wem in der Seele blüht ein Gram und ein Wehe, der tret' in die Schranke, und ring' um den Preis, und ring' um den Preis. Und wessen Leid, und wessen Lied die Krone ist der Schmerzen, der soll der König seyn, der König seyn, der König vom Gram, der König vom Wehe." Vielleicht ist auch die Weissagung in der vorletzten Elegie,

welche an das Horazische monumentum exegi erinnert, dem Künstler als solchem zuzuschreiben: „Das aber erkenn' ich, das saget mir der Geist: ihr seyd auf ewigem Erz geweint, ihr meine Thränen, und fort und fort wirst du erklingen, du meine Elegie." Allein schon dadurch, daß wir von einem Uebergewicht der künstlerischen Tendenz redeten, haben wir einen reellen Bestand des Lebens, des klagenden, leidenden Gemüthes, Israelitischer Schmerzen anerkannt, und diese Anerkennung muß denn auch ausdrücklich ausgesprochen werden. Das Werk ist eine bedeutende Judenklage. Es sind die Elegieen eines sehr ernsten, tief trauernden, frommen und begabten Israelitischen Geistes.

Das ganze Werk umfaßt acht und zwanzig Elegieen. Voran geht eine Einleitung von XXX Seiten, welche der anonyme Verf. mit den Worten: „Berlin, den 24. Dec. 1836. J. J." unterzeichnet hat*). Die Elegieen haben keine Ueberschriften; wir wollen versuchen, der ersten Hälfte solche zu geben, um sie auf's Kürzeste zu charakterisiren. 1. Glücklich ist der Christ, unglücklich der Jude. 2. Er singt ein Lied von Gott, von der Hoffnung, von seinem Spotte. 3. Seufzer zu dem Herrn, der mit jedem Frühling die Erde erlöst, er wolle sein Volk erlösen. 4. Wir haben keine Wappen, und uns wehen keine Fahnen. 5. Er sendet seinen zerstreuten Brüdern ein Liebeszeichen, eine

*) Der Verfasser heißt nach öffentlichen Blättern Jacobi.

Bundesfahne, das Alte Testament. 6. Er tröstet die Kinder seines Volkes, welche klagen, daß sie die hellen, schönen Namen der Christen nicht mehr tragen sollen, sondern die dunklen und häßlichen der Juden. Sie sollen mit Stolz die stolzen Namen der Väter tragen. 7. Er will als Israelit begraben seyn, geweihte Erde von Jerusalem unter sein Gebein gestreut, die Grabschrift soll lauten: Hier ruht ein Jude in der Fremde. Er sehnte sich, er ward gepeinigt, und er duldete. 8. Andere Völker haben Heldenbücher, stolze Tafeln, prunkende Geschlechtsregister. Des Juden Heldenbuch ist das Alte Testament, seine Burg der Alte Bund, im Worte Gottes ist sein Panier und seine Waffenkammer, sein Leid und sein Gram sind seine Siegstrophäen. 9. Der Genius des jüdisches Volkes. 10. Er begrüßt das nordische Vaterland, die Deutsche Heimath, und erkennt das Heimathliche in den Deutschen Wäldern, das Verwandte in dem Deutschen Geiste. 11. O wüßtet Ihr, wie weh und bang dem Juden das Herz pocht, wie seine Seele sich grämt und härmt; so manches Bittere, so manche Qual wär' ihm erspart. 12. Das Leid des Juden und sein Klagelied besiegt alle andern im Wettkampf mit dem Jammer der Götter, der Menschen, der Völker und der Geister. 13. Der Genius der Griechischen Welt, der Genius der Deutschen Welt, und der Genius seines Volkes. Dem ersten weiht er Lieder, Blumen, Tänze, dem zweiten ein riesiges Heldenschwert, dem dritten gräbt er ein tiefes Grab. 14. Die Schwalbe kehrt heim mit dem

Frühling — auch Israel wird seinen Frühling haben und heimkehren. Die bedeutendsten Elegieen, welche nun noch folgen, werden ihrem Inhalte nach auch noch besprochen werden.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß der Verf. für seine Gedichte keine höhere und schönere Form zu finden gewußt hat, als die Form der Psalmen. Erst hat er für sein Werk lange nach der passendsten Form sich umgesehen, und nach einander die gewöhnliche Prosa, das Griechische Versmaß, die modernen Formen, gereimte und ungereimte Versarten verworfen. „Da geschah es," sagt er, „daß äußerliche und innerliche Stürme zerrüttend und auflösend über mich kamen, wie das wohl allen denen begegnet seyn wird, die sich in dieser wildbewegten Zeit zu früh auf die Bühne gewagt. Die Werke der Kunst und Poesie, die mich sonst gestärkt, erhoben und erquickt, erfüllten diesmal nicht ihre Hülfe. Ich griff zu dem alten Buche der Erbauung und des Trostes, zu den Psalmen; mit aller Inbrunst eines leidenschaftlichen und schmerzlich ringenden Gefühls versenkte ich mich in die heiligen Gesänge. Hat wohl irgend eine Nation ein Volksbuch aufzuweisen, wie dieses? Das ist ein Wort, welches den Frieden des Himmels in das Herz hinablockt, welches aber nicht sehnsuchtsselig verklingt, sondern welches mit schöpferischer Lust, mit jüdischem, thatkräftigem Troste erfüllt. Es umrankte mich mit hülfreichen Liebesarmen, mit Engelszungen predigte es beschwichtigend, und es ward mir, als ob ich, zwar erhaben über die Noth des menschlichen

Treibens und erfüllt von seiner Eitelkeit, dennoch mich hinabgedrückt fühlte in die wirbelnden Kreise, zu wirken, zu schaffen, klar zu beschauen und zu begründen. Ein Geist des Friedens und des Trostes kam über mich; aber zugleich ein kühner, irdischer Geist des Schöpferdranges. — Auch das Wesen der Form ging mir auf, und ich fand dasselbe in jenen Gesängen niedergelegt. Ich möchte sagen: bei ihnen hat sich die Form und der Ausdruck noch nicht vom Wesen und der Innerlichkeit getrennt, die Spaltung ist noch nicht eingetreten, und was wir künstlerisch, methodisch und durch die Schule suchen, waltet dort unbewußt, ursprünglich, idealisch, zugleich Kern und zugleich Hülle." Wohl dem Israeliten, daß er im Unglück den Trost seiner vaterländischen Psalmen kennen gelernt und empfunden hat! Auch das, was er über die Form derselben sagt, ist sehr richtig, und dient dazu, das Verständniß der Herrlichkeit der Hebräischen Poesie und ihrer Formen zu vermitteln. Ihre Eigenthümlichkeit ist die Einheit von Kunst und Leben, oder von Poesie und Leben, die auf den gesegnetsten Gipfelpunkten des Lebens oder der Kunst entsteht. Kunst und Leben sind vielfach verschieden und verwandt, vielfach getrennt und vereinigt. Wie geschieht die Einigung? Entweder durch äußerliche Verkettung, oder durch innerliche Verschmelzung. So ist z. B. in dem Liede: „Befiehl du deine Wege" ein ächtes Kernleben des Vertrauens, was sich jedem Empfänglichen fühlbar macht. Und doch ist das Lied in seiner äußeren Form nicht nur ein Produkt der Kunst, son-

dern auch noch mit einer bekannten Künstelei in den Anfangsworten behaftet. Diese Verbindung ist im besonderen Maße äußerlich. Auf innerlichem Wege wird die Einheit von Kunst und Leben entstehen, indem entweder das Leben zur Kunst wird, oder die Kunst volle Lebenskraft gewinnt. Einerseits ist das rohe Leben unpoetisch, was keiner Beweise bedarf. Andererseits ist die gemeine Kunst todt; wie so manche Gedichte beweisen, welche nur aus leeren Phrasen bestehen. Je mehr das Leben aber sich vertiest, bekommt es poetische Aufschwünge, je mehr es sich verfeinert, bekommt es poetischen Schimmer. Wer den lebhaften Freudenerguß, oder den innigen Trauererguß bedeutender Menschen mit Verständniß zu beobachten Gelegenheit hatte, der hat die Kunst an ihrem Born, in ihren lebendigen Sprudeln gesehen, der ist auf ewig überzeugt von der Wahrheit der Poesie. In den höchsten Momenten aber wird das mit dem Geiste Gottes vereinigte Leben der Frömmigkeit und Andacht zum hellsten Fluß der Poesie; auch die Form wird rhythmisch in den mannichfaltigsten Modulationen. Redet der begeisterte Spott, so entstehen auch ungesucht humoristische Wortspiele, wie z. B. bei Jesaias. So verwandeln sich die Psalmen durch Intensivität des Lebens in Poesie und Kunst; hier wird die tiefe Innerlichkeit des Glaubens zur flammenden Aeußerlichkeit des Psalmjubels. Verfolgen wir nun die andere Steigerung; wie nämlich die Kunst aufsteigt bis in's Leben. Die gemeine Kunst ist todt. Je mehr sie aber wahre Kunst wird, desto mehr gewinnt sie

Lebenszüge, Lebenszuckungen. Die Kunst ist die kalte Bildsäule des Pygmalions, die unter der Pflege, dem Odem, dem Hauche des Künstlers sich beseelt und Leben gewinnt. Die Werke des besseren Künstlers sind nicht ohne Leben. Aber sie sind dennoch vielfach nicht durch und durch lebendig. In der höchsten Potenz aber werden die glücklichsten und gesegnetsten Werke der Kunst mit dem Leben eins; z. B. in den Chören der Griechischen Tragiker. Ohne Zweifel gingen von den tragischen Chören der Griechen mächtige, religiöse Schauer aus, welche die empfänglichen, ernsteren Gemüther befruchteten. Darum haben auch jene Chöre so viel Aehnlichkeit mit den Psalmen. Möchten nur unsere Psalmen dem Deutschen Publikum in einer Uebersetzung gegeben werden, die dem Urtexte angemessen wäre. Luther hat darin namentlich auch in poetischer Beziehung für seine Zeit genug gethan mit bewußtlosem Schönheitsgefühl. Seine Uebersetzung hat herrliche Schwünge und Modulationen. Später hat Herder den Genius der Hebräischen Poesie, die formelle Schönheit der Psalmen offenbar gemacht. Allein es scheint fast, als ob auf diesem Gebiete Rückschritte gemacht würden, wenn man Uebersetzungen, wie die trochäen- und jambenreiche, taktarme von Ewald ansieht. — Unserem Verf. muß man das Zeugniß geben, daß er mit glücklichem Schönheitssinn und mit Erfolg die Nachahmung der Psalmenform versucht hat; seine Dichtungen sind reich an Takt und Wohllaut. Dennoch ist auch in die Form eben sowohl wie in seine theokratische Stimmung ein moder-

nes Element gekommen, nämlich die wörtliche Wiederholung des Gesagten im Ausdruck der Lebhaftigkeit, ein Wortschmuck, dessen Zauberkräfte bald verbraucht sind.

Gehen wir nun zu dem Inhalt der „Klagen" über, so haben wir zu bedauern, daß sie nicht reicher an Israelitischen Reminiscenzen, an theokratischen Ideen, und an dogmatischem Gehalt sind. Es sind der schönen Worte bei weitem zu viel im Verhältniß zu den Gedanken. Wir vermissen z. B. Züge aus der heiligen Geschichte, Bilder aus dem heiligen Lande, Palästinensische Gemälde, Ausdrücke, Bilder, Typen der Sionitischen Muse. Wir vermissen den tiefen Grundton der Buße, das Verständniß des alten Volksfluches, die Entfaltung der alten Verheißung. Wir entsinnen uns, die Israelitischen Namen Abraham, Jesaias, Moses vernommen zu haben; die geweihte Erde von Jerusalem wurde genannt. Mag noch Einiges dazu kommen, so reicht es doch bei weitem nicht an den Alttestamentlichen Duft und Schmuck, mit welchem z. B. die Schriften von Haman, oder die Predigten von Fr. Krummacher begabt sind. Aber noch mehr vermißt man die Fülle der theokratischen Ideen, als die Fülle des theokratischen Colorits. Wir wollen zum Beweise die Schlußelegie des Verf. mittheilen, welche mit Recht als theokratische Verheißung die Klagen trostreich beschließt. „Das war ein holder Maienmorgen, gewebt aus Licht und Duft und Glanz. Vom Himmel waren die Engel gekommen, und wandelten auf grünem Plan. Schlugen den Psalter,

schlugen die Leier, und sangen Heil und sangen Frieden in die kranke Menschenbrust. — Heil und Frieden schweben nieder. Hört ihr's rauschen, hört ihr's tönen?! Das ist ein Gruß und eine Sage, die schallt vom Aufgang bis zum Niedergang, die klingt und bringt in liederreichen Tönen: Heil und Frieden, Heil und Frieden! — — Das war ein goldner Maienmorgen, gewirkt aus Licht, und Duft und Glanz. Eine Fahne seh' ich ausgebreitet, ein Banner flattert in heller Farbenzier. Die Fahne führt zum Sieg und zur Erfüllung, das Banner hauchet Lust und Jugend in die kranke Menschenbrust. — — Lust und Jugend säuseln nieder. Seht ihr's leuchten, seht ihr's prangen?! Das weht vom Aufgang bis zum Niedergang, das blüht und glüht in zauberischen Reizen: Lust und Jugend, Lust und Jugend! — Auch an meiner finstern Pforte pocht des Engels Preisgesang, auch in meine dunkle Kammer kam der Glanz der Frühlingsfahne. Sie thaten mich erfüllen mit Frieden und mit Heil, sie thaten mich berühren mit Jugend und mit Lust — — Da hab' ich die Trauerharfe zerbrochen, den Grüften und den Gräbern sagt' ich Ade! Mein Thränenfest — das ist vollendet, die Wange glüht vom frischen Morgenhauch. Denn im Preisgesang des Maien-Engels, denn im Glanz der Frühlingsfahne sah ich prangen ein Zeichen, hört ich klingen eine Botschaft, die Heil und Frieden, Lust und Jugend ruft in die kranke Menschenbrust. — — Und komm' ich wieder, komm' ich wieder, sollen Heil und Frieden, Lust und Jugend euch verkünden meine Töne." — — Die einzigen

lebendigen Wesen in diesem prophetischen Verheißungsgemälde sind der klagende Jude und der (moderne) Maienengel. Die einzigen Dogmen: Heil und Frieden. Die einzigen Mächte der Wiederherstellung: Fahne und Banner, und die einzige Erscheinung der Erneuerung: Lust und Jugend. Das kann dem theokratischen Gemüthe unmöglich genügen. Wie viel gedankenreicher und lebensreicher sind die eschatologischen Gemälde bei den Propheten. Z. B. Jesaias 9., Jes. 11. und 12., Jerem. 31. u. s. w. Aber nicht nur den Mangel an dogmatischen Ideen haben wir an dem vorliegenden Werke zu tadeln, sondern auch den Mangel an dogmatischer Klarheit und Consequenz in den sparsamen Aeußerungen selbst, welche sich in demselben finden lassen. Und hier ist es, wo wir vorab unsere Vermuthung über die Genesis dieses edlen Werkes auszusprechen haben. Der erste Grund und Entwurf dazu ist ohne Zweifel schon früh in der Seele des Verf. entstanden, als er noch mit dem A. T. wenig vertraut war. Seine eigenen Aeußerungen führen uns auf diese Annahme. Denn er beschäftigte sich ja bereits mit dem Aufsuchen einer passenden Form für seine Dichtungen, bevor er die Psalmen in ihrer Herrlichkeit, sowohl was den tröstenden Inhalt, als was die vorbildliche Form anlangt, kennen gelernt hatte. Ohne Zweifel war dies zu derselben Zeit, wo er noch dem vulgären Liberalismus huldigte, in einer Epoche seines Lebens, die er bezeichnet mit folgenden Worten: „So lang ich ein Knabe war, hab' ich treulich geholfen bei dem Zerstörungswerk, und manche Brandfackel

schleuderte ich in die Tempel, in die Palläste." — Später geschah es, „daß äußere und innere Stürme zerrüttend und auflösend über ihn kamen, wie das wohl allen denen begegnet seyn wird, die sich in dieser wildbewegten Zeit zu früh auf die Bühne gewagt." Damals vertiefte und läuterte sich seine Erkenntniß; nun verwarf er den revolutionairen Liberalismus. Er kehrte zu dem Alten Bunde, zu dem A. T., zu der strengen Auffassung der Alttestamentlichen Theokratie zurück. Und dennoch blieb oder ward ihm gleichzeitig das Christenthum befreundet, ohne daß er in den Neuen Bund eintrat. Dieser Bewegung seines Geistes gemäß modificirte sich nun der Inhalt seines Werkes. Dadurch erscheinen uns nun seine dogmatischen Aeußerungen mit starken Widersprüchen behaftet. In dieser Stellung würden wir ihn als einen stehenden Geist nicht verstehen; wir müssen ihn auffassen als einen in der Bewegung begriffenen, um von ihm bewegt zu werden. Wir lernen den jetzigen Standpunkt des Verf. aus seiner eigenen Erklärung (S. IX. ff.) kennen. „Wenn ich jetzt und in der Zukunft vom Judenthum rede, verstehe ich darunter das alte Judenthum, wie es durch die heilige Schrift und die Geschichte festgestellt ist, wie es noch heute unter den tüchtigen Geistern der Juden lebt und blüht. Ich meine das Judenthum in seinen unantastbaren Lehren und Cerimonien, wie sie geoffenbart und gesetzt wurden von Gott, und erweitert von den Propheten und Rabbinern. Ich meine dasjenige Judenthum, welches, weil es auf einem ewigen Felsen gebaut ist, den

Stürmen der Menschen und der Zeit getrotzt hat, welches zum Heil und zur Erlösung der Welt für die anderen Völker der Erde durch Offenbarung sich in die christliche Religion gewandelt hat, und welches, nach dem unerforschlichen Willen Gottes in aller Gebundenheit bei den Juden verbleiben soll, bis der Befehl und die Gnade des Herrn die Fesseln bricht. — Von diesem Judenthume rede ich, und ihm weise ich eine Stellung für die Gegenwart, ein Gewicht für die Zukunft an; von ihm glaube ich, daß eine Erfüllung und Erlösung seiner harrt. Was sich aber in neuester Zeit als ein Gemisch von Liberalismus, Freigeisterei und ästhetischer Narrheit constituirt hat, betrachte ich als eine ephemere Erscheinung, die nur in Erwähnung kommt, wenn man die Krankengeschichte der Zeit erörtert. Ich kenne keinen herberen Gegensatz, als die Kraft und den schöpferischen Tiefsinn des alten Judenthums, und die alberne Wirthschaft, wie die Gesinnungslosigkeit seiner neuen Versuche. Darum habe ich niemals begriffen, wie diejenigen, deren Vorfahren durch Hülfe des heiligen Geistes die Bibel geschrieben, sich mit solch nichtsnutzigem Quark und bodenlosem Kram befassen mögen. Ferner: Ich habe in den nachfolgenden Blättern, die für ein bestimmtes Gebiet bedingt und abgeschlossen sind, mit Energie und Begeisterung eine Verherrlichung der jüdischen Anschauung und der jüdischen Gesinnung vorgetragen. Dieser Preis, diese Leidenschaft für die besprochenen Instanzen, diese Aufmunterung für das Verharren im Glauben der Väter, dieses fanatische Nationalgefühl,

dieses historische Bewußtseyn sind aber verknüpft und verbunden mit dem Glauben an die Nothwendigkeit und Herrlichkeit der christlichen Religion und Kirche für die gedeihliche Weiterführung und Vollendung des geschichtlichen Lebens, das um uns wogt und sich entwickelt. Ich bin strenger Jude in Bezug auf jüdisches Leben und jüdische Gebiete; ich bin christlich gesinnt, wo und wenn es gilt, die Welt und ihre Kreise um uns zu beleuchten und zu erörtern, zu begründen und auszubauen. Das ist nicht Heuchelei, noch Inconsequenz; das ist der innerste Kern meiner Gesinnung und meines Strebens." —

Wir wollen uns in dem Labyrinth dieser Gedanken des Verf. schnell orientiren durch das Kreuz, durch das Kreuz Jesu Christi. Dieses Kreuz ist die große Menschenprobe, und insbesondere auch der Prüfstein Israels. So wie die Israeliten an diesem Steine fallen oder sich aufrichten, darnach theilen sie sich in zwei Theile. Es gibt nur ein zweifaches Israel, ein Israel nach dem Fleisch, und ein Israel nach dem Geist. Schon vor Jakob zeigt sich dies Doppelwesen der Abrahamitischen Art, erst in Ismael und Isaak, dann in Esau und Jakob, nach Jakob aber weiterhin in Mose und den ihm gegenüberstehenden Rotten, später in den wahren Propheten, die verfolgt werden, und in den falschen, die sie verfolgen. Endlich bricht der wahre Israelit, der wahre Erbe Jakob's in leuchtender Herrlichkeit und Vollendung hervor in Jesu von Nazareth, aber es steht ihm auch nun ein in fleischlicher Esausart verstocktes Israel gegenüber, und

nimmt Aergerniß an seiner Herrlichkeit, und schlägt ihn an's Kreuz. Nun steht das Kreuz da zur Offenbarung des zwiefachen Israels für alle Zeiten. Jeder, der einen Charakter hat, namentlich der einen religiösen Charakter hat, muß es mit einem Theile halten, entweder mit dem Gekreuzigten, oder mit denen, die da schreien: An's Kreuz mit ihm! Hier ist an keine Vermittelung mehr zu denken zwischen einem alten, in Satzungen verderbten Judenthum, und diesem wahren, zum Christenthum sich verklärenden Judenthum, denn der Riß ist gar zu entschieden, der Gegensatz ist gar zu schroff und scharf, es ist ein ganz entscheidendes Entweder, Oder. Die Israeliten nach dem Geiste fühlen es, daß sie hier mit gekreuzigt sind, mit Christo, den sie mit ihren Sünden auch gekreuzigt haben, sie fühlen es in Buße und Glauben, und nun sind sie sein, kraft seiner allerheiligsten Israelitenleiden, und gehören zu der neuen Nation der Seinen, wenn auch mit dem schmerzlichen Rückblick auf die Zurückbleibenden in ihrem Volke. Sie sind in seinen Tod versenkt, darum werden sie auch in seinen Tod getauft, darum werden sie seinen Tod verkündigen in christlicher Communion. Und sie haben dabei den erhabenen Trost, daß sie eben als Christen ihrer Nation treu bleiben, daß sie in Christo dem Könige und Königsvolke ihrer Nation zugethan bleiben, wie eine Biene ihrem Volke Treue hält, indem sie sich innig der königlichen Mutterbiene anschließt, mag auch noch der ganze Schwarm zurück seyn, während sie in großem Irrthume seyn würden, wenn sie gedacht hätten, die Nationalität sey

auf der Seite der Menge, des halsstarrigen und gedankenlosen Haufens. Ginge auch die Nationalität verloren, so ginge es doch nach der Regel Christi: Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht werth, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht werth! Erst rettet man die Seele, dann das Leben, dann die Nationalität. Erst thut man seine Geistespflicht, seine Menschenpflicht, dann die Pflicht des Bürgers, des Germanen oder des Juden. Erst liebt man den, in welchem die Fülle alles Liebwerthen leuchtet, dann diejenigen, in denen man zum Theil sich selber wieder liebt, wie die Zöllner und Heiden auch lieben. Aber das Wort Christi hat auch diesen Sinn: man kann Vater oder Mutter, Sohn oder Tochter niemals mehr lieben als gerade dann, wenn man ihn am meisten liebt. Gewiß ist Paulus seinem Volke, von dem er sich mit blutendem Herzen wegwenden mußte zu den Heiden, treuer geblieben als Caiphas mit seiner heuchlerischen Volksfreundschaft, worin er sagte: es ist besser, daß einer sterbe, als daß das ganze Volk verderbe. Aber, wie gesagt, die Nationalität wird nicht verlassen. Wenn ein kluger Schiffer auf einem großen Strome dahinfährt, und der Strom bricht sich plötzlich an einem mysteriösen Felsen in zwei Theile: rechts fließt ein sehr schmaler, aber sehr tiefer, wasserreicher und sehr schneller Arm des Flusses in grüne, lebensreiche Thäler hinunter, links verzieht sich ein sehr breiter, aber unendlich seichter und vielgetheilter Steppenfluß, und stagnirt weiterhin in unabsehbaren

Teichen und Moorgründen, — soll sich dann der Schiffer durch die Flußbreite zur Linken imponiren lassen, und wird er den rechten Strom verlassen haben, wenn er dem schiffbaren tiefen Wasser folgt? Freilich ist es um die Fortdauer der Israelitischen Nationalität bei der Bekehrung des Volkes zum Christenthum eine eigene Sache. Sie ist dem Volke bei den Propheten garantirt, auch noch in der Apokalypse; aber inwiefern — ob in dem gemein bürgerlichen Sinne? — das ist eine schwierige Frage. Wir glauben jedoch, daß Israel zur höchsten Verherrlichung der Bundestreue Gottes noch eine politische Zukunft haben wird. So viel aber ist gewiß, daß die Nation als solche um so mehr gefährdet ist, je weniger die Israeliten in Massen Christen werden, je mehr sie einzeln langsam, weit von einander und nach einander in den Schoß der Kirche sich begeben. Andererseits ist ihre Nationalität in dieser Zeit bedroht durch den modernen Liberalismus, der sie ergriffen hat; es ist abzusehen, daß sie sich vielfältig durch die farb- und geistlose Weltreligion des Deismus unter den Kosmopoliten verlieren können. Der Verf. fragt S. 66. den Genius seines Volkes: „Womit grüß' ich dich, dich schmerzseligen Geist, was weih' ich dir, dem Vielgeprüften?" Weiterhin sagt er: Dann hab' ich das Grabscheit genommen, und die Axt, und habe gegraben ein tiefes Grab. Gezimmert hab' ich einen Sarg, gesponnen hab' ich ein Leichentuch, und ich flocht einen Todtenkranz. Denn also sprach mein Mund: Matt ist dein Leib, mein Volk, und müde dein Geist;

darum bring' ich dir einen Sarg, darum weih' ich dir eine Gruft. Was hüllst du dich in zerrissene Gewänder? Dir ziemt ein Sterbekleid! Was schmückst du dich mit welken Kränzen? Dir gebührt die Todtenkrone! — Damit verjüngt du wieder kannst erstehen aus zersprengtem Sarg und Grab, damit dir wieder blüht ein duftiger Kranz, damit dich ruhmreich wieder kleiden die Prachtgewänder. Denn nur die todten Völker werden wieder jung." Was hat der Verf. mit den ahnungsvollen Worten gemeint, womit er seinem Volke eine Gruft weiht? Aeußerlich sterben in seinen Individuen und Geschlechtern kann und soll doch Israel nicht; wie dann? Dadurch, daß entweder durch den modernen Indifferentismus und Pantheismus unter den Mauern der großen Weltbabel, seine Nationalität verlierend, begraben wird, oder dadurch, daß ihm die christliche Kirche bestimmt ist zur lebensvollsten Gruft? In dem Grabe der großen Weltbabel würde es zur Mumie werden, wie den seine Cerimonien längst schon zu Mumien geworden sind — aus dem Felsengrabe der Kirche aber würde es gewiß wieder auferstehen am dritten Tage, so daß die Verheißung des Verf. sich erfüllte. Hat er's nun so gemeint. Seine Aeußerungen sind nicht klar, scheinen sich nicht gleich zu bleiben, wie wir nun durch Einzelnes zu beweisen haben. Er spricht für: „das alte Judenthum, wie es durch die heilige Schrift und die Geschichte festgestellt ist, wie es noch heute unter den tüchtigen Geistern der Juden lebt und blüht. Das alte Judenthum war aber schon

vor Christo zwiespaltig geworden, ein Judenthum des Geistes oder der heiligen Schrift einerseits, und ein Judenthum des Fleisches oder der geschichtlich ausgebildeten Satzungen andererseits, ein Judenthum, das sich am Kreuz zum Christenthum verklärte, und ein anderes, dem das Kreuz ein Aergerniß ward und blieb. Welches nun von beiden hat der Verf. gemeint? Er scheint beinahe das letztere gemeint zu haben, wenn er sagt: ich meine das Judenthum in seinen unantastbaren Lehren und Cerimonien, wie sie geoffenbart und gesetzt wurden von Gott, und erweitert von den Propheten und Rabbinern. Er scheint aber auch das erstere gemeint zu haben, wenn er gleich weiter sagt: „Ich meine dasjenige Judenthum, welches, weil es auf einem ewigen Felsen gebaut ist, den Stürmen der Menschen und der Zeit getrotzt hat, welches zum Heil und zur Erlösung der Welt für die anderen Völker der Erde durch Offenbarung sich in die christliche Religion gewandelt hat." Aber beide kann er nicht gemeint haben, denn zwischen beiden steht das Kreuz. Und dennoch will er's also, denn er fährt gleich weiter fort: „und welches (alte Judenthum), nach dem unerforschlichen Willen Gottes, in aller Gebundenheit bei den Juden verbleiben soll, bis der Befehl und die Gnade des Herrn die Fesseln bricht." So wird er also doch zum vermittelnden Idealisten, während er nur ein Theokrat im Geiste des Alten Bundes seyn will. Das geben wir freilich zu, daß idealistische Messiashoffnungen als glänzende Nebel über das Kreuz dahinschweben können, aber dafür sind

es denn auch nur idealistische Träume; schöne Nebel. Wir sind der Meinung, daß der Verf. in dieser Stellung kein Recht hat, gegen das neue Judenthum als strafender Eiferer im Namen Israelitischer Orthodoxie aufzutreten. Denn das neue Judenthum hat doch einen Hauch des lebendigen Gottesgefühls, und des lebendigen Rechtsgefühls, und einen unbewußten Bildungstrieb, womit es sich abwendet von dem alten talmudistischen Christenhaß, von den todten Traditionen und Cerimonien in der Synagoge. Und wenn auch ein bärtiger, strenger Jude in seiner abgeschlossenen Erscheinung an sich mehr Gravität hat, als ein moderner, deistischer jüdischer Schöngeist, so trägt doch der erstere seine Animositäten gegen die Lehre und den Namen Christi auf seine Kinder über bis in's dritte und vierte Glied, während der letztere vielleicht seine Kinder der Kirche entgegenführt, und sehr gläubige Enkel haben kann. Jenes alte Judenthum gehört der Vergangenheit an, dieses neue hat das Recht der Gegenwart, und ist seine Erscheinung an sich widerwärtig — wohlan, der häßlichen Gegenwart soll eine gnadenreiche, schönere Zukunft abhelfen, nicht aber die Rückkehr zu einer schlimmeren (christfeindlichen) Vergangenheit. Auch der Verf. gehört also in der That nicht dem alten Judenthum an. Wie könnte er sonst sagen, dasselbe habe sich für die anderen Völker der Erde durch Offenbarung in die christliche Religion gewandelt? Hat es sich wirklich in die christliche Religion gewandelt, so gibt es kein altes Judenthum mehr, sondern nur noch einen Schein dessel-

ben, die abgestreifte Larve, die todte Puppe, welche die neue Religion verlassen hat. Wie kann aber der Verf. die christliche Religion anerkennen, und doch die frühere Geschichte derselben übersehen, nämlich daß ihre ersten Bekenner lauter Juden waren, und die bestimmte Erklärung derselben läugnen, daß sie mit ihrem Heil zuerst gesandt sey zu den Juden! Er sagt, das Judenthum solle nach dem unerforschlichen Willen Gottes in aller Gebundenheit bei den Juden verbleiben, bis der Befehl und die Gnade des Herrn die Fesseln breche. So aber verwandelt er den Fluch, der auf Israel liegt, in Fatalismus, und den Unglauben und Ungehorsam Israels, in welchen jener Fluch sich fortwährend erneuert, beschönigt er als Gehorsam gegen das Verhängniß. Wir rücken hier an eine Prädestinationsfrage, die ihre dunkle Seite hat. Aber es ist gewiß, daß ein Mensch freveln würde, wenn er die Predigt der Buße und des Glaubens, die ihm selber gebracht wird, beantworten wollte mit der Erklärung: meine Stunde ist noch nicht gekommen; Gott wird mich wohl einst erwecken. Wohl aber kann ein erleuchteter Christ von einem Unbekehrten, welcher Hoffnung gibt, daß er gläubig werde, sagen: seine Stunde ist noch nicht gekommen. Ist der Befehl Gottes nicht schon längst vorhanden: Huldigt dem Sohne, daß er nicht zürne? Ist nicht schon längst die heilsame Gnade Gottes erschienen allen Menschen? Sind das nicht auch Juden, die fortwährend einzeln die Fesseln ihrer Gebundenheit lösen lassen? Erst hat jeder Israelit zu sehen, wie weit für ihn und sein Volk die Erlösung eben jetzt in der ange-

nehmen Zeit des Heils zu erlangen und auszubreiten ist, und blieben dann noch große Ueberreste des Volkes im Unglauben oder außer der christlichen Kirche, so mag man dann ex post in aller Gottesfurcht von einem großen, aber verschuldeten Verhängniß reden, und mit Paulus sagen: Blindheit ist einem Theil von Israel widerfahren. Diese Anerkennung ist dann aber wie bei Paulus tragisch, schmerzenreich, verbunden mit Fürbitte und Thränen, und mit dem beständigen Ringen verknüpft, den alten Bann zu lösen, und Alles zu thun, daß doch Etliche selig werden möchten. Daher hat unser Verfasser bei seiner wiederholten Anerkennung der Messianität Christi und des Heils in der christlichen Kirche nicht wohlgethan, eine „Aufmunterung für das Verharren im Glauben der Väter" an Israel ergehen zu lassen. Ist hier eine übelverstandene Treue gegen die jüdische Nationalität im Spiel, dann hat er wohl recht, einmal das Gebet auszusprechen: „erlöse uns von der Treue" — eine Bitte, die sich sonst nicht rechtfertigen läßt. Er sagt: „ich bin strenger Jude in Bezug auf jüdisches Leben und jüdische Gebiete; ich bin christlich gesinnt, wo und wann es gilt, die Welt und ihre Kreise um uns zu beleuchten und zu erörtern, zu begründen und anzubauen." Was sind jüdische Gebiete? Und was sie auch immer seyn mögen: liegen sie denn etwa außerhalb der Welt und ihrer Kreise, welche der Verf. christlich beleuchtet wissen will? So wären also auch die jüdischen Gebiete christlich zu beleuchten. Und wenn er christlich gesinnnt ist, wo es das Heil der ganzen

Welt gilt, warum nicht vielmehr, wo es sein Heil, und das Heil seines armen Volkes gilt? Wo aber christliche Gesinnung ist, da sey auch das Bekenntniß und die Cerimonie christlich, denn man fasset nicht neuen Wein in alte Schläuche. Thut man's dennoch, so entsteht ein doppelter Schaden: die Schläuche zerreißen, der Wein wird verschüttet. Also auch die alten Schläuche haben keinen Gewinn, nur Schaden davon. Der Widerspruch, in welchem wir den Verf. befangen sehen, zieht sich nun durch sein ganzes Werk hindurch, und tritt von Zeit zu Zeit in bestimmten Aeußerungen hervor. Und nicht nur mit seinen christlichen Aeußerungen tritt er in Zwiespalt, sondern auch mit den streng jüdischen selbst. Wenn er seinem Volke den Gruß entbieten läßt, „daß geblieben ist der Alte Bund," und dann, daß „geblieben ist die alte Treue," so muß man das zunächst vom Neutestamentlichen Standpunkte aus in Anspruch nehmen. Wäre die Treue geblieben, so wäre der Alte Bund für Israel längst zum Neuen geworden, so hätte es im Christenthum die ewige Verjüngung seines Bundes nach den Verheißungen des Propheten Jeremias gefunden. Wenn er aber den Gruß entsendet: „daß noch währt der Alte Bund, daß noch währt die alte Qual," so ist das selbst von Alttestamentlichem Standpunkte aus zu bestreiten. Währte noch der Alte Bund, so währte noch der alte Segen und Ruhm, weil noch währet die alte Bundbrüchigkeit, so währet noch die alte Qual. Bei einer größeren Alttestamentlichen und theokratischen Gründlichkeit würde auch wohl der Verf. dem Christen nicht

zurufen: „Der hat keine Schmerzen, der versöhnt ist mit Gott und mit den Sünden."

In seiner ersten Elegie preiset der Dichter die Christen selig, und singt: „Das Heil ist euch verliehen, und der Trost ist über euch gekommen. Der Gott der Liebe hat euch erlöset und versöhnt." Später klagt er: „Ich habe keinen Gott der Liebe, der mich erlöset hat." — „Mein Gott ist der Gott des Gerichtes und der Zornes. Mein Gott thronet droben in unnahbarem, in verhüllendem Gewölk, und ich, sein Knecht, bin gebunden durch das Gesetz. Das ist Schmerz; das ist mein Schmerz." Hier müssen wir fragen, warum zertheilt er, der Alttestamentliche, der strenge Monotheist, das Wesen Gottes selbst, so daß hier ein Gott der Liebe, dort ein Gott des Zornes waltet? Wenn wir ihm auch zugeben, daß er nur einen Gott meint, der hier in Liebe walte, dort in Zorn, so ist doch diese poetische Ausdrucksweise gegen das theokratische Decorum. Dann aber ist auch seine streng fixirte Scheidung nicht nur gegen die Idee des liebenden, sondern auch des zürnenden Gottes. Wenn ihr wißt, daß er über euch in euren Satzungen zürnt, warum verlaßt ihr die Satzungen nicht, warum unterhaltet ihr seinen Zorn? wenn ihr wißt, daß er unseren Glauben liebend segnet, warum ergreift ihr nicht denselben Glauben, um seiner Liebe froh zu werden? — Aber wenn wir dem Verfasser auch alles in der ersten Elegie Gesagte einräumten, so ist es doch äußerst befremdend, wenn er gleich nachher in der zweiten sagt: „Mein Gott ist nicht der eure. Mein Gott wird euren

Gott überwinden, mein Gott wird herrschen siegreich und allein." Was soll nun das heißen? Etwa der Gott des Zornes wird den Gott der Liebe überwinden, oder: der Zorn in Gott wird seine Liebe besiegen? Und dann soll dennoch die Zeit des Heils da seyn, wenn der Gott des Zornes, oder der Zorn Gottes gesiegt hat? Wir wollen mit dem Verf. nicht weiter rechten. Jedoch haben wir von seinen christologischen Ansichten dem Leser noch etwas zu berichten. S. 27 heißt es: „Denn er selber, der irdisch in die Zeit trat, um die Welt glorreich zu erlösen, er trug den Namen eines Juden." S. 78: „Ich ahnde den Stern meines Volkes. Ob er derselbe ist, der einst geleuchtet hat über Bethlehem, ob sich aus altem Opferblut erfüllt das junge Heil, ob ein neuer Stern zertheilet das Gewölk, und neue Botschaft die sieche Welt erlöst und kräftigt: das frag' ich nicht, ich wälze die heiligen Gedanken ehrfurchtsvoll im anbetenden Gemüthe." Wie der Verf. damit die Worte S. 116 verbindet, wissen wir nicht: „Der Himmel wird, wie zu den Zeiten der Väter, seine Herrlichkeit den Menschen offenbaren. Da zieht der alte Gott wieder in die Herzen ein, und die Tage der Zukunft beginnen. Sie haben alsdann nicht neue Säulen, nicht neue Sakramente gefunden, nicht eine neue Botschaft ist über die Welt gekommen. Denn die Welt ist wandelbar und zerfällt, aber das Sakrament und seine Säule ist ewig, die Botschaft und ihr Bund ist ewig. Im Menschenherzen wird der alte Bund und die alte Botschaft erneut werden, und dann ist das Menschenherz und die Welt wieder jung."

Die Aussichten des Dichters in die nächste Zukunft sind sehr trüb. Mehrere Elegieen sind dieser bangen Ahnung, diesem Weheruf über die kommenden Tage der Welt gewidmet. Ja man kann sagen, daß diese Ahnung und Angst den Grundton des Werkes bildet. Als Probe möge die 28ste Elegie von dem Kummer des Dichters zeugen: „Ich weiß nicht, was das soll bedeuten; es verwirrt mir schier die Sinne. Ich denke hin, ich denke her, und ich kann es nicht ergründen. — Ich hör ein banges Stöhnen, einen Klageton, einen Weheruf. So ein ängstliches Gewimmer, so ein dumpfes Aechzen, so einen schmerzenvollen Schall. Wie man von den Geistern saget, wenn sie nach Erlösung jammern, wie man von den Göttern hat vernommen, als sie geblickt in ihre Gruft. — Von der Erde scheint es bang herauf zu flüstern, von dem Himmel scheint es dumpf herab zu tönen. Und die Winde wehen mir die Klage, und die Bäume säuseln mir den Weheruf. Ueber die Dichterharfen ziehet es wie ein Schmerzenschrei, von der Dichterlippe bebt es wie ein Grabgesang. Wohin ich gehe, wohin ich mich wende: ich höre die Klage, ich höre den Weheruf. Bei der Gedanken kühnem Schwung, bei Saitenspiel und Tanz, bei des Frühlings Pracht, in der Palläste golbbeladenen Räumen, in dem gottgeweihten Tempel, vor meines Königs Angesicht, vor dem Schalle der Trompeten: — ich höre die Klage, ich höre den Weheruf. Und es lockt mir fast die Seele, und es zieht mich in den Grund hinab, von wannen die Klage tönt, von wannen der Weheruf kommt. Und ich möchte

dorten lauschen, und ich möchte dorten wallen. — Solche Klage, solch Gewimmer, und solch sinnverwirrend banges Stöhnen, zog schon einmal durch die Welt in den grauen Tagen. Als erblichen war der schöngeformten Götter Glanz und Ruhm, als das alte Leben war verfallen und gebrochen, und verzweiflungsvoll mit ringender Geberde Geister und Menschen sich härmten nach neuem Heil, nach neuem Bau." — Sehr energisch verkündigt der Dichter in der 24sten Elegie den revolutionären Geistern das Verderben. „Dasselbige Feuer (das ihr angezündet) wird euch verzehren." Aber ihr Zerstörungswerk werden sie doch vollenden, denn „die alte Welt ist dem Untergange geweiht und verfallen." „Ein Bau wird begründet dastehen, das ist das Hochgericht; ein Mann wird seine Pflicht kennen, das ist der Henker." Dann wird ein neues Geschlecht kommen, und „wird nur Gräber finden; denn der Himmel wird ein Grab seyn, in dem sie Gott und die Heiligen eingesargt; die Erde wird ein Grab für alles Herrliche, und auch das Menschenherz wird ein Grab seyn. Da wird ein entsetzlicher Jammer die Welt erfüllen, und aus der Angst wird die Wiedergeburt strahlen."

Der Dichter denkt sich offenbar die große Trübsal, welche als Geburtswehe der neuen Zeit vorangehen wird, nach der Analogie der französischen Revolution, als eine unendlich potenzirte und erweiterte Schreckenszeit. Ob ihm dabei der Geist der Weissagung nahe gewesen, mögen wir nicht entscheiden, da Rec. keinen Anspruch auf diese Gabe macht. Wir bezweifeln es

aber dennoch, insofern das Werk im Ganzen nicht von einer Fülle theokratischer Erleuchtung, nicht von dogmatischer und ethischer Tiefe zeugt. Daß der Europäischen Welt große Trübsale bevorstehen: in dieser Erwartung sind Viele einverstanden. Es fehlt im Lebensgrunde des Volkes, der Völker weit und breit, die Gottesfurcht, die Basis aller höheren Gottseligkeit und Gedeihlichkeit. Wenn aber die Basis des pyramidalisch geformten Gesellschaftslebens zerklüftet und theilweise zertrümmert ist, so ist ein großer Grund zur Besorgniß vorhanden, daß die Pyramide umschlagen, und daß daraus eine große Zertrümmerung des edelsten Lebens, der heiligsten Anstalten, des menschlichen Glücks und Lebens überhaupt hervorgehen werde. Allein die Pyramide könnte auch durch die stützende Kraft mysteriöser Säulen gehalten werden. Im Reiche des Geistes kommt es nicht auf die Massen an. Christus, der eine Gerechte, wiegt eine Welt mit ihrer Ungerechtigkeit auf, und besiegt sie; wenn auch mit unsäglichen Leiden, die er selber trägt, und die er erfährt in den Seinen. Ein theokratischer Geistesheld jagt tausend Feinde. Zehn Gerechte hätten Sodom vom Untergange gerettet. Unser Dichter hat tief hineingesehen in die Verderbniß dieser Zeit, und kennt die weitverbreiteten Sympathien derer, die zum Zerstörungswerke qualificirt sind — weiß er aber auch eben sowohl, daß jetzt eine große Schaar von Betern, von Streitern Christi in vielen Ländern vor Gott steht, und um eine gnadenvolle Zukunft fleht, so wie um gnädige Wendung der ernsten, göttlichen Verhängnisse?

Im Reiche des Geistes wird jetzt nicht viel gejubelt, aber ernst und heiß gearbeitet; es sind keine Feierzeiten da, sondern schwere Arbeitstage; freilich auf beiden Seiten, nicht nur im Reiche des Lichts, sondern auch der Finsterniß. Wenn aber endlich die lichten und finsteren Kräfte dieser Periode sich summiren, um den Streit darüber auszukämpfen, wer die neue Epoche bilden und die neue Zeit bestimmen soll: dann wird hoffentlich durch die Gnade Gottes eine starke Macht des Lichts zum Sieg über die Finsterniß vorhanden seyn. Welcher Art aber der Kampf selber blutig sich gestalten und anhaltend werden möchte, das weiß der Herr. Hier aber ist noch dies zu sagen, daß nicht allemal die Trübsale grob materiell sind, welche die Kirche zu bestehen hat, und durch welche sie einer neuen Entfaltung oder Ausbreitung entgegen geht. Der Fürst der Finsterniß streitet abwechselnd mit bestialischen und dämonischen Verfolgungen gegen die Kirche. Der Antichrist, der das Weib, mit der Sonne bekleidet, zu verderben droht, steigt einerseits als das Thier, die grauenvolle Bestie, der Drache, aus dem Abgrund, andererseits tritt er hervor als der falsche Prophet, der Zeichen thut, der kräftige Lügen redet, der sich selbst in den Engel des Lichts verkleidet. In der Schreckenszeit der Französischen Revolution zeigte sich das Antichristenthum als das wüthende, reißende Thier; es waltete mit bestialischen Kräften des Pöbelgeistes und der Pöbelwuth. Früher aber waren dämonische Kräfte durch die Welt gegangen; vorab hatte das falsche Prophetenthum materialistischer Auf-

klärung die Christenheit theilweise zum Abfall verführt. Und nur daher wurde der Untergang so groß, weil der Abfall so allgemein geworden war. Damals konnte die Bestie frei als brüllender Löwe umhergehen. Jetzt aber, wo z. B. auch in Paris eine lebendige Gottesgemeinde steht in großem Gebetsernst, jetzt kann der Antichrist dort nur als Gespenst umherschleichen, und Verderben stiften mit den geistigen Waffen zauberischer Irrthümer; selbst die Gewaltstreiche des Bösen, die materiellen Gräuelthaten, brechen gespenstisch hervor aus der unheimlichen Finsterniß, in welcher die Höllenmaschinen bereitet werden. Und so scheint es, daß der dämonische Charakter in den bevorstehenden Drangsalen auf eine Strecke hin vorherrschend seyn möchte.

Zum Aergsten steigern würde sich dieses dämonische Leiden der Kirche, wenn eine pantheistische Weltreligion und Kirche zu Stande käme, worin die Idee des St. Simonismus mit den Formen des Papstthums vereinigt, und andererseits, wie im Bonapartismus republikanische Schwindeleien und Bereicherungsgelüste mit dem Geiste des Despotismus vereinigt wären. Denn alsdann würde Alles geduldet, geschützt, geschont, nur nicht das lebendige Christenthum in seinen Bekenntnissen, Zeugnissen und Erweisungen. Die das Mahlzeichen des Thieres nicht an ihrer rechten Hand und Stirne zeigen, heißt es Apok. 13., können nicht kaufen oder verkaufen. Sie sind excommunicirt aus der jungen Weltkirche. Vorspiele einer dieserartigen Trübsal sind in unseren Tagen nicht unerhört. Zudem zeigt sich überall der dämonische Charakter dieser Zeit.

Welch ein reges merkantilisches Treiben! Und plötzlich große Stockungen. Welch ein weitverbreiteter Wohlstand, welche Reichthümer! Und hin und her große Explosionen, unerhörte Bankerotte. Die Bildung und Gesittung verbreitet und verfeinert sich immer mehr, aber neue, finstere Gräuel brechen von Zeit zu Zeit aus dem schöngeformten Menschenleben hervor. Selbst aus den inneren Kreisen der Kirche, aus der Mitte der Gläubigen, von dem Heerde der Erweckungen sondern sich große, niederschlagende Aergernisse aus. Diese Gegensätze lassen sich durch alle Lebensgebiete hindurch nachweisen: in der Philosophie, in der Poesie, in der Politik, überall; denn es walten dämonische Kräfte der Finsterniß. Nur Eins aber haben wir vor allen Dingen vom Herrn zu erflehen; daß er nicht zulassen wolle, daß durch den *Hauch des Antinomismus der innere Lebensgeist in den jetzigen Erweckungen und christlichen Bewegungen, nämlich die Gottesfurcht, der sittliche Ernst, die fromme Gewissenhaftigkeit gelähmt werden möchte*, und daß er den unheildrohenden Zwiespalt zwischen der christlichen Ueberlieferung und der christlichen Bildung mit gnädigem Walten schlichten möge zum Besten: dann wird der christliche Glaube in Gottesfurcht und Wahrheit wohlgegründet bleiben, und um so schneller und leichter ist dann einst die Bluttaufe überstanden, womit die Christengemeinde die neue Zeit ihrer herrlicheren Gestaltung anzutreten haben möchte.

Gerne möchten wir noch die schöne Dichtung mit-

theilen, worin der Verf. Deutschland als sein zweites Vaterland, und den Deutschen Geist als den verwandten begrüßt. Doch es ist Zeit, daß wir Abschied nehmen von diesen Dichtungen, die von einem dichterisch begabten, frommen und tragisch edel gestimmten Geiste zeugen. Möge der Verf. immer mehr zum ächt Alttestamentlichen Theokraten werden, und sich durch den Geist der Wahrheit tief hineinführen lassen in das Wesen des Alten Bundes. Und wenn er dann wie Jakob mit Gott gerungen hat bis an die Morgenröthe, und im Geist und Wesen ganz ein Israel geworden ist, so möge er das Versprechen erfüllen: „Komm ich wieder, komm ich wieder, sollen Heil und Frieden, Lust und Jugend euch verkünden meine Töne.“

I. Schutt.

Dichtungen von Anastasius Grün. Zweite unveränderte Ausgabe. Leipzig, 1836. Weidmannsche Buchhandlung. 190 S.

II. Savonarola.

Ein Gedicht von Nicolaus Lenau. Stuttgart und Tübingen, 1837. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 266 S.*)

In der christlichen Weltgeschichte ist die deutsche Treue eben so ein Organ welthistorischer Fügungen geworden, wie die römische, verständig ordnende Thatkraft, wie der griechische Schönheitssinn, und wie die religiöse Genialität der alten Israeliten natürliche Grundlagen für das große Walten Gottes in der Weltgeschichte geworden sind. Freilich sind die menschlichen Eigenthümlichkeiten in der Weltgeschichte nur Organe der geistlichen Mächte, weil sie nämlich zur Natur des menschlichen Lebens gehören. Werden sie dem Geiste Gottes dienstbar gemacht durch den rech-

*) Aus den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik. (Jahrgang 1839.)

ten Gebrauch der sittlichen Freiheit, so erscheinen sie als Charismen, als Gnadengaben, Segenskräfte für die irdische Welt. Und dieses ist das Christliche, nämlich das Gottmenschliche; es hat in Christo sein Prinzip und seine Vollendung, sein Alpha und Omega. Werden sie aber durch den Mißbrauch der sittlichen Freiheit in die Finsterniß verkehrt, so erscheinen sie uns als Kräfte der Macht des Bösen, die in sich selber nichtig ist. Das aber ist eben auch das Tragische, menschlich Rührende in aller Verkehrtheit des menschlichen Lebens, daß so schöne Gaben und natürliche Organe, bestimmt für den Dienst des Göttlichen, in ihr mißleitet und verkehrt sind. Darum aber, weil nach allen Seiten in dem sittlichen Gebiet des Menschenlebens auf die natürlichen Grundlagen gerechnet ist, müssen diese letzteren sehr in Anschlag gebracht werden. So ist es denn insbesondere auch mit der deutschen Treue. Sie ist einerseits in schmerzenreicher Vertiefung durch göttliche Traurigkeit die menschliche Basis für die Reformation der christlichen Kirche geworden. Sie hat sich andererseits in äußerlicher Behaglichkeit zum Organe gemacht für die gegenreformatorische Richtung. Das ewige Denkmal dieser verhängnißvollen Spaltung ist der dreißigjährige Krieg. Auf der einen Seite, wie auf der andern, steht in jenem Kampfe deutscher Sinn. Hier als Pistis, als treue Hingebung an das Ewige, dort als Pietät, als treue Anhänglichkeit für das Alte. Die eine streitet für das ideale Recht, das im historischen Recht den eigentlichen, ewig verjüngenden und stets reformirenden

Rechtskern bildet, die andere streitet für das historische Recht, dessen allmälige Verstockungen gegen die zu Tage geförderte, bessere Ueberzeugung den Conflikt hervorrufen. Es ist im Ganzen ein Gegensatz von Licht und Finsterniß, obwohl er im Einzelnen vielfältig temperirt und gemischt erscheinen mag.

Der deutsche Norden zeigt uns die deutsche Treue in ihrer Arbeit, in dem Schmerz des inneren Kampfes, darum in jener Vertiefung, die zu den Quellen des christlichen Lebens führt, zum Worte Gottes, zur Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, zur unbedingten Unterwerfung unter den Stuhl Christi, und zur völligen Befreiung von allem menschlichen Gewissenszwange kraft dieser Unterwerfung. In dem deutschen Süden dagegen hat die deutsche Treue vorherrschend in äußerlichem Behagen festgehalten an der Frömmigkeit nach der historischen Tradition. Und sie ist dort in diesem Charakter immer noch so vorwiegend und so bedeutend, daß man sie als den eigentlichen menschlichen Stütz= und Schwerpunkt des römischen Katholizismus betrachten kann. Von dort aus bildet die Kraft der höheren deutschen und christlichen Lebensgemeinschaft in der wissenschaftlichen Intelligenz, im höheren Staatsleben, so wie in sittlicher Waffenmacht einen starken Widerhalt gegen die religiösen und religiös=politischen Anarchismen, die sich immer mächtiger innerhalb des römisch=katholischen Kirchen= und Weltwesens erzeugen. Wir reden hier insbesondere von dem Charakter des katholischen Kirchenthums in den Oestreichischen Landen. Ein Oestreichischer Kriti=

ker der neuesten Zeit urtheilt von dem Charakter seiner Landsleute, es fehle ihm der Schmerz. Wir wissen nicht genau, welchen Schmerz er gemeint hat, ob die Zerrissenheit Byron's, oder die Buße Luther's. Das Merkmal scheint uns aber charakteristisch zu seyn. In welchem Maße nun die Fettigkeit der südlichen Gaue, oder ein sanguinischer Grundton in der Volksthümlichkeit der Südteutschen daran betheiligt seyn mag, daß die schöne Treue dort nicht zu sich selber gekommen ist, nicht in ihren innersten Grund eingekehrt durch göttliche Traurigkeit, oder in welchem Maße historischer Verschuldungen die Anerkennung des Ewigen als des Uralten verzögert haben, mögen wir hier nicht untersuchen. Der Schmerzensmangel ist eingestanden. Aber in derselben Zeit, wo der Kritiker anfängt, ihn zu beklagen, sind auch schon Dichter da, bei denen der Schmerz sich einstellt. Was aber in der ächten Poesie zur Blüthe kommt, das hat als Lebenssaft und Lebenstrieb der Gemüther weit und breit sich bemächtigt. Und so ist es aus vielen Anzeichen ausgemacht, daß in den Oestreichischen Landen eine neue Zeit sich in den Gemüthern der Gebildeten vorbereitet. Wohl steht mit dieser großen Regung der an sich höchst bedenkliche Umstand im Zusammenhang, daß die Schriften Voltaires über Wien hinaus am ganzen Donaustrom hinunter, bis weiter hinaus nach Constantinopel eine Lieblingslektüre vieler Großen und Gebildeten geworden sind, wie die Reisenden berichten. Wo man den Segen der Entwickelung verwirkt hat, wird die bessere Zukunft durch geistige Gerichte herbei-

geführt. Beides aber, sowohl der Trieb des Segens, als das Kommen des Gerichtes kündigt sich durch vorhergehende Zeichen an.

Zu solchen Zukunftszeichen rechnen wir die beiden oben genannten Schriften, und unter diesem Gesichtspunkte sind sie hier zusammengestellt. In beiden Schriften offenbart sich ein Schmerz, der sich als Lebenstrieb äußert, um tieferer Treue willen, um der inneren Beziehungen willen, welche stets auch die nächsten sind, mit dem Vorhandenen, äußerlichen Alten zu brechen. Die erstgenannte Schrift beharrt dabei freilich auf eine beklagenswerthe Weise in der negativen Richtung, die letztgenannte aber hat einen erfreulichen positiven Grundton. Die erstere steht im inneren Zusammenhang mit dem trivialen Liberalismus dieser Zeit, die letztere mit der Reformation und mit dem Bekenntniß der evangelischen Kirche.

Es liegt in der Natur der Sache, daß wir die genannten Werke vorherrschend von der Seite ihres Lebensernstes, als Produkte der Gesinnung betrachten. Denn überall, wo ein solcher Gesinnungstrieb im Werke selber dominirt und sich die poetische Form zum dienenden Organe gemacht hat, da würde die Kritik ein fades und albernes Gesicht machen, wenn sie lediglich bei dem künstlerischen Interesse verweilen, oder auch nur dasselbe vorwalten lassen wollte; gerade so, wie es als widrig schiefe Auffassung eines Tieftrauernden erscheinen würde, wenn man lediglich sein Kostüm und seine betrübte Haltung beachtete. Aber auch die Erscheinung eines künstlerischen Werkes an

sich gehört zu seinem Wesen, und die poetische Form kann nur in poetischem Sinne recht gewürdigt werden.

Das Werk von Anastasius Grün ist mit dem mysteriösen und ominösen Namen „Schutt" betitelt. Der Sinn des Titels erklärt sich aus dem ganzen Werke. Der Dichter sieht mit begeistertem Blicke das in Schutt zerfallen, was die Geister der Bewegung in unserer Zeit als das Alte, Abgelebte betrachten. Aus der Beschreibung der einzelnen Theile seines Werkes ergibt sich das Nähere. Das erste Gedicht heißt: „der Thurm am Strande." Der Dichter liegt „im weichen Gras, gelehnt auf Trümmer an Istriens vom Lenz umblühten Strande." Die herrlichste Naturscene verkündigt ihm den Geist der Liebe. Aber ein widerwärtiger Gegenstand stört ihn:

„Doch du dort, alter Thurm, öd' und zerfallen,
Willst du nicht auch von Lieb' ein Wörtlein sagen?
Mich dünkt es, deine morschen Quadern lallen
Ein böses Lied aus alten, bösen Sagen.

In diesen Thurm versetzt seine Phantasie einen Sonetten-Dichter Venedigs, den die despotische Regierung wegen einiger Vergehen, wie sie dem modernen Freiheitssinne wohl zur Last fallen, hineingeworfen hat. Wir hören die Klagen des Dichters in sinnvollen Kontrasten des schönen, freien, fried- und liebreichen Naturlebens mit seinem lockeren Leben. Despotismus, Censur und Aehnliches kommt zur Sprache. Zuletzt wird unser Verfasser aufgeweckt aus seinen philanthropischen Träumen und Klagen durch die Aufklärung, welche ihm ein Greis gibt, der Thurm

sey kein Kerker gewesen, sondern ein Leuchtthurm. Also ist es ihm hier wohl begegnet, daß er sich selber unbewußt ironisirt hat, als habe er mit seinem Wehklagen über die Gewaltthätigkeiten des Absolutismus nur Gespenster gesehen. Nichts desto weniger muß der Thurm in seiner zerfallenen Gestalt den Schutt der bürgerlichen Zwingherrschaften darstellen, denn die Phantasie des Dichters hat ihn dazu geweiht. Das zweite Gedicht: „die Fensterscheibe,“ macht uns mit kirchlichem Schutte vertraut. Es ist die Fensterscheibe eines Klosters, die der Abt für das Scherflein eines Bettlers gekauft hat, und die in dem verfallenden Kloster am längsten der Vergänglichkeit Trotz bietet, woran der Dichter seine Betrachtungen anknüpft. Das Kloster verfällt und stürzt zuletzt über den ausgestorbenen Mönchen zusammen. Hier mischt sich allerlei Neckisches und Schalkisches mit der ernsten und entschiedenen Polemik. Wir könnten den Dichter mit großer Ruhe weissagen lassen von dem Verfall des Klosterlebens; allein schon hier wird das Christenthum selber mit in den Verfall gezogen, indem es mit dem katholischen Kirchenthum als eins gedacht wird. Die Geschichte der Offenbarung selber wird dargestellt als ein Puppenspiel, welches die Priesterschaft vor dem gaffenden Volke aufgeführt habe, bis es zuletzt enttäuscht worden (S. 73.):

„Schon soll der Draht gen Himmel Christum tragen,
Wohl hungert's längst des Puppenspielers Magen;
Da wandelt Satan in Gestalt des Schenken
Mit Wein und Würsten zwischen Bühn und Bänken.

Die Hand ließ Christum aus den Wolken fallen,
Rasch in die Schüssel griffen ihre Krallen!
Das Auferstehungsfest des Himmelsfürsten
Ach, wurde so zur Himmelfahrt von Würsten!

Das Volk stürzt pfeifend, lachend aus dem Saale,
Zum Nachtisch hagelt's Aepfel noch zum Mahle;
Das war des Puppenspielers tragisch Ende:
Ein Puppenspieler berge gut die Hände."

So läßt der Dichter einen alten Klosterabt zu einem Priesterjüngling reden. Der Klosterabt bezeichnet also mit frevelhafter Ungläubigkeit die Mysterien der christlichen Religion als Fiktionen des Priestertrugs. Die Stelle gibt keine Gewißheit darüber, ob der Dichter mit dem Abte diese Voraussetzung theilt. — In dem dritten Gedichte: „Cicinnatus" betitelt, hat es der Dichter zu thun mit dem Schutt des alten Europa, im Gegensatz zu dem jugendlichen Leben Amerika's. Ein amerikanischer Seefahrer, der im Begriff ist, aus dem Golf von Neapel heimzukehren, wendet seine Betrachtung abwechselnd der alten und der neuen Welt zu, wodurch manche sehr interessante Kontraste entstehen. Das Abgelebte in Europa erscheint ihm hier, nach einer nicht glücklichen Wahl, besonders repräsentirt durch den Schutt Pompeji's. — Das letzte Gedicht „fünf Ostern" scheint den Gegensatz zwischen dem alten Christenthum und einer neuen künftigen Weltreligion andeutend darstellen zu wollen. Das Gedicht knüpft sich an eine morgenländische Sage, nach welcher Christus jährlich zu Ostern um die Morgenstunde vom Oelberge auf Jerusalem und das heilige Land

herabschaut. Der Dichter läßt nun den Herrn in verschiedenen Epochen diese Osterschau halten, und schildert dabei den Zustand der Stadt und des Landes. Das vierte Ostern fällt wohl in die jüngste Vergangenheit. Der Dichter gedenkt des Zwiespalts und der erbitterten Fehden zwischen den verschiedenen Mönchsorden zu Jerusalem:

„Zersplittert in des Wahnes Sekten fachten
Statt Friedenslampen Hassesgluth sie an;
Nie fochten Kreuz und Mond so blut'ge Schlachten,
Als hier der braun' und graue Kuttenmann.

Altar und Kanzel werden Schanz und Besten,
Feldlager ist der Dom, drin Kampf erglüht,
Rom's Mönch im Norden steht der Kopf im Westen,
Der Griech' im Ost, Armenier im Süd.

Der Paschen drohend Ahtlitz muß es wahren,
Daß nicht ihr Blut besudle den Altar;
Gebietend hält der Stock der Janitscharen
In Eintracht hier der Friedenslehrer Schaar."

Mit dem fünften Ostern ist die neue Zeit da. Nun ist die Zeit der Wonne, „ins Menschenherz weht der Athem der Gottheit," ein Rosenhaag blüht auf Golgatha," „alles Land weitum ist ein sonniger Garten;" „es ragt kein Halbmond, kein Kreuz mehr da."

„Die Flur durchjauchzt, des Segens freudger Deuter
Ein Volk, vom Glück geküßt, an Tugend reich;
Gleich den Gestirnen ernst zugleich und heiter,
Wie Rosen schön, wie Cedern stark zugleich.

Auf Golgatha, in eines Gärtchens Mitte,
Da wohnt ein Pärlein, Glück und Lieb' im Blick;

> Weit schaut in's Land, gleich ihrem Aug' die Hütte,
> Es labt ja Glück sich gern an fremdem Glück."

In diesem glückseligen Zustande begibt sich's einst, daß ein Schwerdt ausgegraben wird. Niemand kennt es, selbst der älteste Greis in der Nachbarschaft kennt es nicht. Ein ander Mal wird ein steinernes Kreuz aufgeackert; auch diese Reliquie kennt Niemand, selbst der uralte, weise Greis nicht. Doch setzt der Dichter beschwichtigend und begütigend hinzu:

> „Ob sie's auch kennen nicht, doch steht's voll Segen
> Aufrecht in ihrer Brust in ew'gem Reiz,
> Es blüht sein Saame rings auf allen Wegen;
> Denn was sie nimmer kannten, — war ein Kreuz!"

Nun stellen sie das Kreuz auf im Garten, ein räthselhaft, ehrwürdig Alterthum; dort wird es von Blumen aller Art umblüht. „Zuletzt sieht man vor Rosen das Kreuz nicht mehr." Im Epilog widmet der Dichter die Reben seiner Dichtung seinen Freunden, indem er ihr Aufblühn aus dem geschilderten Schutte vergleicht mit dem Sprießen der Lacrimae Christi-Reben aus „vesuvschem Schuttgerölle" und Liebfrauenmilch-Reben aus dem Schutt eines verbrannten Klosterbaus zu Worms. Endlich sinkt er mit seinen seligen Freunden „in die Rosen, süße Hoffnungen im Herzen."

Sehen wir nun zuerst auf den Charakter der idealen Zukunft der Menschheit, wie sie der Dichter schildert, fragen wir, wie sich ihm die Weltverklärung darstelle, so ist es zuerst höchst bemerkbar, daß er die

Bürger jenes Himmelreichs als große Ignoranten schildert. Sie kennen das Schwerdt und sogar das Kreuz nicht mehr. Damit will freilich der Dichter zunächst das friedensreiche, leidlose Leben jener Zeit schildern, aber diese Merkmale sind doch verfehlt. Mit einer solchen seligen, idyllischen Hirten=Ignoranz wird gewiß die Geschichte der Menschheit nicht abschließen. Nachdem die Menschheit an dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen sich verschuldet hat, kann sie nicht in die holde Idylle des ersten Nichtwissens zurück, sondern durch die Erkenntniß des Heils muß sie entsündigt werden, und endlich zu einer Vollendung kommen, worin ihr die Erinnerung der ganzen Weltgeschichte verbleibt, als Thema für ein ewiges Loben und Danken. Die Reminiscenz des weltgeschichtlichen Kampfes, worin der Weibessaame der Schlange den Kopf zertreten hat, ist ein großes Element in der Seligkeit der Vollendeten nach der rechten, christlichen Apokalyptik, darum wird „das Lamm, das erwürget ward," auch in der Vollendung noch gepriesen. Man entsinnt sich also wohl noch des Kreuzes bei der Feier des Sieges. Wie könnte man auch anders! Was wäre eine Siegesfeier, bei welcher die Erinnerung an den Kampf fehlte! So ist also der Schluß der Weltgeschichte durchaus episch, und wird gefeiert mit heiligen Siegesliedern von den heiligen Kämpfen mit den dunklen Gräueln in den alten Tagen — keinesweges aber ist es eine Idylle des unentwickelten, naiven Unschuldlebens. Eine solche Idylle, an das Ende der Welt verlegt, macht sich überaus fade und lang-

weilig, abgesehen von der Verkennung des Christlichen, welche darin liegt. Im Beginne der Weltgeschichte aber ist sie an ihrem Orte, weil sie die poetisch schöne Erscheinung des unmittelbaren, unschuldigen Lebens der Menschheit ist. Sollte nach der Zeichnung unseres Dichters die Menschheit wieder in das erste Paradies zurückkommen, so wäre zu besorgen, daß die ganze Weltgeschichte noch ein Mal, und immer wieder in ewigem Kreislauf beginnen würde. Freilich einige geschichtliche Momente hat er in seine Zeichnung der goldnen Zeit aufgenommen. Es gibt nämlich Städte in diesem Paradiese und „an Tugend reich" sind seine Bewohner. Aber das sind gar zu ärmliche Prädikate für eine ethisch vollendete Welt. Auch erscheint es uns gegen das epische Dekorum, daß der Verfasser ein Pärchen in einem Hüttchen auf Golgatha wohnen läßt. Daß er die Mönche von Golgatha vertreiben will, ist ein löbliches Unternehmen, aber einem liebenden Pärchen wird diese Mission schwerlich gelingen. Auch wird sich ein solches, wenn es ein frommes Pärchen ist, lieber schicklicher anbauen. — Der Verfasser ist aber nur deswegen zu dieser dürftigen idyllischen Naturseligkeit am Weltende gekommen, weil er nicht vom Standpunkte des geistlichen und christlichen Lebens, sondern vom Standpunkte des natürlichen und verweltlichten Menschenlebens aus das alte und abgelebte Wesen des despotischen Absolutismus, und des mönchischen Kirchenwesens bekämpft, und weil er von einem so gearteten Kampfe die wahre Befreiung erwartet. Darum verletzen auch seine Angriffe auf

das Alte den inneren Kern des Ewigen, des Christlichen selbst, mit welchem dasselbe historisch zusammenhängt, und verbunden erscheint. Nur von dem Standpunkte des christlichen Geisteslebens aus kann aller Despotismus als Hierarchie, und alle Hierarchie als Despotismus bekämpft und vernichtet werden, ohne daß etwas Heiliges und Wesentliches verletzt würde, oder daß der Kampf selber den Charakter des Umsturzes und der Unordnung annähme. Indem der Dichter diese Polemik von dem Standpunkte des natürlichen Weltlebens aus führt, steht er nach dem Bekenntniß in Verbindung mit den modernsten Neologen und Propheten des Materialismus, ein edler Sinn aber bewahrt ihn in hohem Maße vor den Gemeinheiten und dem Sansculotismus der genannten Schule. Er ist ein Sänger der Freiheit, obwohl es ihm an den nöthigsten Dogmen fehlt, welche ihn lehren müßten, was mit der Freiheit anzufangen sey. Er gehört nach der Sympathie jener Richtung an, welche unbewußt zum Gericht über verstockte Systeme des Irrthums und der Ungerechtigkeit in unsere Zeit von Gott gesandt ist, und deren Siege eben an der Zeit sind, die aber dann in der späteren Zukunft wegen eigner Blindheit und Verkehrtheit dem Gerichte verfallen wird. Aber seine Persönlichkeit erhebt ihn weit über die gemeinen Geister der Bewegung. Er befleckt seine Negation nicht durch gräuelhafte Dogmen der Fleischesvergötterung, obwohl durch freigeistische Aeußerungen. Ja, insofern ist in seiner Negation sogar etwas Positives, als er das Göttliche in dem

Geiste der Natur mit innigem Gefühle geltend zu machen weiß gegen die Verkehrtheiten des kirchlichen und bürgerlichen Lebens. In der Aufstellung solcher Contraste, wo der Mensch in seiner Verirrung gestraft wird von dem Geiste der Natur, ist er oft sehr bedeutend. Z. B. S. 59.

„Ich ging in's Refektorium der Brüder
Und setzte mich zum Mahl mit ihnen nieder;
Auf schwarzer Tafel oben stand mit Kreide:
„Silentium" der Todesspruch der Freude.

Doch des Verbotes scheint gar wenig fragend
Die Nachtigall, in nahen Büschen schlagend,
Das Taubenpaar, vor'm Fenster liebegirrend,
Der Väter frommes Sinnen fast verwirrend."

Der Verfasser stürmt sehr glücklich als Dichter mit den Lichtern und den Verheißungen der schönen Natur gegen die Satzungen an. Kraftlos ist diese Waffe gewiß nicht; das göttliche Licht und Wort in dem Leben der Natur straft die Traditionen des harten, stolzen und düsteren Menschensinnes. Allein diese Waffe ist dennoch nicht siegreich. Denn der ethische Geist ist auch in seinen Verirrungen, Uebertreibungen und Satzungen dem schönen Naturgefühl überlegen. Eine rostige Klosterscheere bleibt scharf genug, die schönste und frischeste Locke einer Jungfrau zu zerschneiden. In den herrlichsten Gottesfluren der Erde weiß sich der Despotismus unter der Maske der bürgerlichen Ordnung, die Inquisition unter der Maske der Frömmigkeit Jahrhunderte lang zu behaupten. Wenn aber dennoch die naturalistische Neologie in un-

serer Zeit ein unverkennbares Uebergewicht hat über die Systeme der bürgerlichen und kirchlichen Gewaltthätigkeit, so kommt es daher, weil es das Princip der Gewissensfreiheit mit im Schilde führt. Dieses Princip aber ist ein Dogma des christlichen Geistes, und hängt innig zusammen mit dem Grundwesen der Pistis, welches die innerste Treue ist gegen die Gottesstimme und Regel im Innersten des Herzens und der Weltgeschichte, und eben so wohl mit dem Grundgebot: du sollst Gott lieben über Alles. Die Unterwerfung des Gewissens und der inneren Ueberzeugung selbst gegen Ueberzeugung und Gewissen unter eine sündliche, beschränkte und geistig verfallene, mannichfach irrende Macht wird der reifende ethische Geist immer mehr als etwas Schlechtes bezeichnen; und an diesem Axiom wird das Papstthum brechen müssen. Allein der bloß negative Standpunkt, der von andern christlichen Dogmen nichts wissen mag, kann auch das Dogma von der Gewissensfreiheit nicht behaupten, sondern er erzeugt gar bald eine neue Hierarchie, einen neuen Absolutismus; ja er kann sich in gewissen Constellationen recht wohl mit den alten Systemen dieses Namens versöhnen; so wie andererseits das Kloster mit dem Rosenhaag, der mönchische Sinn mit dem liebegirrenden Naturleben, die Hierarchie mit der heiligen Ignoranz in dem Zukunftsbilde unseres Dichters, und der Despotismus mit der Liebfrauenmilch sich wohl befreunden kann. Nur der Geist des Evangeliums kann die Befreiung vollenden, und alle christlichen Dogmen werden sich spiegeln in der vollendeten Welt.

Diese Basis also wäre der Muse des Verfassers zu wünschen. Sie würde dadurch auch jenen Ideenreichthum gewinnen, dessen Mangel sich in seinen Dichtungen so fühlbar macht. Diese Dichtungen sind in künstlerischer Beziehung ohne Zweifel ausgezeichnet. Die Sprache des Verfassers hat eine sehr anziehende Frische, Glanz und Anmuth, Gefühl und Leben, den Witz eines heitern, die Schärfe eines ernsten Geistes. Die Compositionen sind durchdacht, einfach, klar gehalten und glücklich durchgeführt. Allein gerade in diesem Reichthum der Form fällt die Armuth der Ideen um so mehr in's Auge. Wäre eine reiche ideale Grundlage vorhanden, so würde sich die Gedankenfülle selber eine Form bilden. Da es aber in dieser Beziehung fehlt, so bildet sich die poetische Form des Verfassers nach ihrem Grundton ziemlich äußerlich durch glänzende Antithesen und prächtige Gleichnißreden. Man muß gestehen, daß der Dichter hierin überaus geistreich und gewandt ist. Z. B. S. 106 heißt es:

„Ihr Haupt lag in des greisen Vaters Schooß
Deß Silberhaar auf ihre Locken floß,
Wie nieder zu des schönen Saatfelds Gold
Ein Wasserfall die weiße Schaumfluth rollt.

Wie ihre Augen sonnen im Azur,
Geglänzt ob ihrer Wangen Rosenflur!
Des Alten Blick ein hütend Wächterpaar,
Daß ja kein Leid den Rosen widerfahr'!

Als Adler wiegten meine Augen schnell
Sich über Saatgold, Rosenflur und Quell,

Doch flogen stets sie wieder ohne Ruh
Nach Adlerbrauch den beiden Sonnen zu!"

Diese Art der Gleichnißreden kann man wohl als den Grundton in der Form unsres Dichters bezeichnen. Die Pracht und überraschende Virtuosität, womit er diese Form handhabt, bewahrt ihn gleichwohl nicht, in ein monotones und oft übertriebenes Vergleichen zu verfallen. Die gründlichste Abhülfe dafür wäre darin gefunden, wenn sein negatives Freiheitssehnen sich in den positiven Freiheitsgrund, in das evangelische Gedankenmeer, welches mit der wahrhaftigen Weltbefreiung und Weltverklärung eins ist, vertiefen wollte.

Wir können uns in dem Berichte über den „Savonarola" von Lenau etwas kürzer fassen, weil wir es hier mit der poetischen Darstellung eines bekannten historischen Charakters und Lebens in seinen Hauptmomenten zu thun haben. Dieses gediegene Produkt dürfen wir wohl als ein positives Zukunftszeichen für die geistigen Lebensgebiete, in denen es gewachsen ist, bezeichnen.

Es ist zwar eine Eigenheit der modernen Poesie, um des schönen poetischen Spiels willen, um den Reiz der mannichfachsten Erscheinungen zu genießen, in die bedenklichsten Metamorphosen der Gefühlsweise oder sogar des Gesinnungslebens einzugehen; namentlich auch um einen solchen Preis die Confession, selbst die Religion zu wechseln. Aber Lenau's Savonarola scheint uns aus diesem vornehmen Indifferentismus nicht hervorgegangen zu seyn. Abgesehen davon, daß gerade Savonarola sich schroffer als manche andere geschicht-

liche Erscheinung einer solchen Aufopferung für den Zweck des poetischen Scheins widersetzen würde durch den prohibirenden, gewaltigen Ernst seines Charakters, so scheint auch in dem Werke selber die Gemeinschaft des Dichters mit seinem Helden sich deutlich genug zu offenbaren. Mit Liebe und begeisterter Verehrung ist Savonarola geschildert. In der Bearbeitung seiner Predigten, deren einige vorkommen, erkennt man deutlich, wie der Dichter Manches nach dem Bedürfnisse der gegenwärtigen Zeit modifizirt hat. Das Verhältniß des Dichters zu seinem Helden spricht sich besonders bestimmt in dem Gedichte S. 32 aus, überschrieben „Weihnacht."

„Wenn Vögel ihren Sang beginnen,
  Wenn schöner Frühlingsmorgen tagt,
Erglühn zuerst des Berges Zinnen,
  Der hoch, der himmelnächste, ragt;

Von seinen Zinnen fließt allmälig
  Der Morgenstrahl zur Schlucht herein,
Bis endlich aufglänzt licht und selig
  Das ganze Thal im Sonnenschein.

So ist vom Antlitz dieses Frommen,
  Als er zum Volk begeistert spricht,
Der helle Strahl herabgekommen,
  Und glüht auf jedem Angesicht.

O daß der Strahl, der Gottesklare,
  Erlischt und flieht, der Zeiten Raub!
Girolamo! Dreihundert Jahre
  Sind nachgeflogen deinem Staub!

Komm, segne mich mit deiner Nähe,
  Und segne meines Liedes Klang,

Daß ich dein großes Herz verstehe,
Und nicht verletze im Gesang!

Laß weihend in die Seele fallen
Von jenem Strahl mir einen Schein,
Und laß ein leises Wiederhallen
Mein Lied von deinem Worte sein!"

In 25 Gesängen schildert der Dichter das Leben und Wirken Savonarola's von seiner Entweichung aus dem älterlichen Hause im Knabenalter, um in's Kloster zu gehen, bis zu seinem Feuertode. In den einzelnen Gedichten glänzen ungemein herrliche Stellen, und manche Gedichte ragen durch ausgezeichnete Schönheit über die anderen hervor. Trefflich gezeichnet ist die Gewohnheit des Knaben Girolamo, im Walde zu beten, das Ereigniß, welches ihn bestimmt hat, in's Kloster zu gehen, nämlich daß er unversehrt geblieben ist in seinem Gebet unter einem Baume, welchen der Blitz im Sturme zerschmettert, ferner die bange Ahnung seiner Mutter, daß er den Märtyrertod erleiden werde, so wie seine Befreundung mit Dominiko, dem jungen Klostergenossen. In der tiefsten Betrachtung, die aus einem begeisterten Gespräche der frommen Jünglinge über die Prager Hieronymus und Huß hervorgegangen, wurzelt ihre innige und unvergängliche Freundschaft. Schön gezeichnet ist hier die Betrachtung:

Verschlossen ist das Aug, verhangen
Das Ohr, wie tief in Schlafesruh;
Nun ist die Seele fortgegangen,
Sie schloß des Hauses Pforten zu.

Im tiefen Walde der Betrachtung
Die ferne Seele nun verweilt,

In jener heiligen Umnachtung,
Wo jede Sehnsucht wird geheilt.

Laßt euch den heil'gen Wald umranken!
O schweiget, schweiget, daß kein Wort
Die flücht'gen Rehe, die Gedanken,
Vom Quelle Gottes scheuche fort! — —

Savonarola wird Prior im Markuskloster zu Florenz. Das Volk strömt aus der Nähe und Ferne herbei, seine erschütternden Predigten zu hören. Er eifert gegen die Verderbnisse in der Kirche, gegen die Laster im Volke, gegen das moderne, weltvergötternde Heidenthum am Hofe der Medici. Der Augustiner-Mönch Mariano tritt in dem Glanze damaliger Weltbildung mit einer Controvers-Predigt gegen ihn auf; aber die Predigt, mit welcher Savonarola seinen Angriff beantwortet, wird zu einem vollständigen Triumph. In dieser Predigt vernehmen wir Worte, wie die folgenden, welche der Dichter für unsre Zeit bestimmt hat:

Die Menschenhülle Gott umschlingend
Als trauten Gast aus Himmelshöh'n:
Hier ist Idee, so wahr und dringend,
So voll, so tief, so selig schön!

Sie wäre durch die Welt als Schemen
Geirrt? ihr fehlte die Gewalt,
In der Geschichte Raum zu nehmen
Als die lebendigste Gestalt?

Die Hohe sollte sich begnügen,
Nur hinzukümmern trüb und hohl,
In Wahngebilden, Schattenlügen,
Als Mährchen, Mythe und Symbol? —

Nein! nein! Wem je der Menschheit Klagen
Bis auf den Grund das Herz durchbebt,
Kann den Gedanken nicht ertragen,
Der allen Trost ihm untergräbt.

Nach dem Tode Lorenzo's, an dessen Sterbebette Savonarola mit großer Liebe und heldenmüthiger Geistesfreiheit erscheint, und nach der Vertreibung seiner Söhne, womit der Rückzug des Königs Karl von Frankreich, welcher Florenz eingenommen hatte, zusammenhängt, wird der Staat in eine Republik umgewandelt, und Savonarola's Wirksamkeit ist nun darauf gerichtet, das Ideal einer christlichen Theokratie in's Leben zu rufen. So entsteht ein prophetisches Spiegelbild des Genfer Kirchenwesens unter Calvin. Der Dichter führt uns nun an den päpstlichen Hof, und schildert das Gräuelleben des Papstes Alexander und seiner Söhne, wie seiner schönen Tochter Lukrezia:

„So reizend, daß für sie entbrannte
Das Brüderpaar in Liebesglut;
Daß sie der Papst sein Liebchen nannte,
Und schnöd genoß sein eignes Blut.

Zugleich gibt der Dichter manche Andeutung über das Verderben der damaligen Geistlichkeit, und die tiefe Zerrüttung in der Kirche. Gott sendet die Pest in's Land. Unter den Schrecknissen der Pest lernen die Künstler Buonarotti und Da Vinci die weltüberwindende Macht des Glaubens an den Gekreuzigten kennen, während sie inne werden, daß der Kultus der schönen Griechenbilder in einer solchen Weltnoth nicht trösten kann. Savonarola erweist sich in dieser großen

Drangsal als ein Engel des Trostes und der Hülfe für die Nothleidenden. Doch vergißt er die Reformation der Kirche nicht, sondern dringt in gewaltigen Briefen an die mächtigsten Fürsten Europas auf ein allgemeines Concilium. Dadurch wird aber auch die Zeit seines Märtyrerthums beschleunigt. Kirchenbann, Verhaftung und fürchterliche Tortur folgen nacheinander. In dieser Zeit seiner Peinigung tröstet den leidenden Reformator ein wunderlieblicher Traum, ein Gesicht der Zukunft (S. 231). Domenico stirbt mit seinem großen Freunde auf dem Scheiterhaufen. Savonarola steht in Flammen. Nun bewahrt uns der Dichter sein Bildniß:

„Niemand wird mehr auf Erden schauen,
Girolamo, dein Angesicht!
Die Liebe und das Gottvertrauen
In deinem klaren Augenlicht;

Den Schmerzenszug an deinem Munde,
Den auch dein Lächeln nie vertrieb,
Den deine heil'ge Lebenswunde
Um die beredten Lippen schrieb;

Die Heldenstirn, Freiheit begehrend,
Die Furche drauf, den tiefen Pfad,
Den, rastlos immer wiederkehrend,
Dein mächtiger Gedanke trat!

Die himmlische Gedankeneinheit,
Die strahlend aus dem Schmerze schien,
Die blumenhafte Sittenreinheit
Auf deinem Antlitz — ist dahin!

Das gottestrunkene Entzücken,
Das dieses Antlitz oft verklärt;

Die Sehnsucht, Alle zu beglücken,
Die seine Blüthe still verheert."

Der Dichter hat eine ergreifende Episode mit dem Hauptthema des Gedichtes verflochten, die Geschichte des Juden Tubal, der durch die Ermordung seiner drei Knaben, deren Blut Papst Innocenz der achte geraubt hat, um sich durch die Transfusion dieses Blutes in seine Adern heilen zu lassen, zum wahnsinnigen wüthenden Christenfeinde geworden ist. Tubal sieht Savonarola's triumphirende Liebe und Freudigkeit, da er zum Scheiterhaufen geführt wird, und sein im Hasse erstarrtes Herz wird durch den Geist der Versöhnung wieder aufgeschlossen, zur Liebe erweckt, und zum christlichen Glauben bekehrt. Ein bekannter Kritiker hat diese Episode sentimental finden wollen, und starkes Mißfallen über dieselbe geäußert. Sein Urtheil scheint uns zusammenzuhangen mit einer speziellen Gereiztheit gegen das Judenthum, jedenfalls aber ist es unbegründet und ungerecht. Es ist eine Episode von tiefer Wahrheit und ergreifender Kraft. Die siegreiche Liebe eines Martyrs, die ihren Todfeinden gegenüber feiernde, segnende Liebe bleibt, erschüttert, erweicht und bekehrt einen Christenfeind, und das soll sentimental seyn.

Auch in diesem Werke zeigt sich eine negative Richtung, aber es ist die des ächten Protestantismus: eine Negation, welche auf dem positiven christlichen Glaubens- und Lebensgrunde beruht. Und wenn auch hier das evangelische Grunddogma von der Rechtfertigung in Christo nicht stark und mit Klarheit entwickelt her-

vortritt, so beruht doch der ganze Gegensatz gegen die Satzungen und Verderbnisse in der Kirche auf fühlbarem Glaubensernst, auf der Verinnerlichung des Christensinnes durch den Geist des Gebetes, auf der alleinigen Erlösung durch Christum, auf der Forderung, daß der Sinn und Wandel der Christen in Zucht und Sitte gereinigt und geheiligt werde, besonders aber auf der Hoffnung einer künftigen Erneuerung der Kirche und christlichen Weltverklärung, für welche auch Savonarola ein Vorzeichen und Vorarbeiter gewesen ist. — Die Diktion des Dichters ist nicht überall korrekt, dagegen zeichnet sie sich aus durch eine edle Simplicität, auf deren reinem Grunde die Blumen reicher poetischer Schönheit sehr hell hervortreten. Dabei hat die Poesie Lenau's eine ideale Tendenz, durch welche sie sich über den Charakter der Zeitpoesie erhebt; wenigstens scheint uns dies von seinen späteren Produkten zu gelten. Die idealen Grundtöne aber, Momente des Ewigen, sind es, welche den Dichtungen bleibenden Werth geben, den Werth, zu bleiben.

Ueber das Erhabene und Komische,

ein Beitrag zu der Philosophie des Schönen von Dr. Fr. Theod. Vischer, Privatdocent an der Universität zu Tübingen. Stuttgart, Druck und Verlag von Imle u. Krauß. 1837. 6. und 230 S.*)

Der Unterzeichnete ist durch ein lebhaftes Interesse für den Gegenstand zu der vorliegenden Schrift geführt worden, nicht durch ausgebreitete Studien in dem Gebiete desselben. Seine Berechtigung, dieselbe anzuzeigen und zu besprechen, kann demnach nur in dem innigen und freien Nachdenken liegen, womit er dem Begriff des Erhabenen und Komischen in der Einheit dieses großen Gegensatzes nahe gekommen zu seyn glaubt. Man wird ihm demnach entschuldigen, daß er diese Arbeit übernommen, unter der Bedingung, daß er sich bescheidet, sich im Mittelpunkte der Sache zu halten, indem er sich mit der ausgezeichneten Schrift, welche er hier zu beurtheilen hat, auseinandersetzt.

---

*) Berl. Jahrbücher 1840.

Was in der vorliegenden Schrift die Schlußpunkte der Forschungen über das Erhabene und Komische bildet, das leitet uns hinein in das Verständniß beider Begriffe in ihrem Gegensatz und Zusammenhang, nämlich der Eindruck, welche diese entgegengesetzten Phasen des Schönen hervorbringen, ihre Wirkung auf das Gemüth. Das Schöne in seiner Mitte, in seinen harmonischen, maaßvollen Erscheinungen wirkt ergreifend mit der sanftesten Macht, denn es ist die Güte des Lebensgeistes, welche in seinen Bildern zur Erscheinung kommt. Auf seinen Gränzgebieten aber, wo es einerseits im Erhabenen, andererseits im Komischen sich mehr offenbart, als harmonisch erscheint, wirkt es erschütternd.

Diese Erschütterungen sind grundverschieden, und doch hangen sie in dem lebendigsten Gegensatze mit einander zusammen, ebenso wie jene Manifestationen, durch welche sie bewirkt werden. Aus der Wirkung im Gemüthe aber bilden wir das Urtheil über die Erscheinung, ob sie erhaben sey, oder komisch; wohin sie gehöre. Nun scheint es uns aber, daß wir das Alles als erhaben zu bezeichnen pflegen, was uns das Gefühl der Vernichtung mittheilt, während komisch genannt wird Alles, was das Gefühl der Vollendung in uns erregt. Was uns hineinführt in den Moment, in dem wir uns in unserer Endlichkeit aufgeben und hingeben an den unendlichen Geist des Lebens, wo wir uns übergeben dem Gerichte Gottes, hingeben seinem Walten, indem wir durchschauert werden von seiner unend-

lich starken und guten Uebermacht, das ist das Erhabene. Was uns dagegen für einen Moment all unsre Unvollkommenheiten und Gebrechen, alle Mühe und Arbeit des Strebens nach der Vollendung vergessen macht, und uns die Vollendung fühlen läßt, die wir in irgend einer augenblicklichen Beziehung haben, das ist das Komische. Darum ist auch das Komische mit dem Profanen verwandt, so wie das Erhabene mit dem Heiligen; obwohl das Gefühl des Komischen in seinem reinen Blitz, in seinem Augenblick, wo es als das Gefühl des Schönen im kleinsten Maaß erscheint, nicht profan genannt werden darf. Es ist für den Menschen in seiner sündigen Beschaffenheit äußerst schwer, zu dem reinen Gefühle des Erhabenen zu kommen, oder sich im reinen Gefühl des Komischen zu behaupten. Das meiste Erhabene ist für die meisten Menschen noch verhüllt in das Schreckliche, in das Grauenvolle; darum nämlich, weil sie ihm mit dem Interesse des egoistischen Eigenlebens gegenüber stehn. Das Schreckliche ist nimmer dasjenige, was uns das Gefühl der Vernichtung mittheilt, sondern was uns im Willen auf's Aeußerste empört. Derselbe Seesturm, welcher dem geängstigten Passagier bei aller Kunstbildung, welche dieser besitzt, nur als etwas Grauenvolles erscheint, kann einem todesmuthigen, begeisterten Matrosen, dem alle Kunstbildung abgeht, einen dunklen Eindruck des Erhabenen geben, weil er die Fähigkeit hat, sich hinzugeben an den Geist des Sturms und der Wogen. Freilich sind die Naturvölker auch bei der tapfersten Gemüths- und Lebens-

weise vorherrschend mehr mit dem Schrecklichen in dem Erhabenen ihrer Umgebungen, als umgekehrt mit dem Erhabenen im Schrecklichen vertraut geworden, weil sie im dunklen, heißen Kampfe erst den Frieden mit diesen Mächten zu erringen hatten. In dem Geiste der Furcht hat eine Stelle der Schweiz den Namen der Teufelsbrücke erhalten, wo sich gerade eines der herrlichsten Prachtstücke des Erhabenen entfaltet, und gerade da, wo die Krone ihrer feierlichen Erhabenheiten ist, im Berner Oberlande, hat sich für den Volksgeist die schauerliche Gruppe des Wetterhorns, Schreckhorns und Finsteraarhorns gebildet. Die Jungfrau scheint freilich versöhnend vor die Linie der finstern Dreizahl zu treten; aber sie verdankt keineswegs ihren Namen ihrer hehren Erscheinung im leuchtenden Schneegewande, sondern einem derben und zweideutigen Volkswitz. Wenn die Unendlichkeit in einer großen Erscheinung oder Handlung dem Menschen entgegentritt, dann ist sie ihm schrecklich, so lange er sich ihr gegenüber und für sich behaupten will. Ist aber die Möglichkeit oder Willigkeit zur Hingebung da, so wird er hinübergeführt durch die Schauer des Gerichts, welche ihn seine Endlichkeit und Sündigkeit empfinden lassen, in das Gefühl des Erhabenen. Die Erscheinung nimmt ihn hin; seine Seele zittert, eine heilige Blässe geht über sein Angesicht. Aber gerade durch das Gefühl der Vernichtung findet er sich wieder. Er findet sich geläutert und beseligt wieder in dem Unendlichen; und jetzt ist für ihn das Unendliche, welches vielleicht zuerst als das Schreckliche vor ihm stand, dann zum

Schauerlichen und weiterhin zum Erhabenen wurde, in den Moment des Feierlichen getreten. Er findet ein königliches Loos in der Hingebung an das Gute, wie es sich ihm in seiner Unendlichkeit offenbart, in seinem Einswerden mit Gott. Freilich müssen wir, um Mißverständnisse zu verhüten, den Kunstgenuß des Erhabenen von dem Lebensgefühl des Erhabenen unterscheiden; der erstere schließt mit der Freude an seiner Empfindung ab, das letztere geht in das Leben der Gesinnung über. Die Wirkung des Komischen bildet den reinen Gegensatz zu der Wirkung des Erhabenen. Wenn uns das Komische erschüttert, so sind wir für einen Augenblick am Ziel, vollendet, fertig. Wir sind es freilich nur in dieser Beziehung zu der komischen Erscheinung, aber diese hat uns ja eben ganz ergriffen. Darum ist auch das Komische nur für Augenblicke, weil sich der Mensch in eine so kleine Einzelbeziehung nicht lange verlieren kann. Deßwegen sind auch die Gemüther mannichfach in ihren ernsten Stimmungen, in ihrem Ringen und Streben schußfest für die Blitze des Komischen. Aus demselben Grunde verwandelt sich die reine Lust des Komischen, die nur in einem leichten, heitern und süßen Lächeln, oder in einem hellen Freudenjubel aufgehen sollte, so leicht durch unreine Fortsetzung in einen bittern Ekel, in ein warnend widerwärtiges Gefühl, in einen Uebermuth und Taumel des Selbstgefühls, aus dem sich der Vorsichtige wieder mit schmerzlicher Anstrengung zusammen nimmt, und in den trockensten Ernst zurückzieht. Das Gefühl des Komischen wird für den so sehr unfertigen und fehler-

vollen Menschen so leicht zur profanen Lust. Das Hochgefühl seiner relativen Vollendung, das ihn durchblitzt, wenn er in eine Beziehung gesetzt wird, worin er sich als den Erhabenen fühlen muß, wenn z. B. ein Affe im Anstreben des menschlichen Thuns seine thierische Untüchtigkeit zu solcher Hoheit kund gibt, diese Empfindung darf nur über den Moment der durchgefühlten Beziehung fortdauern wollen, so verliert sie sich in's Trübe des Egoismus, und bereitet Schmerzen. An sich aber steht die reine Empfindung des Komischen mit dem Gefühl des Schönen, ja mit der feierlichsten Empfindung des Erhabenen im besten Einklang. Der heilige Geist der Alttestamentlichen Psalmendichtung läßt die gefangenen Israeliten (Psalm 126) weissagen: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, — — dann wird unser Mund voll Lachens sein." Sie werden sich als die Vollendeten fühlen, und werden lachen. Noch kühner ist es, wenn im zweiten Psalm zuerst die Empörer gegen den Herrn und seinen Gesalbten geschildert werden, die Völker, wie sie wider ihn toben, die Leute, wie sie Eitles wider ihn reden, die Könige im Lande, wie sie sich wider ihn auflehnen, und die Herren, wie sie miteinander rathschlagen, und wenn dann von Gott gesagt wird: aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer, der Herr spottet ihrer. Alle diese Heerschaaren mit ihrem Aufruhr geben ihm nur das selige Gefühl seiner Vollkommenheit und Sicherheit, weil er sie absolut überflügelt und besiegt weiß durch seinen Geist, seinen Rath und seine Macht. Hier steht dem Erhabenen in höchsten Sinne das komisch Nich-

tige und Aufgeregte in weitester Ausdehnung gegenüber. Für diejenigen, welche das Böse als eine nothwendige Form für die Entwickelung der Freiheit betrachten, fließen auf diesem Punkte die Gegensätze des Erhabenen und Komischen in trüber Einheit, in der Gestalt der Mischung zusammen. Die helle Einheit der Gegensätze erscheint uns jedoch auf dem Standpunkte, auf welchem wir das Böse als das finstre Zufällige, welches von dem Lichte des göttlichen Waltens mit unendlicher Machtfülle überflügelt ist, betrachten, darin, daß Gott in seiner Erhabenheit frei ist von aller Angst, Spannung und Bitterkeit, indem er die ohnmächtigen Creaturen in ihrem Rathschlagen gegen sein Regiment betrachtet, daß er den hellen Blick hat in das absolut Nichtige ihres Trachtens, welches zum Thun nicht werden kann, ohne sofort wieder seinem Walten dienstbar zu werden, und daß er feiernd mit dem Blicke der Liebe auch in der Verunstaltung und Verstrickung des Bösen noch sein Geschöpf erkennt. Die falsche, nichtige Scheinerhabenheit, worin eine empörte Welt ihm gegenübertritt, blickt er in der seligen Bewegung des Geistes an, womit er sie in seiner absoluten Erhabenheit überwaltet. Das Komische in seiner Substanz wird demnach vielfach mit dem Profanen zusammenfallen; das Gefühl des Komischen wird sich in dem Menschen äußerst leicht profaniren, da es die zarteste Lust des Gefühls der Erhabenheit ist; in sich selber aber ist es als ein reines Spiel des sichern, des persönlichen, des geistig unendlichen Lebens in seinem Triumph über das Zufällige, Zweckwidrige, Gebrechliche, da wo dieses

in seiner Gebundenheit durch beruhigendes Walten erscheint, zu betrachten.

Da uns der betreffende Gegensatz von der Seite seiner Wirkungen zuerst wichtig geworden ist, so hat es uns auffallen müssen, daß der Verf. diese wichtige Parthie seines Werkes verhältnißmäßig wohl zu wenig bedacht hat. Bei der Betrachtung über den subjectiven Eindruck des Erhabenen fehlt allerdings der richtige Grundgedanke nicht. Er klingt an und kehrt wieder in verschiedenen Fassungen, die nur nicht in einen reinen und bestimmten Ausdruck zusammengefaßt sind. Am schönsten spricht der Verf. diese Wirkung aus, indem er von der Wirkung des Tragischen redet. „Diese Macht, die sie (die tragischen Helden) vernichtet, ist keine uns fremde, sie wohnt auch in der Menschheit, wir treten ihr näher, der Schmerz geht in eine sanfte Wehmuth, in die wohlthuende Gewißheit über, einer höheren Weltordnung anzugehören, der auch wir willig unsere selbstischen Wünsche und Zwecke opfern. Wie daher die Furcht für menschliches Glück zur Furcht vor Gott, so wird nach eingetretenem Untergange das Mitleid mit dem Leiden des Einzelnen zu dem allgemein menschlichen Gefühl unserer Nichtigkeit und unserer Größe in dieser Nichtigkeit geläutert, es werden diese Affekte gerade dadurch gereinigt, daß sie bis zum Aeußersten aufgeregt werden.“ Bei dem kurzen Worte von dem subjektiven Eindrucke des Komischen ist uns der Verf. einen bündigen Aufschluß schuldig geblieben. Er beschränkt sich beinahe nur darauf, das Gefühl des Komischen patho-

logisch zu beschreiben, wie es sich im Gelächter, im raschen Wechsel von Schmerz und Lust entfaltet. Von dem Verständniß der Grundwirkung entfernt er sich weit, indem er bemerkt, daß die Behauptung eines Hobbes, Addison und And., daß das Gefühl der Ueberlegenheit über den verlachten Gegenstand der Grund des Lachens sey, in einer ästhetischen Untersuchung keine Widerlegung verdiene, und sie stehe der Wahrheit direkt entgegen. Auf diesem Punkte hätte nach unserem Dafürhalten seine Untersuchung in die Tiefe dringen müssen. Aus dem rohen Gestein der angeführten Behauptung hätte sich wohl durch Vertiefung, Richtung und Läuterung die Idee des Komischen und seiner Grundwirkung zu Tage fördern lassen. Der Verf. kommt aber auch in seiner Abhandlung über das Komische hin und wieder in verschiedenen Aeußerungen der richtigen Auffassung der innersten Wirkung des Komischen nahe.

Wir können der Schrift nicht in ihrer ganzen Entwickelung folgen, ohne zu weitläufig zu werden. Sie hat einen sehr klaren Gang. Nachdem in der Einleitung die früheren Leistungen besprochen sind, nimmt die Untersuchung ihren Ausgang vom einfach Schönen, worauf dann zuerst das Erhabene und weiterhin das Komische zur Sprache kommt. Beide Phasen des Schönen sind in der Stufenfolge ihrer Momente mit großer Bestimmtheit und Klarheit dargestellt. Das Werk ist überhaupt klar gedacht und in der Ausführung rein und gehaltreich. Ein ernster, gründlicher Gedankengang bewegt sich in frischen, konkreten, anre-

genden Auffassungen. Der begeisterte Grundton entfaltet sich in geistvoller Darstellung. So ist also die Schrift mit gutem Erfolg auf ein Kunstwerk angelegt, und man muß um so mehr bedauern, daß sie durch Ungebührlichkeiten des modern-ästhetischen Polytheismus entstellt ist, wie z. B. wenn von dem Gott des Unsinns die Rede ist, wenn Eulenspiegel der Gott einer gewissen Stufe des Lächerlichen genannt wird. Der Genius des Verf. sollte in der That über diese Modesprache des neuen Polytheismus hinaus seyn. Was er S. 167 über das Verhältniß Gottes zu dem Komischen sagt, gehört unter eine andere Rubrik, nämlich unter die des Verworrenen. Der Verf. verwechselt hier die Vorstellungen, daß Gott den Scherz verstehe, und daß der Scherz über ihm zulässig sey. Er ist nämlich dem Gedanken nahe gerückt, daß auch das Erhabenste ein Gegenstand des Lachens werden könne; es wird ihm aber unmöglich, das letzte Wort in dieser Richtung zu finden oder auszusprechen, und so taumelt er denn in annähernden, verworrenen Aeußerungen, wie geblendet und fern gehalten, um den lichten Punkt der höchsten Majestät herum. Bei einer klaren Fassung des Komischen hätte es ihm nicht widerfahren können, diesen erhabenen und komischen Burzelbaum zu machen; es wäre ihm ausgemacht geblieben, daß der endliche Geist in den seligsten Scherzen des vollendeten Selbstgefühls nie über den Geist des absolut Vollkommnen sich erhaben fühlen kann, ohne wieder der Finsterniß zu verfallen.

Von dem einfach Schönen sagt der Verf., es stelle

zunächst nur eine einzelne Idee dar, die in einer bestimmten sinnlichen Gestalt zur Erscheinung komme. „Indem es uns aber, schreibt er weiterhin, auf diese Weise die Einheit des Geistigen und Natürlichen auf einem bestimmten Punkte, in einem einzelnen Falle anschauen läßt, so bringt es uns mittelbar die höchste Einheit des Idealen und Realen, also die absolute Idee zur Anschauung. Nur mittelbar, denn die absolute Einheit des Wirklichen und des Idealen kann eigentlich nie auf einem einzelnen Punkte sich erschöpfen und fix und fertig auf die Oberfläche treten, sondern nur die Totalität alles Seyenden kann den ganzen Inhalt des Absoluten verwirklicht darstellen, nur das ganze Universum kann der vollkommene Spiegel des göttlichen Lebens seyn, wie z. B. nicht ein einzelner Mensch, ein einzelnes Volk die ganze Aufgabe der Menschheit, und am allerwenigsten in einem einzelnen Momente löst, sondern nur die Gesammtheit der Völker im gesammten Verlaufe der Geschichte" (S. 24). Diese Exposition scheint im Grunde die ideale Seite der Schöpfung ganz zu verkennen. Das ist ja eben das Wesen der Idee, daß in ihr das Unendliche sich spiegelt, daß sie einen hellen Krystall bildet, durch welchen die höchste Idee ihre Lichtfülle kund gibt. Nicht durch die realistisch summarische Zusammenfassung aller Weltbilder wird Gott gefunden, sondern durch die ideal intensive Erfassung der Gottesbilder im Weltleben. Wer nur in der äußeren Unendlichkeit der Weltentwickelung den vollkommenen Spiegel des göttlichen Lebens finden kann, der hat weit zu laufen durch den

unendlichen Raum, und lange zu warten durch die unendliche Zeit, bis er im seligen Schauen Gottes Ruhe gefunden. Die Welt wird nicht durchschaut vermittelst der Umschreitung ihrer Peripherie, sondern vermittelst der Vertiefung in ihren Mittelpunkt, und wenn sie keinen solchen Mittelpunkt hätte, wenn es nicht einen in die Erscheinung tretenden vollkommnen Spiegel des göttlichen Lebens gäbe, wenn nicht die Aufgabe des Lebens ideal gefaßt, einmal in einem einzelnen Volke, in einem einzelnen Menschen, in einem einzelnen Momente gelöst erschien, so würde man schwerlich in dem unendlich zerstreuten Weltglanz einen Gottesspiegel, in der unendlich zertheilten Weltmühe eine Gottesruhe gewinnen. Es ist aber festzuhalten, daß die Schöpfung sich eben sowohl in ihrer idealen Kraft concentriren, als in ihrer realen Fülle ausbreiten muß, um den Logos, welcher ihr Grund ist, zu offenbaren.

Es ist uns nicht möglich, mit dem Verf. das Erhabene der Natur oder der Substanz lediglich als das Erhabene des Raums, der Zeit und der Kraft oder streng genommen als ein bloß scheinbar Erhabenes zu fassen, und von dem Erhabenen des Geistes getrennt zu denken. In der Anschauung des Meeres z. B. ist es wohl nicht bloß die scheinbar unendliche Ausdehnung, welche zu der Idee des Unendlichen hinüberleitet, sondern auch die Erscheinung einer außerordentlichen Kraftentfaltung, einer mysteriösen Schöpfungssphäre. Das Raumgroße wirkt wohl nie schlechthin nur als das Raumgroße, sondern immer schon als weite Umfassung

einer geweihten Region, die von dem schöpferisch allgegenwärtigen Geiste des Lebens zeugt. Wer möchte in einer erhabenen Gebirgsscene lediglich das Unendliche der Ausdehnung sehen wollen? Wie kann man mit dem Verfasser die Stufen der Pyramide, oder die Abschnitte eines hohen Thurms bloß als Anregungen des Messens der ganzen Größe solcher Gegenstände betrachten, und insofern als Veranlassungen, das Gefühl des Erhabenen zu wecken, da ja doch vielmehr durch diese Abtheilungen der kühne Menschengeist, welcher so hoch gebaut hat, zur Erscheinung kommt? Ob das, was der Verf. das Erhabene der Zeit nennt, nur überhaupt zum Erhabenen der Natur gerechnet werden könne, ist vorab noch die Frage. Der Verf. rechnet zum Erhabenen der Zeit, wenn „in dem ernsten Klange der mitternächtlichen Zwölfe uns die Ewigkeit gepredigt wird.“ Wir möchten die hier bezeichnete Empfindung des Erhabenen in das Gebiet der subjektiven Sphäre hinübernehmen. Wenigstens bringt es die Natur für sich allein zu diesem mahnenden Klange der Zwölfe nicht. Unter der Kategorie des Erhabenen der Kraft läßt der Verf. auch die Zwerge mit auftreten, weil sie furchtbar sind, weil man sich ihre Intelligenz im umgekehrten Verhältnisse zum Körper denkt.

Es ist ein genialer Zug, wie sie bei ihm reichlich vorkommen, daß er die Zwerge hier aufführt. Es scheint aber genau genommen mit den Zwergen so zu stehen, daß sie etwas Komisches haben, was in das Erhabene überschlägt, während die Riesen mit einem Anschein

des Erhabenen auftreten, der in's Komische übergeht. — Ueber das Erhabene des absoluten Geistes hat der Verf. viel Schönes gesagt, wir müssen aber hier am Entschiedensten ihm gegenübertreten, wenn er dieses Erhabene lediglich als das Tragische erkannt hat. Diese Fassung verräth die Krankheit seines Systems, nach welchem der absolute Geist „die beschränkten (subjektiven) Geister eben so sehr aus sich hervorgehn, als auch an ihrer Unvollkommenheit und Relativität zu Grunde gehen läßt" S. 83. — An einer andern Stelle heißt es: „die Schuld ist die Existenz, das Heraustreten des Individuums aus der Indifferenz der allgemeinen Lebensquelle, und die Strafe dafür ist, daß es in den dunklen Grund, aus dem es stammt, zurückgeschlungen wird" (S. 95). Mit solchen philosophischen Keulenschlägen auf die Idee der ewigen Persönlichkeit des subjektiven Geistes, der Individualitäten, mit solchen Verweisungen des lichten Lebensbewußtseins in die Finsternisse des dunklen Grundes, erzielt man keinen wahrhaft tragischen, sondern immer nur einen tragikomischen Effekt. Unter dem Einflusse dieser Voraussetzung ist die Aeußerung des Verfs. entstanden: „der religiöse Glaube hat es versucht, die subjective Größe des menschlichen, und die absolute des göttlichen Geistes in einem bestimmten historischen Subjekte zusammenfallen, und einander decken zu lassen, dessen Leiden auch daher nicht als ein verdientes, sondern als ein stellvertretendes aufgefaßt wird. Ob sich dies vor der Vernunft halten lasse ist hier nicht zu untersuchen." Vielleicht hätte sich der Verf. an diesem größten Momente der Geschichte auf

eine schickliche Weise vorbei machen können; wollte er ihn aber in seiner Theorie anführen, so lag es nahe, hier das tragisch Erhabene in seiner Erfüllung, in seiner erschreckendsten und seligsten Erscheinung, und zwar als unbedingte Hingebung des lichtesten, reinsten Menschenlebens an das dunkelste, verhüllteste Walten Gottes, im Gefühl der Weltschuld durch Mitleid, und im Glauben an den verhüllten Frieden Gottes in seinen Gerichten selbst, zu erkennen. An dieser Stelle wäre auch noch ein näherer Aufschluß über die mysteriöse Idee des Fluches zu erhalten gewesen, welcher gar nicht als eine überall in die Charaktere selbst hineinfallende Nothwendigkeit nach S. 122 zu betrachten ist, sondern im Allgemeinsten wohl als die Verkettung der Schuld in ihren verderblichen Folgen mit dem Leben, so daß am Ende der reine Mensch die Schuld aller Unreinen in seinem Leben büßen muß, weil er durch das Band des Lebens unzertrennlich mit ihnen eins ist. So sind wir also schon mit der Entwickelung des Tragischen selber, wie sie der Verf. gibt, nicht gründlich einverstanden, obschon er vielfach herrliche und ergreifende Saiten anschlägt. Noch mehr aber haben wir gegen die Beschränkung des Erhabenen des absoluten Geistes auf das Tragische einzuwenden. Wir halten es recht vornehm in diesem Punkte mit Göthe: wir beweisen die Unsterblichkeit damit, daß wir sie nicht entbehren können. Wir halten uns vornehmer noch an das Symbolum der Kirche, und glauben schließlich an die Auferstehung des Fleisches, und ein ewiges Leben. Das ist ja auch die Seligkeit in dem Gefühl des Tra-

gischen, daß man bei der Erschütterung, welche der untergehende Held zurückläßt, von der Ahnung der Wiederherstellung, der Wiederbringung ergriffen wird. Es geschieht also im Interesse des Tragischen selbst, wenn wir zu dem Erhabenen des absoluten Geistes auch die Momente des heiter festlichen, des in den Individuen selber triumphirenden göttlichen Lebens rechnen, z. B. die Verklärung auf Tabor, die Auferstehungsgeschichte, das erste Pfingstfest; oder auch verwandte, größere historische Lichtmomente in der Weltgeschichte, z. B. das Feiern der Kreuzfahrer im Anschauen Jerusalems, oder erhabene Festscenen aus der Befreiungsgeschichte Deutschlands. Daß in dem gegenwärtigen Weltlauf die tragischen Momente des Erhabenen vorwalten vor den heiter festlichen, darf uns nicht irren, da der Grundcharakter des gegenwärtigen Aeons tragisch, mit dem Kreuze gezeichnet ist. In der Welt der Auferstehung aber muß das Erhabene den Charakter der hehren Heiterkeit haben, und in dem großen Chore des individuellen Schönen zur Erscheinung kommen, das harmonisch Schöne muß in der Beziehung des Erhabenen, in der Hingebung an das Unendliche erscheinen, und die reinen Blitze des Komischen müssen geweiht, in den reinen Spielen des unendlich individuellen und mannichfaltigen Lebens fortdauern, harmonisch geeinigt mit dem Erhabenen in derselben Weise, wie die Zufälligkeiten mit der allgemeinen Bestimmung, die Subjekte mit dem absoluten Geiste harmonisch geeinigt sind; sie müssen als die Einzelspiele der ewigen Sophia, die schon bei der Weltbil-

dung vor Gott gespielt hat auf dem Erdboden nach Proverb. 8., offenbar werden, und das grundgütige Walten, welches die Schöpfung durchdringt, in den Freiheiten, Privilegien und heitern Eigenheiten des speziellsten Leben kund thun — und so müssen sie es verbürgen, daß die alte Sage von dem Götterneide, oder von der Unerbittlichkeit des dunklen Grundes, der das persönliche Leben immer zuletzt als Verbrechen behandeln soll, ein banger und armer Wahn ist, eine tragikomische Figur gegenüber der ewigen Kraft und Heiterkeit des Individuellen, des Subjektiven, des in seiner Persönlichkeit gesicherten, ja zur freiesten Eigenthümlichkeit verpflichteten Lebens. Der Verf. hat keine Beweise für die Schuld, welche in der Endlichkeit selber liegen soll, angeführt. Unser Beweis für die Unendlichkeit des subjektiven Lebens liegt einfach darin, daß jeder endliche Geist ein spezieller Gedanke Gottes ist, den er so noch nicht gedacht hat (nicht lediglich Gattungswesen sondern Individualität) und daß Gott seine Gedanken nicht wieder vergessen kann.

Wir hätten noch mancherlei mit dem Verf. zu rechten. Wir wollen jedoch lieber schließlich die Versicherung wiederholen, daß sein Werk uns als eine höchst anregende, geistvolle, in seinem Grundton künstlerisch gehaltene Monographie über den betreffenden Gegenstand erschienen ist, und daß wir nach einem schönen Gedichte von A. Treuburg in dem Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten, betitelt der Wasserfall, seinen Genius (d. h. seinen Geist in

der Kraft seiner Führung) betrachten möchten als den Strom, welcher den hemmenden Felsblock des vulgären Pantheismus, der Lehre von der absoluten Endlichkeit des Persönlichen, im Lebensdrang zur Tiefe heiterer Thalauen triumphirend niederkämpft.

Unterhaltungen zur Schilderung Göthescher Dicht- und Denkweise.

Ein Denkmal von Karl Friedrich Göschel. Schleusingen, Verlag von Conrad Glaser. Drei Bände. 1834 — 1838.*)

Die Bemühungen des ehrwürdigen Göschel, das Christliche in zwei der bedeutendsten geistigen Erscheinungen unserer Zeit, nämlich in der Hegelschen Philosophie und in der Götheschen Dicht- und Denkweise darzustellen, die mannichfachen Beziehungen des Gemeinsamen zwischen den Leistungen der beiden gepriesenen Geister der neueren Zeit und dem unvergänglichen Wesen des Christenthums nachzuweisen, kann man als eine sehr ehrenwerthe und fruchtbringende Lebensarbeit dieses Schriftstellers bezeichnen. Denn es handelt sich bei diesen Bemühungen darum, zwischen der gegenwärtigen Zeitbildung, wie sie in Hegel und Göthe culminirt, und zwischen dem Ernst des christlichen

---

*) Aus der Ev. Kirchenzeitung, Jahrgang 1838.

Gemeindalebens in seinen Ueberzeugungen und Bestrebungen eine Vermittelung herbeizuführen, so weit dieses der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe gemäß ist. Eine solche Vermittelung aber ist dringend nöthig, weil einerseits der allgemeine Gottessegen in der geistigen Bildung der Gegenwart nicht verloren gehen darf für die Gemeinde Christi, noch weniger aber mit Verachtung zurückgewiesen und verschmäht werden darf in der ängstlichen Befangenheit einzelner ihrer Glieder, und weil andererseits die Kinder der Welt, welche sich den neuen geistigen Richtungen der Gegenwart hingeben, durch ihre eigenen glänzenden Autoritäten zurückgeführt oder hingeführt werden müssen auf Christum, so wie der Apostel Paulus die Athener durch ihre Poeten zur Erkenntniß des Evangeliums anleitete. Wer freilich zu einer solchen Vermittelung Beruf hat, der muß auf manche Verkennung von den zwei entgegengesetzten Seiten, die er geistig zu fördern hat, gefaßt seyn. Und einer solchen zweifachen Verkennung kann auch Göschel wohl, trotz der festen und bedeutenden Anerkennung, die er genießt, nicht ganz entgehen. Diejenigen, welche sich das Eitelste und Aeußerlichste der genannten Geister aneignen, rechnen es ihm gerne als eine Schwäche des frommen Gemüthes an, daß er darauf ausgeht, christliche Grundtöne in den bezeichneten Produkten der Weltliteratur zu suchen, und sie meinen in seiner Auffassung eine pietistische Trübung derselben zu erblicken, wodurch ihnen der frische Weltglanz dieser Lichter verloren gehe. Man dürfte sich aber nicht darüber wundern, wenn auf der anderen

Seite Stimmen laut würden, welche ihm den Vorwurf machten, er wolle Licht und Finsterniß mit einander vermengen. Es geschieht hoffentlich nicht, aber wenn es nicht geschieht, so wird es mehr durch den warnenden Takt der Liebe zu einem Manne, der sich so unverholen zu Christo bekennt, als durch den freien Blick verwandter Ueberzeugung verhütet. So denken wohl Manche, es sey nun einmal eine Liebhaberei und Wunderlichkeit des trefflichen Mannes, die man ihm nachsehen müsse. Aber diese stolze Nachsicht hätte sich wohl ein solcher Interpret zu verbitten, denn es handelt sich ja nicht bloß darum, daß wir ihn nur reden lassen, sondern daß wir ihn hören, daß wir etwas von ihm lernen, daß wir uns den Segen aneignen, den er uns nach seinem Beruf aus dem Walten Gottes in den geistigen Bewegungen der Gegenwart zuwendet. Daß Göschel aber zu dem bezeichneten Interpreten-Amt einen besonderen Ruf hat, kann nicht geläugnet werden. Er ist vertraut mit dem inneren Wesen des Christenthums, wie es in seinen Quellen sich kund gibt, und wie es durch die Gemeinde und durch das christliche Herz hindurchströmt. Und eben so ist er vertraut mit dem Geiste der Schriften, der weltlichen Autoritäten, von denen die Rede ist. Liebe, Tiefsinn und Festigkeit macht ihn zu dem glücklichen Interpreten; die Liebe, welche sich nicht mit bitterem Vorurtheil von einer Erscheinung nach dem Gerichte sofort abwendet, sondern das Menschliche als das Verwandte ansieht; der Tiefsinn, der nicht nur eingehen, sondern auch eindringen kann in das geistig Neue und Originale;

und die Festigkeit, welche sich um die Urtheile und Mißverständnisse zur Rechten und zur Linken nicht kümmert, indem es sich darum handelt, das Gefundene nach reinster und innerster Ueberzeugung mitzutheilen. Wir sind dabei weit entfernt, ihn um dieses entschiedenen Berufes willen in den betreffenden Leistungen für infallibel zu halten, oder vorauszusetzen, daß ihn die Liebe zu seinen Autoritäten nicht manchmal in der Anerkennung zu weit geführt habe. Im Gegentheil halten wir dafür, daß einzelne seiner Deutungen, nicht nur als Ausdeutungen unbewußter christlicher Ahnungen oder Anklänge in den betreffenden Produkten, sondern auch als unwillkührliche Umdeutungen der ursprünglichen Aussagen, als Sinnverbesserungen geliebter Rede zu betrachten sind. Es ist eine offenbare Thatsache, daß die Resultate, welche Göschel aus der Hegelschen Philosophie gezogen hat, in einem grellen, durchgreifenden Widerspruch stehen mit denen, welche Andere gezogen haben aus demselben System; und hier würde es ein bloßer Machtspruch des günstigen Vorurtheils seyn, wenn man ihm von vorne herein die entscheidend richtige Auffassung zusprechen wollte. Zu der kritischen Riesenarbeit, diese große Streitfrage mit einem Schlage zu lösen, wird sich so leicht Keiner gerüstet glauben. Lassen wir aber auch diese Frage dahingestellt, so kann sich der denkende Christ, namentlich der Theologe, leicht davon überzeugen, daß die Hegelsche Philosophie mit dem Segen der philosophischen Forschung aller Jahrhunderte, und der christlichen Mystik und Theosophie reich befruchtet ist,

möchten diese substantiellen Elemente auch mit ihren eigenen Grundprincipien nicht stimmen, und es ist höchst dankenswerth, daß ein kundiger Interpret diesen Schatz frischer, neu vermittelter Einsichten für die Gemeinde ausbeutet, namentlich in einer Zeit, da so Manche in Gefahr sind, ihre christlichen Ueberzeugungen durch träges, einsichtsloses Handhaben derselben zu unwirksamen Satzungen verwelken zu lassen. Es ist z. B. ganz gewiß ausgemacht, daß Sokrates und Plato keine Christen gewesen sind, und doch hat das Bemühen, in den Schriften Beider das Christliche aufzusuchen, einen guten Klang, und schönen Segen. Will man dann auch einstweilen den Verdacht, welchen unverkennbare Widersacher der christlichen Wahrheit dem Hegelschen Systeme bereitet haben, nicht auf Göschel's Versicherung hin aufgeben, so hat man doch zuzusehen, was man Gutes und Erfrischendes durch Göschel aus Hegel's Schriften lernen könne, und in wie weit man ihm zur Anerkennung und zum Danke verpflichtet sey. Dasselbe gilt von Göthe. Wir wollen hier um Göthe's Canonisation nicht handeln; auch Göschel gibt zu, daß er ein lässiges Kirchkind gewesen sey. Doch wollen wir unsere Ueberzeugung, daß der Verf. in der fraglichen Anerkennung Göthe's zu weit gehe, nicht verhehlen. Wenn auch der Vorwurf, daß Göthe „bei dem Volke Christi nicht habe stehen mögen," mannichfach zu modificiren seyn möchte durch die Erinnerung an das Verhältniß zwischen ihm und Stilling, zwischen ihm und Lavater, und an sein freundliches Verhalten gegen die Gemeinde in manchen Beziehungen, so

läßt sich doch der Totaleindruck der Entfremdung in dieser heiligen Gemeinschaftsfrage nicht wegbringen. Wenn Göthe über vielen pietistischen Unarten geringerer Christen stand, so liegt der Gedanke wohl nahe, daß er sich eben sowohl um sie, zur Förderung ihrer christlichen Lebenskunst, hätte in etwas bemühen können, als er sich manchmal mit der Ausbildung mittelmäßiger Schauspieler in der dramatischen Kunst große Mühe gab. Das Princip der Liebe Christi bewirkt, wo es als Kraft der Wiedergeburt wirksam ist, auch zu dem Kleinsten im Himmelreich ein wesentlich anderes, wenn auch nicht überall ausgesprochenes, Verhältniß, als zu dem Größesten außerhalb. Man muß eingestehen, daß Göthe in einer größeren Schlichtheit und Natureinfalt stand, als die namhaftesten Bekenner des Evangeliums, mit denen er Umgang hatte, wovon schon allein der verschiedenartige Styl Zeugniß geben möchte, und daß er also wohl selbst vermöge eines starken, natürlichen Wahrheitssinnes, manches Anstößige in der Weise seiner christlichen Freunde finden mochte. Aber wenn Diese ihm nicht gewachsen waren, so ist er damit nicht entschuldigt; es stellte sich nur um so deutlicher sein Beruf heraus, die Innigkeit von ihnen anzunehmen, und sie in der Wahrheit der Form zu übertreffen zum Segen der Welt. Ist aber nun einmal ein unverkennbarer Freund des Evangeliums in der Anerkennung Göthe's zu weit gegangen, so müssen wir doch diese Erscheinung als eine beinahe nothwendig gewordene bezeichnen, weil nämlich die christliche Gemeinde in ihrer Verurtheilung zu weit gegangen

war. Man hat den Dichter vielfältig dargestellt als einen Apologeten der Sünde und des praktischen Antichristenthums; und es nicht im Mindesten in Anschlag gebracht, daß er sich namentlich für die kirchliche Orthodoxie gegen die Neologen, für die christliche Ordnung gegen die Wüstlinge, für die gottergebene Entsagung gegen die freche, räuberische Willkühr der Selbstsucht sehr bestimmt ausgesprochen. Man hat ihn für einen Apologeten der Gottesverachtung gehalten, weil er den Trotz des Prometheus gegen den heidnischen Zeus mit objektiver Wahrheit dargestellt; für einen Apologeten des Selbstmordes, weil er Werther's Verirrungen mit ergreifender Kraft geschildert, obwohl er ihn selber als einen Verirrten bezeichnet; für einen Apologeten des Ehebruchs in den Wahlverwandtschaften, obwohl in diesem Roman schon das ehebrecherische Gelüsten mit dem Tode bestraft, und über die Tendenzen nicht etwa eines fleischlich liederlichen, sondern eines bürgerlich legalen Ehebruchs ein schauerliches, von bösen Vorzeichen begleitetes Gericht gehalten wird. Diejenigen, welche meinen, all diese Verkennung und Wegwerfung schade nichts, und es sey im Gegentheil für die Sache des Herrn etwas Förderliches, wenn man in solchen Gegensätzen nur immer das Schlimmste sage, bedenken es nicht, daß diese Maxime in dem Jesuitismus auf's Aeußerste getrieben — und gerichtet ist, und daß der Herr in seiner göttlichen Unpartheilichkeit solche Dienste nicht anerkennen kann. Auch hier bleibt die Regel feststehen, ja hier gilt sie ganz besonders, daß das Unrecht seinen eigenen Herrn schlägt,

und wenn im Interesse des ungeläuterten christlichen Gemeingefühls eine Menge solcher unwahren oder halb-wahren Vorurtheile, Unbilligkeiten, Maaßlosigkeiten der Verurtheilung ausgegangen sind, so fällt die Last dieses Unrechts auf die Gemeinde zurück, und man hat sich dann nicht zu wundern, wenn ihr die siegreiche, durch-greifende Ausbreitung in der Welt vielfältig verkümmert wird. In einem solchen Falle wird durch den entgegengesetzten Schritt freier, kühner Retraktation eine Schuld beseitigt, ein fluchartiges Hemmniß hin-weggethan, wofür man dem Organe einer solchen Wirksamkeit zum großen Danke verpflichtet ist, voraus-gesetzt, daß die Reinheit des christlichen Zeugnisses, der Ernst des christlichen Lebens salvirt bleibt, wie es bei Göschel unverkennbar der Fall ist. Diejenigen unserer Leser, welche mit den obengenannten Schriften des Verf. noch nicht bekannt seyn sollten, möchten wir mit diesen Worten zum Gebrauch und Genuß derselben einladen. Eine vielseitige Erfrischung und Erweiterung der christlichen Einsicht, Belebung und Befestigung der christlichen Ueberzeugung, eine reiche Ausbeute zur Er-bauung für Geist und Herz wird den Unbefangenen dabei gewiß zu Theil werden. Eine eingehende Be-urtheilung dieser Schriften würde, bei ihrem diskursiven Charakter, indem sie Commentare geben zu sehr man-nichfaltigen Stücken und Aussprüchen der Götheschen Poesie, viel zu weit führen. Wir beschränken uns also darauf, über den Inhalt der beiden ersten Bände in aller Kürze zu berichten, und aus dem dritten einige Proben mitzutheilen.

In dem ersten Bande wird zunächst das Knabenmährchen „der neue Paris“ besprochen. In diesem Mährchen findet der Interpret die Bestimmung Göthe's allegorisch ausgesprochen; wobei er das Einzelne des Mährchens sehr sinnreich deutet. Auch bespricht er mit apologetischer Absicht die Mißverhältnisse, welche zwischen dem Dichter und seiner Zeit nach verschiedenen Seiten hin eintreten mußten. Als ein verwandtes Stück wird „Hans Sachsen's poetische Sendung“ unmittelbar darauf besprochen. Hier führt uns der Interpret in die ernste und innige Gemüthswelt des christlichen Gemeindelebens tief hinein. Er zaudert keinen Augenblick, sich zu dem Geiste eines alten, holperichten Trostliedes zu bekennen, und seine Liebe zu dem Schuster-Dichter zu äußern, den ja auch Göthe wieder mit schöner Herzenskühnheit, Trotz der ästhetischen Vornehmthuerei seiner Zeitgenossen, zu Ehren gebracht hat. Die folgenden Stücke: Wilhelm Meister's Lehrbrief, eine Paraphrase — der Tetraeder, zu Wilhelm Meister's Lehrjahren, — Wilhelm Meister's Wanderbuch, eine Paraphrase, — Bruchstück eines Geleitsbriefes oder Wegweisers zu den Wanderjahren — behandeln viele interessante Capitel der Lebensweisheit und Lebensführung. Mit einem außerordentlichen Gelingen hat der Verf. einzelne bedeutende Momente dieser Literatur auf christliche Lebensfragen angewendet, wobei die Meinung geäußert werden muß, daß ihm Einsicht gegeben ist durch den Glauben an solchen Stellen, wo der Dichter kaum die Ahnung haben mochte, des Tief-

bedeutsamen, das er redete; z. B. da, wo von dem zerbrochenen Schlüssel des geheimnißvollen Kästchens die Rede ist. Der Schlüssel ist bei genauerem Besehen nicht zerbrochen, sondern in glatten Bruchstücken auseinandergegangen, welche durch magnetische Kraft wieder sich zusammenfügen. So ist das, was wir zerbrochen, verbrochen haben in der göttlichen Wirklichkeit kein Zerrissenes, Unheilbares; die Gnade stellt es wieder her in's Gute, in's Ganze. Hierauf folgt die Erklärung des Mährchens: die neue Melusine. In der Rochus-Kapelle, eine Gewissensfrage, gibt uns der Interpret ein höchst anmuthiges und lehrreiches Bruchstück aus einer von ihm selber gemachten Rheinreise mit speciellen Beziehungen auf Götheſche Dichtung. Unter der Ueberschrift: Faust und Mephistopheles, wird der Schluß in dem zweiten Theile des Faust besprochen, das aufsteigende Seligwerden des Faust. Der Verf. gibt diesem kühnen Wagniß des Dichters seine Zustimmung. Wir wollen gestehen, daß wir uns in diese Bekehrung des ergrauten Sünders jenseits durch Kinder und Weiber nicht finden können; doch würde eine ausführliche Debatte mehr Zeit und Raum erheischen. In der Erklärung des nachfolgenden Mährchens: das neue Reich, kommen die Gegensätze in den bürgerlichen Zeitverhältnissen auf eine interessante Weise zur Sprache. „Fast scheint es auf den Chiliasmus eines neuen Jahrtausends hinauszukommen." Den Schluß des ersten Bandes bildet das Stück: Aus dem Briefe des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***. Mit Recht

findet der Verf. in diesen Briefen sprechende und schöne Dokumente dafür, daß Göthe in seinen jüngeren Jahren sich einsichtig und ernst mit christlichen Interessen beschäftigt habe. —

Der zweite Band theilt uns zuerst eine Reihe von Skizzen aus Göthe's Leben mit, in denen sich der religiöse Sinn des Dichters, und sein freundschaftliches Verhältniß zum Christenthum auf mannichfaltige Weise spiegelt. Wir wollen die einzelnen Stücke wenigstens nennen: Göthe und Stilling, — die Harzreise im Winter, — Trilogie der Leidenschaft, — Göthe und Schiller, oder die Metamorphose der Pflanzen, und die Kantsche Philosophie, — die Geheimnisse, — Göthe in Seegefahr, — die Vorsehung und die Bettelleute, — Göthe und die Fürstin Gallizin, — die Resignation, — die Wahlverwandtschaften. In dem letztgenannten Aufsatze sagt der Verf. Einiges zur Vertheidigung des vielbesprochenen Romans, wie er auch schon im ersten Bande gelegentlich darauf gekommen ist. Er sagt: „Die Wahlverwandtschaften enthalten nach des Verf. eigenen Bekenntnissen einen aus dem Leben selbst entnommenen Commentar zu Matth. 5, 28. in Verbindung mit Joh. 8, 7." Wir machen hier noch darauf aufmerksam, daß das junge Deutschland, welches mit Begierde die schon vorhandenen Werke, welche seine Denkweise geltend machten, wieder hervorzog, an den Wahlverwandtschaften mit scheuem Gewissen vorbeigegangen ist, und ausdrücklich selbst den Roman gescholten

und beseitigt hat. Die zweite Hauptüberschrift in diesem Bande lautet: Anklage und Vertheidigung. Es ist ein Dialog, der sich auf Knapp's bekanntes Gedicht: Nachruf an Göthe, bezieht, und den der Verf. als einen „Prozeß ohne Endurthel" bezeichnet. Wir wollen diesen Prozeß mit geziemender Bescheidenheit ohne Endurthel lassen; je länger der Prozeß fortdauert, desto williger werden die Partheien endlich zum billigsten Vergleich. Das bekannte Gedicht hat zarte Schönheiten und ist mit unverkennbarer Liebe in edler Schonung und Scheu für den Schatten des Dichters geschrieben; allein die Unterscheidung zwischen den löblichen und unlöblichen Werken Göthe's, wo denn selbst Prometheus mit auf die schlimme Seite muß, und wo auch die Wahlverwandtschaften der gewöhnlichen Verkennung unterliegen, zeugt von einer mehr enthusiastischen als forschenden Auffassung und Behandlung des Gegenstandes. Der Verf. gibt jedoch auch in dem Prozesse schon dem trefflichen Dichter die gebührende Anerkennung mit dem Ausdrucke der Liebe. Hierauf folgen noch drei höchst bedeutende Stücke: Gott, Gemüth und Welt. Eine Paraphrase nebst Zugabe. — Zur Gottes-, Geistes- und Naturphilosophie. Zur Einleitung in die Farbenlehre. — Kind und Löwe. Novelle. Die beiden ersteren Aufsätze enthalten viel Schönes, was in das Gebiet der Religionsphilosophie einschlägt, über das Verhältniß Gottes zur Welt, über das Gesetz der Polarität, über Pantheismus und Atheismus, über Gottes Walten und Gottvertrauen u. s. w. in einer

hin und wieder etwas aphoristischen Form; einen köstlichen Genuß gewährt hier die weitere Verarbeitung der Götheschen Farbenlehre. Es müßte höchst interessant seyn, diese Grundzüge der Farbenlehre mit v. Meyer's Gedanken über die Farben in seinen prosaischen Hesperiden zu vergleichen; dies aber würde eine eigene Arbeit erfordern. Mit Recht hat der Verf. große Freude an der schönen, tiefsinnigen und mystisch frommen Novelle Göthe's: Kind und Löwe, und die Erklärung derselben ist ganz geeignet zu einem volltönigen Schlusse des zweiten Bandes. Viel Inniges und Erbauliches aus der Feder des Interpreten wechselt hier mit den lieblichen und rührenden Glaubenszeichen und erbaulichen Liedertönen des Dichters ab. Der dritte Band der „Unterhaltungen" behandelt kleine Sprüche der Götheschen Dichtung, wie schon die Inhaltsanzeige besagt: Vorwort. — Sprüchwörtlich. Zweihundert und neun Sprüche. — Aus den Epigrammen von Venedig. Zwölf Xenien. — Verschiedenes. Vier und vierzig Betrachtungen. Diesen Band wollen wir nun schließlich durch Mittheilung einiger Proben charakterisiren.

„Nur heute, heute nur laß dich nicht fangen,
So bist du hundertmal entgangen."

„Es kommt Alles auf den gegenwärtigen Augenblick an. Darum sorge nicht für den morgenden Tag, sondern richte deine ganze Sorge und Aufmerksamkeit auf den heutigen Tag. Nur heute, heute nur sey auf deiner Hut: aber es ist immer heute. Heute ist der Anfang, und vom Anfange hängt viel ab; nur

heute laß dich nicht verlocken, nur heute widerstehe, und du hast viel gewonnen. Wer dem ersten Anlaufe widerstanden hat, der hat einen großen Sieg errungen. Unterliegst du heute, so wächst der Feind mit jedem Tage; widerstehst du ihm aber in Zeiten, so wird er mit jedem Tage ohnmächtiger werden."

Bei dem Neutestamentlichen Worte τῷ κυρίῳ δουλεύοντες findet sich die Variante τῷ καιρῷ. Beides ist im tiefsten Grunde Eins. In dem mitgetheilten Stücke hat der Interpret ohne Zweifel den Sinn des Dichters rein wiedergegeben, und nachweislich nichts hinzugethan. Anders möchte es stehen mit der folgenden Mittheilung:

„Und wärst du auch zum fernsten Ort,
Zur kleinsten Hütte durchgedrungen,
Was hilft es dir, du findest dort
Taback und böse Zungen."

„Du willst die Welt fliehen, du willst der bösen Welt entlaufen? Fahre hin, laufe zur fernsten Ferne, dringe bis zur einfachsten, kleinsten Hütte, was hilft es dir? Du wirst doch überall in der Welt die Welt, die böse Welt finden. Wohin du dich auch flüchtest, du findest dort wie hier, in höheren und niedrigeren Kreisen — Taback und böse Zungen, oder mit anderen Worten, die Trägheit des Geistes zu Allem, was des Geistes ist, und die Fertigkeit der Zunge zu Allem, was übel lautet, oder mit anderen Worten, die allen himmlischen Dingen entfremdete, erdwärts gewandte, wohlbehabige Philisterhaftigkeit, und die schadenfrohe Afterrede. Die kleinste Hütte, zu welcher du

auf deiner Flucht vor der Welt hindurchdringen kannst, ist das Innerste deines eigenen Herzens; das heimlichste Gemach, in das du entfliehen kannst, ist in dir selbst, und findest du da nicht auch die Welt, der du entlaufen willst?"

Hier verfährt der Interpret ergänzend. In dem folgenden Stücke muß er schon sehr limitirend verfahren, um die Concordanz GötheScher und christlicher Denkweise festzuhalten.

„Nichts taugt Ungeduld,
Noch weniger Reue,
Jene vermehrt die Schuld,
Diese schafft neue."

„Du hast deine liebe Noth und Sorge? ja du bist am allermeisten mit dir selbst unzufrieden? Dazu magst du freilich Ursache haben. Welcher Mensch könnte mit sich zufrieden seyn? Aber lieber Mitbruder und Leidensgenosse, du darfst dennoch nicht verzagen. Höre meinen Rath: Hüte dich vor Zweierlei: vor Ungeduld und Reue. Die Ungeduld will voreiligst vorwärts, die Reue sieht rührend rückwärts: die Hast der Ungeduld möchte ungestüm aus der Haut fahren: die Reue kommt mit allen ihren Schwächen und Seufzern nicht von der Stelle. „Reue ist ein fauler Schelm." Die Ungeduld häuft Schuld auf Schuld, sie vermehrt nur den Quell aller Unzufriedenheit: die Reue schafft sich selbst neue Schuld, neue Ungeduld, neue Qual.

Also — Ungeduld taugt nichts, und Reue taugt noch weniger. Darum sey nicht ungeduldig, sondern

leide dich. Aber vor Allem fliehe die Reue: überlaß dich nicht dem Zehrfieber schwindsüchtiger Reue, sondern — thue Buße. Buße thun heißt wörtlich besser werden: μετανοεῖν heißt die Gesinnung erneuern und erfrischen, u. s. w."

Doch ist die Buße nicht ohne göttliche Traurigkeit. Und dies ist die rechte Reue, welche das Weltkind in seiner Besserung mit Ungeduld überschreitet, daher es auch nicht zum Bedürfniß der Gnade kommt. Die falsche Reue ist freilich das Schlimmste von Allem: rückwärts gekehrte Selbstgerechtigkeit, die das alte Unheil des Falles nicht heimgeben will an die Gnade im Glauben, sondern selbstquälerisch im Grunde mit der Vorsehung hadert, daß sie den Fall nicht verhindert hat.

In der folgenden Mittheilung können wir, sofern sie Auslegung ist, dem Interpreten nicht zustimmen, da die betreffenden Worte des Dichters für unser Gefühl etwas Freches behalten.

„Böcke, zur Linken mit euch! so ordnet künftig der Richter:
Und ihr Schäfchen, ihr sollt ruhig zur Rechten mir stehn!
Wohl! doch eines ist noch von ihm zu hoffen; dann sagt er:
Seyd, Vernünftige, mir grad gegenüber gestellt."

„Der letzte Tag wird die Schafe und Böcke scheiden, zur Rechten und zur Linken. Aber ist der letzte Tag die Ewigkeit selbst? Ist die Ewigkeit nur das Letzte? Oder besteht sie nicht vielmehr in der durchdringenden Vermittelung, in der Verklärung aller Finsterniß, in dem alle Winkel erleuchtenden Lichte der göttlichen Vernunft? Dies ist die große Frage,

welche schon manche unsterbliche Menschenseele durch das Leben begleitet, manche verleitet, manche geleitet hat."

Wir stimmen dem Interpreten in der Voraussetzung bei, daß Göthe bei dem vielbesprochenen Epigramme: Vor dem dreißigsten Jahre kreuzigt mir jeglichen Schwärmer, nicht an Christum gedacht habe. Er hat wohl sagen wollen, der eigentliche Schwärmer kann auf die Dauer nicht ehrlich bleiben. Die große Welt- und Lebenskühle macht ihn innerlich allmählig mit seinem hitzigen Selbstbetrug vertraut. Dann aber steht seine Consequenz, sein Ruf auf dem Spiele; um nicht zu widerrufen, echauffirt er sich fortan mit Bewußtseyn, und wird nun zum Betrüger. Es scheint uns jedoch der unbewußte Einfluß eines bösen Gestirns gewesen zu seyn, daß Göthe seinem Gedanken grade diese verfängliche Fassung gegeben.

Wir erlauben uns nun noch, zwei Lieblingsstücke mitzutheilen, das erste, weil es mit eigener, innigster Erfahrung übereinstimmt, so daß hier der Dichter, der Interpret und Berichterstatter im vollsten Einklange stehen; das andere, weil es uns als eine köstliche Erweiterung der Lehre vom Himmel, als eine Alpenblume und als ein Morgenblitz geförderter Erkenntniß im Gebiete der bezeichneten Lehre erschienen ist, wofür wir dem Interpreten zum besonderen Dank verpflichtet sind, und wozu freilich der Dichter selber nur eine leise Anregung dunkler Ahnung in tiefem Gefühl gegeben zu haben scheint.

„Klage und Trost."

„Mich ängstigt das Verfängliche
Im widrigen Geschwätz,
Wo nichts verharret, Alles flieht,
Wo schon verschwunden, was man sieht;
Und mich umfängt das bängliche,
Das grau gestrickte Netz. —
Getrost, das Unvergängliche,
Es ist das ewige Gesetz,
Wonach die Ros' und Lilie blüht."

„Die Klage trifft die Unbestimmtheit, die Gestaltlosigkeit, die Unbeschreiblichkeit, und Unsagbarkeit, womit die Gedanken in Beziehung auf die geheimsten und höchsten Gegenstände am meisten zu kämpfen haben. Sie entschlüpfen, ehe wir sie fassen. Und doch sind diese Gegenstände als die höchsten auch die bestimmtesten. Aber die Bestimmtheit entzieht sich dem Menschen nirgends so sehr, als in der höchsten Sphäre des Gedankens, der Religion. Auch der Dichter, der sonst so bestimmt ist, der sonst Alles in seiner Gestalt erkennt, hat unter diesem unsagbaren Wesen in Beziehung auf die höchste Erkenntniß viel zu leiden gehabt: aber er kennt doch den Feind, dem er gleichwohl so vieles Feld eingeräumt hat. Er kennt ihn, er sucht ihn zu fliehen, und wo er ihm doch verfällt, da getröstet er sich der werdenden Bestimmtheit, der Zukunft einer Entwickelung, wo der dunkle Spiegel des Wortes einer bestimmten Anschauung von Angesicht zu Angesicht das Feld räumt: er hofft auf diese Entwickelung nach demselben ewigen Gesetze, welches im Naturreiche der Entfaltung der Pflanze zur Blüthe kräftig inwohnt.

Dasselbe Gesetz, welches in der Natur die grünen, unscheinbaren Blätter zu Rosenroth und Lilienweiß verklärt, und alles Graue, alles Trübe durch das Licht im brennendsten Farbenglanze verherrlicht, dasselbe ewige Gesetz erhebt im Reiche des Geistes alles Unaussprechliche und Unbeschreibliche zu seinem adäquaten Ausdrucke, alle dunklen und unbestimmten Gefühle zu ihrer Bestimmung und Wahrheit. Hier erweiset sich alles Vergängliche als Vorbild und Gleichniß des Unvergänglichen, und als der Schatten von den zukünftigen Gütern."

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß:
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß.
Das Unbeschreibliche
Hier ist's gethan,
Das Ewig=Weibliche
Zieht uns hinan."

Wenn dem Referenten die großen Gegensätze der Welt und des Lebens bei fortgesetztem Nachdenken sich verwirrten, und ein bängliches, grau gestricktes Netz seine Gedanken umfing, so orientirte er sich wieder an den Blumen. Das kleine Veilchen leistete schon die besten Dienste. Dies ist etwas unendlich Bestimmtes, etwas ausgemacht Liebes, Holdes, Schönes, ein gegenwärtiger, augenscheinlicher Einzelbeweis von der unendlichen Bestimmtheit des göttlichen Waltens in Weisheit, Macht und Liebe. Dieser einleuchtende Punkt macht es dann dem Betrachtenden gewiß, daß es nur an seiner Schwachheit liegt, wenn ihm die

unendlichen Bestimmtheiten aller höheren Wahrheit und Erweisung Gottes einmal durcheinander flirren, und daß sich Alles in seiner unendlich feinen Bestimmtheit offenbaren werde.

„Niederträchtigers wird nicht gereicht,
Als wenn der Tag den Tag erzeugt.“ *)

*) Da dieses Stück in meiner Schrift „Land der Herrlichkeit“ am Schlusse schon einmal vorkommt, so scheint es überflüssig, dasselbe hier noch einmal mitzutheilen. —

Leipzig, Druck und Papier von Ph. Reclam jun.